



INSEL-ALMANACH



AUF DAS GOETHEJAHR 1932

INSEL-ALMANACH
AUF DAS
GOETHEJAHR

1932

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

JANUAR



1 Neujahr ☾
2 Sonnabend

3 Sonntag n. Neujahr
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag ●
9 Sonnabend

10 1. Sonntag n. Ep.
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag ☽
16 Sonnabend

17 2. Sonntag n. Ep.
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend ○

24 Septuagesima
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend ☾

31 Sexagesima

FEBRUAR

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend ●

7 Estomihi
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 Invokavit ☽
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Reminiszere
22 Montag ○
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Okuli ☾
29 Montag

MÄRZ

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Lätare
7 Montag ●
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Judika
14 Montag
15 Dienstag ☽
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Palmarum
21 Montag
22 Dienstag ○
23 Mittwoch
24 Gründonnerstag
25 Karfreitag
26 Sonnabend

27 Ostersonntag
28 Ostermontag
29 Dienstag ☾
30 Mittwoch
31 Donnerstag

♉ APRIL 

1 Freitag	11 Montag	22 Freitag
2 Sonnabend	12 Dienstag	23 Sonnabend
3 Quasimodogeniti	13 Mittwoch	24 Kantate
4 Montag	14 Donnerstag ☽	25 Montag
5 Dienstag	15 Freitag	26 Dienstag
6 Mittwoch ●	16 Sonnabend	27 Mittwoch ☾
7 Donnerstag	17 Jubilate	28 Donnerstag
8 Freitag	18 Montag	29 Freitag
9 Sonnabend	19 Dienstag	30 Sonnabend
10 Miserikord. Dom.	20 Mittwoch ○	
	21 Donnerstag	

♊ MAI ♊

1 Rogate	12 Donnerstag	23 Montag
2 Montag	13 Freitag ☽	24 Dienstag
3 Dienstag	14 Sonnabend	25 Mittwoch
4 Mittwoch	15 Pfingstsonntag	26 Donnerstag
5 Himmelfahrt ●	16 Pfingstmontag	27 Freitag ☾
6 Freitag	17 Dienstag	28 Sonnabend
7 Sonnabend	18 Mittwoch	29 1. Sonntag n. Tr.
8 Exaudi	19 Donnerstag	30 Montag
9 Montag	20 Freitag ○	31 Dienstag
10 Dienstag	21 Sonnabend	
11 Mittwoch	22 Trinitatis	

♋ JUNI 

1 Mittwoch	12 3. Sonntag n. Tr.	23 Donnerstag
2 Donnerstag	13 Montag	24 Freitag
3 Freitag	14 Dienstag	25 Sonnabend ☾
4 Sonnabend ●	15 Mittwoch	26 5. Sonntag n. Tr.
5 2. Sonntag n. Tr.	16 Donnerstag	27 Montag
6 Montag	17 Freitag	28 Dienstag
7 Dienstag	18 Sonnabend ○	29 Mittwoch
8 Mittwoch	19 4. Sonntag n. Tr.	30 Donnerstag
9 Donnerstag	20 Montag	
10 Freitag	21 Dienstag	
11 Sonnabend ☽	22 Mittwoch	

♌ **JULI**

1 Freitag	11 Montag ☽	22 Freitag
2 Sonnabend	12 Dienstag	23 Sonnabend
3 6. Sonnt. n. Tr. ●	13 Mittwoch	24 9. Sonntag n. Tr.
4 Montag	14 Donnerstag	25 Montag ☾
5 Dienstag	15 Freitag	26 Dienstag
6 Mittwoch	16 Sonnabend	27 Mittwoch
7 Donnerstag	17 8. Sonnt. n. Tr. ○	28 Donnerstag
8 Freitag	18 Montag	29 Freitag
9 Sonnabend	19 Dienstag	30 Sonnabend
	20 Mittwoch	
10 7. Sonntag n. Tr.	21 Donnerstag	31 10. Sonntag n. Tr.

♍ **AUGUST** 

1 Montag	12 Freitag	22 Montag
2 Dienstag ●	13 Sonnabend	23 Dienstag
3 Mittwoch	14 12. Sonntag n. Tr.	24 Mittwoch ☾
4 Donnerstag	15 Montag	25 Donnerstag
5 Freitag	16 Dienstag ○	26 Freitag
6 Sonnabend	17 Mittwoch	27 Sonnabend
7 11. Sonntag n. Tr.	18 Donnerstag	28 14. Sonntag n. Tr.
8 Montag	19 Freitag	29 Montag
9 Dienstag ☽	20 Sonnabend	30 Dienstag
10 Mittwoch		31 Mittwoch ●
11 Donnerstag	21 13. Sonntag n. Tr.	

♎ **SEPTEMBER**

1 Donnerstag	11 16. Sonntag n. Tr.	22 Donnerstag
2 Freitag	12 Montag	23 Freitag ☾
3 Sonnabend	13 Dienstag	24 Sonnabend
	14 Mittwoch ○	
4 15. Sonntag n. Tr.	15 Donnerstag	25 18. Sonntag n. Tr.
5 Montag	16 Freitag	26 Montag
6 Dienstag	17 Sonnabend	27 Dienstag
7 Mittwoch ☽	18 17. Sonntag n. Tr.	28 Mittwoch
8 Donnerstag	19 Montag	29 Donnerstag
9 Freitag	20 Dienstag	30 Freitag ●
10 Sonnabend	21 Mittwoch	

♏ **OKTOBER** 

1 Sonnabend

2 19. Sonntag n. Tr.
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag ☽
7 Freitag
8 Sonnabend

9 20. Sonntag n. Tr.
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag ○
15 Sonnabend

16 21. Sonntag n. Tr.
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend ☾

23 22. Sonntag n. Tr.
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend ●

30 23. Sonntag n. Tr.
31 Montag

♐ **NOVEMBER** 

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend ☽

6 24. Sonntag n. Tr.
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 25. Sonnt. n. Tr. ○
14 Montag
15 Dienstag
16 Bußtag
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Totenfest
21 Montag ☾
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 1. Advent
28 Montag ●
29 Dienstag
30 Mittwoch

♑ **DEZEMBER** 

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 2. Advent ☽
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 3. Advent
12 Montag
13 Dienstag ○
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 4. Advent
19 Montag
20 Dienstag ☾
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 1. Weihnachtstag
26 2. Weihnachtstag
27 Dienstag ●
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend

Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet – nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst, den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urteil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer

Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist,

solange – Goethe – lebte.

*

Friedrich Wilhelm Schelling am 28. März 1832

FRIEDRICH GUNDOLF

GOETHES KINDHEIT

Wenn Gedenkfeste mehr sein sollen als Geschäft oder Beschäftigung, so müssen sie Gestalten beschwören, die uns zu entschwinden drohen und deren wir noch bedürfen. Jedes Zeitalter bringt außer den neuen Geräten seiner Not auch neue Andachten hervor, um sich zu retten von seinem eigenen Druck oder sich zu betäuben über seine eigenen Öden. Seit der Mensch zum Selbstbewußtsein erwacht ist (oder wie es in der Bibel heißt: seit er sah, daß er nackt war), hat er immer wieder sein eigen Bild verherrlichen wollen und Gott nach seinem Bilde geschaffen. Die Dinge, womit er sich umstellt, hatten den doppelten Sinn, ihn selbst zu erhalten, zu schützen, zu stärken und als Gleichnis, Opfer und Ruf seine Götter zu bannen. Das Wort Erinnerung bewahrt einen Hauch des Schauders, die Angst, daß wir einbüßen, was droben, draußen wandelt, das Verlangen nach dem Entwichenen.

Niemand schien dem Deutschen notwendiger für den eigenen Bestand als Goethe. Kein Name ist seit mehr als hundert Jahren einhelliger und vielfältiger gefeiert, eben erinnert worden als der seine, obgleich viele leidenschaftlicher und ungeduldiger. In seinem langen Leben hat er mehr Saiten zum Schwingen gebracht als unsre mächtigeren Führer, und zwar nicht wie Luther, Friedrich, Bismarck, Schiller, Kant, Beethoven, Mozart und Wagner als der Wegbahner von Gesamtheiten, Stämmen oder Staaten, Schulen oder Parteien, sondern als der leise Bildner unzähliger einzelner. Und kein zweiter hat auf dem gleichen einsamen Weg so viele Einzelseelen aus anderen Völkern dem Deutschtum geweckt und geworben. Viele Gegner, Taube oder Stumpfe, haben ihn wie jeden anderen Gewaltigen begleitet und überlebt, aber bis jetzt war er der gewisseste Besitz unserer Bildung, ein Maß des Rechten und Schönen. Das ist heute vorbei. Ich sage das nicht klagend, doch auch nicht, um Goethe beizusetzen in den ehrwürdigen

Grüften der Historie und unsere Schüler zu entlassen aus seinem Licht. Niemals war Goethe nötiger als heute, da man glaubt seiner entraten zu müssen, weil Staat, Wirtschaft und Kirche, Gesellschaft und Verkehr heftigere Sorgen haben als den Zauber und das Bild und deren größten deutschen Bewahrer. Aus dem Glauben an ein ewiges Menschtum über alle gegenwärtige Hatz und Bürde hinaus rufen wir Goethe, der die Erbschaft der Griechen und Römer, katholische und protestantische, Renaissance- und Barockvermächtnisse eingedeutscht wie kein zweiter. Was aus Homer erschien und mit Nietzsche sich verstieg, das will heut enden: der freie, ganze Mensch .. das wohlgeratene Geistesgewächs, das den Mut hat zum eigenen Dasein und Sosein, hilfreich, edel und gut aus lebendigem Herzen, nicht aus Geboten von Anstalten, Zwecken und Verbänden.

Über die Rebarbarisierung, über das blinde Tosen rechts und links, das Gezappel von Interessengruppen jeder Schicht, deren es immer gab, doch nie so hoffnungslos ohne Gegengewicht getrieben, über die romantische, russische und amerikanische Panik hinweg, über die dürren und die fetten Herden wollen wir den reinen Menschensinn ehren und seinen weisesten Künder: Goethe – einerlei, ob er dauert oder dunkelt.

Da Goethes hundertster Sterbetag durch die Laune des Kalenders naheliegt dem zweihundertsten Geburtstag seiner Mutter, wollen wir beiden gemeinsam huldigen und rückschauen auf den gemeinsamen Lebenskreis beider, auf seine Kindheit, da er aus der mütterlichen Hege und *durch* sie erwachte zum eigenen Genius. Erzählt hat er das selbst unerreichbar in den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ .. wir können heute nur besinnen, was er gezeigt.

Weil Goethe der gesetzlichste Mensch unseres Volkes ist, ist er auch Kind gewesen richtiger und reicher als wir andern. Jedes Kind erschafft die Welt dumpf witternd, gierig tastend und grenzenlos empfänglich von neuem. Daß wir diese Gabe von Jahrfünft zu Jahrfünft abstumpfen und immer weniger Organe des Wahr-

nehmens behalten, das macht uns aus genialen Geschöpfen zu dürftigen. Wem bis ans Ende jede neue Wahrnehmung ein neues Organ erschließt (nach Goethes Wort), wer die Fülle des Kindes in die Geisteshelle des Erwachsenen rettet, das fromme Staunen in das wache Schauen, die triebhafte Sicherheit in die willentliche Gewißheit, der verwirklicht wie Goethe das Schöpfertum, das Gott uns allen zugedacht hat. Zu den glücklichen Verhängnissen seiner Geburt gehört seine Mutter, deren Kind er auch als Mann ihr Leben lang geblieben ist nach eigenem Geständnis – mehr als seines Vaters. Seine sinnbildlichen Züge wiederholen mehr die Mutter als den Vater. In das Wachstum, wodurch eine wackere Bürgersfrau dem ungeheuren Genius ähnelt, dringen wir nicht .. Abkunftgeschichten verwirren mehr, als sie erklären.

Eine doppelte Bedeutung hat die Frau Rat, eine geschichtliche als die Mutter eines der Weltwunder, und eine natürliche als das schlichte Durchschnittswesen, drin er seine erste Form empfing. Die Erinnerung hat ihr von dem Glanz ihres Sohnes mit rückwirkender Kraft geliehen. Sie teilt seinen Ruhm als eine der großen Frauen der Geschichte: mit Recht, sofern seine Wirkung, die ohne sie undenkbar ist, ihr durch solche symbolische Ehre mitgedankt werden darf.. mit Unrecht, wenn man sie als ein Individuum feiert, losgelöst von ihrem Sohn. Die Mütter von Heilanden oder Helden sind schwer von der Mythe zu trennen, auch wenn ihr genaues Bild überliefert ist und nicht Schöpfungsmysterien das Nichtwissen ausfüllen. Keine solche Mutter kennen wir genauer als die Goethes, aus vielen eigenen Äußerungen und aus dem ergiebigen Bericht ihres Sohnes. Doch die vielen Anekdoten, Briefe und Zeugnisse von Zeitgenossen, die uns, ohne den Namen der Frau Rat oder der Frau Aja, ein bezaubernd liebes, tüchtiges und gescheites Weib zeigen würden, wie wir deren Dutzende kennen, wachsen durch ihren Ruhm zu Legenden einer genialen Wunderfrau. Dasselbe Geschick ist ja auch den Geliebten Goethes widerfahren, deren keine außer Marianne von Willemer erstaunlich

war und deren jede von seinem Wort dessen eigene Dauer und Strahlkraft empfing. So werden die Beatricen und Julien aus flüchtigen Zufällen ewige Sagen. Goethes Selbstbiographie, worin die Frau Rat zuerst der weiten Welt erschien, spendet ihr über die Wahrheit hinaus den Glanz der Dichtung, nicht durch poetische Zutaten, sondern durch den Zauber, der jedem Meister-bild innewohnt. Wir sehen Goethes eigene Pracht in diejenigen Gesichter hinein, die er mit Liebe malt. (Wie derselbe Mann, von Tizian und von einem Durchschnittsmaler gefaßt, etwa Karl V., doppelt erscheint, obwohl beide ihn ehrlich genau angeschaut haben.)

Vom Elternpaar Goethes ist die Mutter in Goethe selbst als Geist und als Charakter so unvergleichlich wirksamer geblieben, daß man mit Müh den Vater mitsieht, trotz der Formel, worin er ihm „Statur" und „ernstes Führen" dankt. Was Goethe begnadet und verherrlicht, die Freude und die Phantasie, mangelten ihm, und nur die Tugenden des Geheimrats, ohne die aus dem Stürmer und Dränger kein Olympier hätte werden können, Zucht, Fleiß und Ordnung – nur diese Grenzeigenschaften und Selbstbeschränkungen hatte der Vater ihm vererbt, ohne ihrer selbst so zu bedürfen wie der überschwengliche Sohn. Er war ein verdienstvoller und gnadenloser Mensch, unfähig des Rauschs und der Liebe, befangen in den vorgefundenen Ordnungen des gewissenhaften Verstandes und nur wie die meisten starken, aber freudlosen Gemüter bedroht von jähem Zorn und stockigem Unmut. Wir denken an die Szene aus „Dichtung und Wahrheit", wie er sich durch unbeherrschten Ausbruch gegen den einquartierten Königsleutnant gefährdet. Man merkt an der gesamten Schilderung seiner Art und seines Treibens in „Dichtung und Wahrheit", ja noch in den Dankreimen, wie sehr Goethe aus Pietät und Gerechtigkeit des Vaters Mängel in Tugenden, seine Grenzen in Sicherungen umgedeutet hat. Liebe spricht nicht daraus, nichts vom Glück der Erkenntlichkeit. Auch in dem Bericht über die Klopstock-Lektüre Wolfgangs und Corneliens, dem ersten

Dämmern neuer Dichtung im Goethischen Haus, meint man am Ton die Fremdheit zu vernehmen, die den Dichter vom Spießer trennt. Der Vater gehörte nach Geschmack und Sinn noch in die Zeit des Opitz, da man im berechenbaren Alexandrinervers, im nachweisbaren Reim die Solidität des Poesiegewerbes verbürgt hatte. Das Kindergeschrei von Hexametern aus dem Nebenzimmer, während der Vater gerade rasiert wird, ist nicht nur eine putzige Schnurre, sondern fast ein Geschichtszeichen, was Goethe vom Vater her als Poet mitbekam und was er abschütteln mußte. Goethe schuldet dem Vater, außer dem rechtschaffenen Vollzug der Ernährungs- und Erziehungspflichten, die Blutskraft, das feste, zähe Gewächs, kurz das, was er mit dem Worte „Statur" bildhaft bezeichnet, und die daraus folgende Willensspannung, den langen Atem seiner Vorsätze, den Schutz des Verstandes gegen Stimmungen, die Wahrheitsliebe, die Goethe als erste Pflicht auch vom Genius fordert, die Zucht und die Sauberkeit, kurz, „des Lebens ernstes Führen", Verdienste, die bei Goethes Vater das Richtige sind, bei Goethe selbst zu Überschuß und Gnade werden. Die Gefahren, wovon Goethe stündlich bedroht war, schon als Kind, noch als Greis, den Einsturz aller Vernunftmauern und -dämme unter dem Anprall der Leidenschaft, den Einbruch der Herzensmächte in das Hirngehege hatte der Vater nicht zu fürchten. Seine Natur ist nicht aufgewacht zu ihrem eigenen Geist, sondern schlief unter der wackeren Obhut der zweckmäßigen Gedanken, womit man im Jahrhundert Voltaires (oder in Deutschland im Jahrhundert von Opitz bis Gottsched) den Menschen zu erziehen meinte. Goethe selbst erwachte, und in Faust- und Prometheuskämpfen obsiegte er der Sphinx am Rande des Abgrunds.

Den Vater hat er auch innerlich lebenslang gesiezt, die Mutter, trotz der altfränkischen Redesitte, die ihm auch der räumliche Abstand später erleichterte, innerlich geduzt. Er hat sie herzlich geliebt nicht nur aus warmer Gewohnheit, sondern aus Wahlverwandtschaft. Wenn er dem Vater verpflichtet war für die heilsamen

Sicherungen seines Wesens, so huldigte er der Mutter als der Spenderin seines Überschusses. Bloße Tugenden, Tauglichkeiten zu einem Zweck, Amt, Geschäft sind ihre Vermächtnisse ihm nicht geworden, sondern freie Strahlen eines unbekümmerten Lichts, nochmals: Gnaden. In seinem Altersreim, worin Goethe die Urgenie-Ansprüche der Stürmer und Dränger, der Romantik des deutschen Baccalaureus wegspottet, indem er sich selbst die Originalität abspricht, nennt Goethe die Elemente der Mutter launig „Frohnatur" und „Lust zu fabulieren". In seiner eigenen gleichartigen, nur unendlich gesteigerten Natur wirken die Geschenke der Frankfurter Bürgersfrau – ihm so eines und so anders wie der Same dem Baum und dem Wald – als Freude und Schöpferlust. Denn alle Gaben durchreichen alle Grade der Natur und wandeln nur ihren Sinn und danach ihr Wort in jedem neuen Empfänger, wie der Genius selbst jeden Stand und jeden Charakter ergreifen und ermächtigen kann, ohne die niedern Züge zu vernichten, aber auch ohne die unsterbliche Leistung zu verringern – ich erinnere nur an Cicero, Luther, Rousseau. So durchwirkt auch die Lebenskraft, auch der Lebensgeist die menschlichen Stufen, mehr oder minder sichtbar nach der Größe des Trägers .. doch ein Goldkörnchen ist einem Goldberg verwandter als ein Sandberg einem Goldberg. Die kleine Frau Rat gehört ganz zum großen Goethe, wenn auch er nicht ganz zu ihr.

Das sind jedoch nur Elemente des Goethischen Daseins, die Grundkräfte, worin er lebt und webt, wodurch er leuchtet und düstert. Von der Mutter bekam er aber auch die ganz besondere Anlage mit, durch die er als der Erneuerer des Griechentums – nicht als ein Nachahmer, sondern als der Erneuerer – waltet: die Augenblickserfülltheit, das Glück, in dem jeweiligen Nu resolut zu leben, ganz da zu sein. Er sagt einmal von ihr: seine Mutter habe alles ertragen können, nur nicht die Sorge. Aus ihrer Todesstunde berichtet man, sie habe eine Besucherin abweisen lassen: „Die Frau Rat hat jetzt kei' Zeit, sie muß sterben." In der

Bemerkung ihres Sohnes und der Schlußanekdote erkennen wir geheimnisvoll-fröhlich das Goethische Wunder wieder. Im „Faust" wehrt sich der Titan gegen die Sorge: im schönen Augenblick stirbt er, nachdem er ein Leben lang das All als Augenblick zu fassen und als immer strebender Sterblicher jeden schönen Augenblick durchzufahren gedrängt war. Wie sehr sein gesamtes Schaffen von dieser Spannung bestimmt wurde, und wie sehr gerade seine Lebensbeichten Totenfeiern der schönen Augenblicke sind, das ist anderswo gezeigt. Wir sind durch Goethes Vorbildlichkeit und Allgegenwart in der deutschen Atmosphäre vielleicht etwas abgestumpft dafür, wie neu und selten solche Empfängnis- und Schaffensart bei uns war und immer noch ist.. wie sehr zumeist die deutsche Literatur, wenige Volkslieder ausgenommen, eine Literatur der zerknirschten oder eitlen Rückschau oder der sehnsüchtigen und selbstgerechten Zukunftshoffnung war, eine Literatur der Reue und der Sorge bis in die Liebe hinein, eine augenblicksferne, ja -feindliche Lehre, ein bild- und zauberfremder Gottesdienst. Goethes sogenanntes Heidentum ist weniger ein sittlicher Gegensatz, weniger sogar ein mythischer Gegensatz gegen die christlichen Zeichen, Gebote, Weissagungen, ein Antichristentum im Sinne Nietzsches, als die augenfreudige Hier- und Jetzt-Hörigkeit in jedem deutschen Werden und durch jedes deutsche Werden hindurch. Seitdem der Wandergott Odin entschwunden ist und sein Forst für Burgen, Klöster, Kirchen der Bibelgläubigen gerodet, waren in Deutschland (mehr als in den romanischen Ländern) die scheuen und gierigen Augen in das unsichtbare Jenseits, in das kommende Himmelreich oder Höllenreich gerichtet.. Sprüche, Gebete, Mären, Sänge beschworen das Ferne und Andre, das Noch-nicht und Nicht-mehr, die Ewigkeit über dem windigen Tag. Von der Völkerwanderung über die Kreuzzüge, von den Reformationskriegen bis zu den Aufklärungszwisten und den Romantikerträumen – eines ist allen Sagern gemein, so verschieden ihre Zeichenwahl, ihre Glaubensformeln, ihre Stimmungen sein mögen: sie warten auf etwas, das da

kommen soll. Sie sind überall heimischer als in ihrem eigenen Wesen, sobald sie aufhören leidend oder handelnd ihrer Not zu frönen: Erwerb, Buhlschaft, Herrschaft.. sobald sie den Mund auftun oder die Feder ansetzen, um von ihrem „Eigentlichen“ zu reden. Das Schönste aus unsrer vorgoethischen Dichtung sind keine Gegenwartsfeste, sondern Fahrten- und Gralslegenden wie Wolframs „Parzival“, der das Erscheinende als den Trug überwindet.. wie Grimmelshausens „Simplex“, der Schmutz und Blut des verwüsteten Vaterlandes durchwatet, um in der abgeschiedenen Siedelei sich zu „entbilden“. Oder es sind Kirchenlieder aus einer festen Burg, die nicht von dieser Welt ist, oder es sind Klagen über den schattenhaften Schwund des Lebens, Abschied vom Wahn wie Walthers unheimlichstes Gedicht, unheimlich im nächsten Sinne des Worts und im fernsten. Heimlos sind all unsre Weisen und Sänger gewesen hienieden vor Goethe, und selbst unsre Heimatfeiern stammen weniger aus dem gläubigen Stolz als aus der verzweifelten oder grimmigen Sehnsucht: von Walther über Hutten bis Fleming und Heinrich von Kleist. Auch Klopstocks hoher Ton preist mehr die Sprecher der Sprache, worin er seine Messiade dichten konnte als ein vorhandenes Volk.

Nun, Goethe hat den Augenblick geheiligt, von seinen kleinen Liebschaften und Amtsplagen bis zum gotterfüllten Wiederfinden des Du, wovon kein Werde ihn mehr trennt. Diesen frommen Wirklichkeitssinn gab ihm die Mutter mit. In der ruscheligen Frankfurter Näh und Frische hat sie viele ihresgleichen, Unbezeugte, Verschollene.. ihre trauten Züge erscheinen in die Welt erweitert durch ihr Gewächs. Die Dinge mußte sie nehmen, wie sie sich geben, das Beste draus machen, nicht mit dem Leben hadern, weil „dabei nichts herauskommt“, rastlos und hastlos das Nächste erledigen, Küche und Keller betreuen mit emsigem Fleiß und zugleich mit schwebender Spielfreude, eine rüstige Schaffnerin bis ans Ende und ein neckischer Kobold. Was ich meine, wird vielleicht noch deutlicher, wenn ich sie neben ihre Prophetin halte, die im spätromantischen Zeitalter

und auch im Ausland mehr zu ihrem Ruhm beigetragen hat als selbst Goethes „Dichtung und Wahrheit", weil sie ihr Bild mit verführerischer Schwärmerei aufgeschönt hat: Bettina von Arnim. Die war genial, doch neben der Frau Rat, die es nicht war, wirkt sie wie ein Feuerwerk neben einem Sonnenaufgang, wie ein Vogelstimmen-Imitator neben einem Maiengezwitscher, kurz: erstaunlich, glänzend, „fabelhaft", aber unrichtig und unwahr. Sie hatte alle Fabuliertugenden der Frau Rat gesteigert, geheizt, gemimt. Sie hatte auch etwas von der Frohnatur, der Hilfsbereitschaft und der quicken Behendigkeit. Doch sie wußte zu viel davon und machte, gut romantisch, aus ihrem Dasein ein Theater. Gerade das Goethische der Frau Rat, das Leben im eignen, wirklichen, geglaubten Augenblick, statt in einem ersehnten, vor- oder nachgespielten, gebrach ihr völlig. Ich sage das nicht, um die prächtige romantische Hexe herabzusetzen, sondern um Goethes Mutter klarer zu zeigen, indem ich ihre warme, helle, rechtschaffene Gestalt abhebe von den bunten Wolken ihrer Impresaria. Sie war keine Frau der schönen Ausflüge und Ausflüchte, und Bettina war beinahe nichts anderes. Frau Rat hatte Herz, Mund, Hand auf dem rechten Fleck, ganz hiesig und bei aller Regsamkeit ohne Hang zu irgend etwas, wobei sie nichts zu tun hatte. Bei ihrem Sohn setzte sich das Schauen ins Schaffen um, und auch er, der sehensdurstige Lynkeus, mied wahrzunehmen, wo er nicht wirken konnte. Was ihm nicht einging in Gesicht und Tat, das hielt er sich vom Leibe so lange wie möglich: Revolutionen und Restaurationen. Seine Mutter war nicht so besessen von Gesichten: sie antwortete jedem Anspruch und Anruf des Zufalls mit der Munterkeit der berechtigten Einwohnerin, Innewohnerin. Wenn sie bei der Aufführung des Goethischen „Clavigo" die Schauspieler ermuntert: „Macht 's nur gut, ich schreib's auch mei'm Sohn!" ist das ein harmloser Ausbruch des Frankfurter Mutterstolzes, doch auch ein Zeugnis ihres Dabeiseins, das keine Betrachtung, immer ein Mitmachen war und wie bei ihrem Sohn ein Mitfreuen, Mit-

leiden, Mitschwingen. So sehr sie ihren Sohn liebte, so stark war ihre Eingesessenheit im bewirkbaren Bereich, so gering ihre Weiten-phantasie, die müßige Neugier, die poetische Ferndelei, die roman-tische Sehnsucht: sie konnte sich nicht einmal entschließen, ihn zu besuchen. Sie entriet aller Züge, welche das literarische Massen-kennzeichen der früheren Goethezeit ausmachen, des spielerischen Geschmäcklertums und des empfindsamen Schwelgens. Alles, was Goethe mit seinen großen Werken überwand, lag ihr von vornherein weitab. Kein Wesen aus Goethes Kindheit war ihm konzentrisch wie seine Mutter, und von den Wesen, die ihn nährten, erzogen und erbildeten, ist sie bis in die Tage Herders weitaus am wichtigsten, so leis und unmerklich sie ihn hegte.

Je älter Goethe wurde, desto mehr war er darauf bedacht, das Menschentum, das ihm von seinem Erwachen bis zu seinem Ende der höchste, ja der einzig wahre Gegenstand des Sinnens blieb, zu erforschen und zu verkünden als ein Gewirke der gesamten Welt-kräfte. Auch sein eigen Leben und dessen wichtigste Bildner in seiner Frühzeit, also Mutter und Vater, hat er später gezeigt, samt dem Drum und Dran von den Gestirnen bis zum Geräms des Hauses am Hirschgraben. Das Buch, worin er dies voll-bracht hat, die künstlerisch vollkommenste Autobiographie, hat auch die Literaturwissenschaft verführt, seinen Genius, ja jeden Genius zu deuten als ein Gebäck aus tausend Einflüssen und Zutaten, und zu vergessen, wie sehr jeder Mensch ein unwieder-holbares Einzelwesen, wie sehr jeder Schöpfer eine Form-umfor-mende Mitte ist, auch als Geschöpf. Was wir wahrnehmen von Milieu, Umwelt, Stämmen, erfahren wir erst aus den Einzelnen, von denen sie offenbart werden. Goethes „Dichtung und Wahr-heit", kraft deren wir sein Kindestum erkennen, inniger und ge-nauer als aus Akten, welche uns die Teile in die Hand geben, kommt her von der Herderschen Vision des werdenden Mikro-kosmos: wie sein Lehrer Geschichte der Menschheit beschrieben, die Geschichtskunde des Späthumanismus mit neuplatonischen Emanationslehren durchdringend, so wollte Goethe das ihm zu-

gängliche Menschtum zeigen als eine „entelechische Monade", die nach und nach aus der Welt ihren Wandel empfängt durch Anverwandlung, Einverleibung der Umwelt. Dieser Versuch hat auch eine pädagogische Wendung (und damit eine willentliche Erzähltechnik). Dem spätidealistischen Ichrausch der Romantiker, der Fichteaner, welche die Welt für ein Spiel des freien Geistes hielten und noch Roman und Drama in lyrische Gemütswolken zerfledderten oder in selbstgenugsame Denktänze zerhüpften, wollte er klar machen, wie selbst sein Leben (ihnen vorbildlich oder übergewaltig) das gesetzlich leise Reifen eines stillen Kraftkeims sei, durch die fördernden oder hemmenden Wachstümer eines raumzeitlichen Weltganzen hindurch. Er hat mit der Muße eines alten Malers nachdrücklich die mannigfaltigen Sachen und Räume, die Nicht-Iche, geschildert, denen er sein Ich mit zu schulden meinte. Ja, er hat das Ich, um dessentwillen er sich er-innerte, absichtlich unscheinbarer, hintergründlicher gehalten als die Umgebungen, worin es sich entwirkte. Damit wollte er sagen: was ich bin, bin ich durch Welt. Daß durch diese erzieherische Bescheidenheit sein Werk sich liest als die Geschichte eines gediegenen Durchschnittskindes und -jünglings: das dankt er der Richtigkeit, der Normalität seines Menschtums, über der man die Riesigkeit vergißt. Die Enttäuschung mancher Zeitgenossen über das Buch kam daher: sie erwarteten eine Wundergeschichte und bekamen ein Musterbeispiel. Das Richtige ist aber nicht das Häufigste, sondern das Allerseltenste. Auch diese Lehre wollte Goethe den Zeitgenossen vermitteln, nachdem ihnen Rousseaus berühmte Bekenntnisse den Gaumen gereizt mit abnormen Ehrlichkeiten. Zudem bebte Europa damals von Napoleon, der alle Maße verrückte und dessen Anderssein man irrig seiner Ungeheuerlichkeit zuschrieb, statt seiner Dimension.

Aus pädagogischer Ironie, aus dichterischem Zeichenglauben und aus dem Vorsatz, sein heimeliges Leben unerforschlichen Weltgesetzen anzuvertrauen, beginnt Goethe die Geschichte seiner Kindheit mit seinem Horoskop. Die Mischung von Schalkheit und

Schauder würzt sein Leben wie sein Sinnen darüber. Macht und Liebe winkten freundlich mit ihren Sternenstrahlen .. der Gott der Wohlfahrt, Merkur, wohlwollend, und die Zerstörer blickten neutral .. nur der Mond widersetzte sich der Geburt, doch nicht dem Leben des Kindes. Sogar dieser Widerstand brachte Segen durch behördliche Besserung der Frankfurter Entbindungskunst. Auch dies eine tiefsinnige Schelmerei: im astrologischen Gleichnis lehnt Goethe gleich am Beginn seines Berichts den Dank ab für mancherlei Segen, den er gebracht, und wälzt den glückseligen Gestirnen zu, was ihm als fragwürdigem Säugling schon gelang. Vielleicht gibt solch ein Anfang mit dem absehbaren, doch unerforschlichen Sternenstand noch einen anderen Wink für die Historiker, Zeichendeuter und Ursachenforscher. Um ein einzig Ding ganz zu verstehen, müßte man schlechthin alles wissen. Was verschlägt es, aus den Billionen und aber Billionen unergründbarer Wirknisse einige faßbare, sichere, deutliche herauszulesen. Die Qual des unersättlichen Faust, daß wir nichts wissen können, und der ruhevolle Verzicht im Himmel, begegnen sich auch am Eingang von „Dichtung und Wahrheit".
Die Gestirne, die dies einmalige Leben bestimmen, sind ein Gleichnis der wunderbaren Gelassenheit und Muße, worin Goethes Kindheit wandelt trotz Qualen und Stürmen. Unser keiner kann sich mehr zurückversetzen in die empfängliche Stille dieser Zeit, worin Kinderzwiste und Liebesfieber, Brände und Umbauten, Kaiserkrönungen und Jahrmärkte, ja sogar Erdbeben und Krieg den sicheren Gottes- und Weltgrund überspielten, ohne ihn zu erschüttern. Wir alle, auch die Gläubigsten, auch die Behaglichsten, leben noch mit unsren Gewißheiten in Sturz und Schüttern, und das Wanken selbst ist der Grund, dem unsre Erkenntnisse entwachsen. Als Goethe in Wetzlar durchbrach zu seinem Weltschmerz und Deutschland damit verwirrte und entzückte, entwich er zum ersten Male einem Geheg, einem Behagen, worin seine Mitbürger ihren Geist mästen konnten. Noch die damaligen Zweifel, der Voltairesche, der Friderizianische, gaben

mehr Halt als unser Glauben, soviel Leidensmasse – Seuchen, Foltern, Elend – auch damals bestand. Der misanthropische Gönner des jungen Goethe, Hüsgen, kennzeichnet die Art jener zufriedenen Weltverneinung hinlänglich mit dem Wort: „auch in Gott entdeck ich Fehler". Darin liegt mehr Gottvertrauen als in den heutigen Fanatismen. Das Kind Goethe erwachte mit seinen natürlichen Schaudern in solch ruhender Ordnung. Die Universalität seines Lernens wäre auch der gleichen Begabung heute nicht mehr möglich, weil zu viele Kräfte verbraucht werden schon zur Sicherung des festen Punkts, von dem aus Welt sich wahrnehmen läßt. Die Art, wie er lernt, Sprachen und Geometrie, Historien und Künste, seine neugierigen Streifzüge in Haus, Stadt und Landschaft, seine Spiele und Fehden: alles vollbringt sich ohne Unrast, mit dem Gleichmaß der Zeit in einem abgesteckten Raum von Ehrfurcht, Zuversicht und Bereitschaft. Eine pflanzenhafte Empfänglichkeit, die mit der Gewißheit des Wurzelns das Vertrauen zur Wirklichkeit der gegebenen Welt aus jeder neuen Kenntnis saugt, und ein aktiver Wissenstrieb, der sich jede neue Erfahrung festhält als Bild, jedes Gelernte in Hand und Fuß verwandelt, steigern einander im jungen Goethe und bewahren ihn vor der starren Polyhistorie der Barockjahrhunderte und vor der fahrigen Methodensucht, Reizgier und Formelwut unsrer Tage. Er durfte lauschig und scheu warten, bis seine Lernstoffe ihn an-sprachen und seinem weit offenen Staunen antworteten. Selbst die Dinge, die er auf des Vaters Befehl bis zur Langeweile eingepaukt bekam, heimelten ihn an durch die selbstverständliche Haus- oder Schul- oder Stadtautorität: drum war noch seine Kritik, seine Abwehr eine Form des Aneignens. Goethes berühmte Gerechtigkeit ist kein objektives Getu des gleichgültigen oder feigen Zuschauers, sondern, im Kind schon angelegt: das Gleichgewicht der gesammelten Kraft, die sich offen hält für jeden Einfluß, ja Eingriff, in der Gewißheit ihn zu bewältigen. So las er Reisebücher und Volksbücher ohne geile Ungeduld, doch mit der beschwingten Phantasie, die das Ferne

vergegenwärtigt, weil sie es innehat. So ließ er sich von boshaften Mitschülern gefaßt mißhandeln, bis er schnellkräftig ihnen vergelten konnte aus gestautem Ingrimm. So trug er seine Kinderkrankheiten tapfer, doch nicht aus Pflichtzwang, kaum aus Ehrgeiz, sondern, immer wieder, aus dem steten Ausgleich seiner Wachstumsleiden und seiner Willensstärke. Nur in Gleichnissen läßt sich davon reden: Goethe war eine schöpferische Pflanze, eine Natura, Gewächs mit konzentrischem Geist, der ihre dunkle Empfängnis erkannte und schauend löste. Seine Abwehr jäher Gewalten, des Vulkanismus, der Geschichte, kommt aus seiner Pflanzengeduld.. und die Geduld reifte in seiner raum- und zeitreichen Kindheit. Auch die größte Erschütterung seiner Knabenjahre, der Siebenjährige Krieg, der selbst den Haushalt entzweite und bedrohte, verdichtete sich ihm aus dem Getümmel zur Ehrfurcht vor der Gestalt, die es aufrührte: Friedrich kümmerte ihn, die Mitte, deren Strahlung er erfuhr. Sein Leben lang blieb ihm Parteienzwist zuwider, und als den einzigen Wert der Geschichte anerkannte er den Enthusiasmus: die Steigerung des Geistes durch Fülle des Herzens. Sein Selbstbewußtsein, eines der stärksten und hellsten (ein Bewußtsein seiner eigenen Kräfte, nicht ein Durst nach Lob oder ein spiegelsüchtiger Größenwahn) reifte durch seine Empfänglichkeit und stieg durch Kampf. Daß er viel leichter lernte als seine Mitschüler, daß er seinen Peinigern überlegen war, vernahm und sah er. Doch zugleich mit diesem Stolz des Andersseins oder Besserseins, zumal in der Verskunst, kam ihm die Frage nach der Wahrheit, als er die Kameraden im gleichen Glauben stolzieren sah. Aus Selbstbewußtsein ward er früher irr an sich als an der Welt. Seine Kritik entstand nicht aus Neid oder Angst, sondern schon im Kind aus dem Verlangen nach Wahrheit.

Wie er sich selbst sehend abgrenzen wollte gegen die Mitmenschen, so wollte er schon als Kind das unfaßbar oberste Wesen, noch unbewußt, dem Sektenhader von Lehren, Moralen und Stimmungen entziehen, indem er dem Schöpfer des Himmels und der

Erden in dessen Werken huldigte. Eine Gestalt mochte der Knabe der Gottheit nicht geben, doch sichtbare Zeichen ihr widmen: auch hier verwendete er, was er fromm empfangen, tätig zur eigenen Feier des Spenders. Mit einem Altar und allerlei Räucherwerk nahte er dem Gotte und richtete damit beinahe ein häusliches Unheil an. Schwerlich hat er als Kind daraus schon die Lehre gezogen, die er als Greis dem Bericht davon nachschickt als Warnung. Im „Vermächtnis altpersischen Glaubens" aus dem „Westöstlichen Divan" gibt er die positive Wahrheit dazu.

Ich schweige von Goethes Öhmen und Muhmen, Kameraden und Gästen, deren jeder ihn auf seine Weise necken, bilden, sich anähneln wollte.. von den bunten Festen, Bräuchen, Trachten, die den gemächlichen Dauerzustand seiner Kindheit färbten oder kräuselten als Wellen eines stetigen Stroms. Nur die Käuze aus „Dichtung und Wahrheit" nenne ich: Uffenbach und Löhn, Heckel und Orth, Ochsenstein und Malapart, Senckenberg und Moser, Ohlenschlager, Reinick und Hüsgen, und dann den Freund Pylades, den Großvater mit der Gartenzucht und den stöbernswürdigen Papieren, den Weinmarkt und den Kran und all die Stätten, woraus Goethe noch pflanzig wach und dumpf den ersten Bilderschatz entnahm. Die großen Fremdheiten habe ich gestreift, die ruckweise sein Denken öffneten: das Erdbeben von Lissabon, der Friderizianische Krieg, vielleicht auch – nicht so mächtig, doch näher – der Brand in der Judenstadt, wobei Goethe als Wohltäter sich bewährte und Einblick in das Gebaren des unsterblichen Stammes gewann. Die Juden waren ihm damals das Volk der Heiligen Schrift, die Mittler der ältesten Offenbarung und fragwürdige Fremdlinge zugleich, verfemt, bedurft und bestaunt. Ihre seltsamen Sitten und ihre hübschen Mädchen reizten seine Neugier, und schon der Junge hat mitten im Haß oder Hohn der Bürgerschaft sich geweidet am Gucken und vom Auge her Gerechtigkeit geübt, d. h. wahr genommen.

Goethes Kindheit endet mit seiner ersten Liebschaft: dem Frank-

furter Gretchen. Wie alle Goethischen Ereignisse ist auch dies sehnsüchtige Erwachen kein jäher Einbruch, keine wilde Erschütterung, sondern ein lockender Schritt aus dem Spiel des Überschusses in den bedrohlichen Kampf mit den unentbehrlichen und unfaßbaren Gewalten, die er in holden Gestalten zu bannen meint. Zum erstenmal begegnet dem sinnlichen Buben die Versuchung, der er niemals ausgewichen ist: den flüchtigen Nu im schönen Frauenleib zu verewigen. Hier liegt am Übergang aus seinen dumpfen Wachstumsjahren zu seinen hellen Wirkensjahren der Keim zum „Faust", zu seinem Fausttum überhaupt. Nicht daß dies Gretchen das Modell seines Weltgedichts wäre, sondern er spürte im Dunst und Rauch ihrer Kneipe zuerst schmerzhaft die Spannung, die sein Leben durchzieht: den verzehrenden Zauber der Stunde und die selige Sehnsucht, die er verdirbt und die ihn vernichtet. Daß er diese Spannung zwei Menschenalter lang ausgehalten hat, ohne je gemein zu werden und ohne je ein Schwärmer zu werden, daß er Idee und Liebe zum Abschied als sein Genügen feiern durfte, das danken wir ihm heut und immer.

AUS DEM PROMETHEUS

Auf Olympus

Jupiter. Merkur

Merkur. Greuel – Vater Jupiter – Hochverrat!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und seinen lettnen Hof,
Seine Welt von Ton
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen sie sich all
Und weben, jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.

O, deine Donner, Zeus!
Jupiter. Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!
Über alles, was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.
Merkur. Allvater! du Allgütiger,
Der du die Missetat vergibst Verbrechern,
Sei Liebe dir und Preis
Von aller Erd und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!
Jupiter. Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben!
Merkur. So weis als gütig!

Tal am Fuße des Olympus

Prometheus. Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

(Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Tal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann. Sieh hier die Bäume,
Wie du sie verlangtest.
Prometheus. Wie brachtest du
Sie von dem Boden?
Mann. Mit diesem scharfen Steine hab ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen
Prometheus. Erst ab die Äste! –
Dann ramme diesen
Schräg in den Boden hier
Und diesen hier, so gegenüber;
Und oben verbinde sie! –
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Äste herab von oben
Bis zur Erde,
Verbunden und verschlungen die,
Und Rasen ringsumher
Und Äste drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!
Mann. Dank, teurer Vater, tausend Dank!
Sag, dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?
Prometheus. Nein!
Du hast sie dir gebaut, und sie ist dein.
Du kannst sie teilen,
Mit wem du willt.
Wer wohnen will, der bau sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erster. Du sollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie sind mir mein!
Zweiter. Woher?
Erster. Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit saurem Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht bewacht,
Sie eingeschlossen hier
Mit Stein und Ästen.
Zweiter. Nun gib mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt,
Am Feuer sie gezeitigt
Und gessen mit meinen Brüdern.
Brauchst heut nur eine;
Wir fangen morgen wieder.
Erster. Bleib mir von meinen Ziegen.
Zweiter. Doch!

(Erster will ihn abwehren, zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster. Gewalt! Weh! Weh!
Prometheus (kommt). Was gibts?
Mann. Er raubt mir meine Ziege! –
Blut rieselt sich von meinem Haupt –
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.
Prometheus. Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg ihn auf die Wunde!
Mann. So – teurer Vater!
Schon ist es gestillt.
Prometheus. Geh, wasch dein Angesicht.
Mann. Und meine Ziege?

Prometheus. Laß ihn!
Ist seine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand sein wider ihn. (Mann ab).
Prometheus. Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seid arbeitsam und faul
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Tieren und den Göttern.

(Pandora kommt.)

Prometheus. Was hast du, meine Tochter,
Wie so bewegt?
Pandora. Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!
Prometheus. Nun?
Pandora. O, meine arme Mira! –
Prometheus. Was ist ihr?
Pandora. Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn,
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, seh
Ich sie im Tal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und, ach, sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt ersank,
Er küßte sie tausendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.

Mir ward bang,
Ich sprang hinzu und schrie,
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf,
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt er reißen,
Ihre Wangen glühten.
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Tränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt sie, teurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat solch ein neues unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegossen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ und Wald und Feld. –
Zu dir, mein Vater! sag,
Was ist das alles, was sie erschüttert
Und mich?
Prometheus. Der Tod!
Pandora. Was ist das?
Prometheus. Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.
Pandora. Tausendfach! Dir dank ichs all.
Prometheus. Pandora, dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen deiner Gespielen
Genossest du die reinste Seligkeit.
Pandora. Unaussprechlich!
Prometheus. Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora. Freude!
Wie jedes Glied, gerührt vom Sang und Spiel,
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm.
Prometheus. Und alles löst sich endlich auf in Schlaf,
So Freud als Schmerz.
Du hast gefühlt der Sonne Glut,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Hast über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert,
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse tratst,
Eh ich dich heilte.
Pandora. Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn
Und Weh!
Prometheus. Und fühlst an deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennst.
Pandora. Wohl, wohl! – Dies Herze sehnt sich oft
Ach nirgends hin und überall doch hin!
Prometheus. Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora –
Das ist der Tod!
Pandora. Der Tod?
Prometheus. Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,

Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in inner eigenem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.
Pandora (ihn umhalsend). O Vater, laß uns sterben!
Prometheus. Noch nicht.
Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn alles – Begier und Freud und Schmerz –
Im stürmenden Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt in Wonneschlaf –
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

SALOMONS, KÖNIGS VON ISRAEL UND JUDA GÜLDNE WORTE VON DER ZEDER BIS ZUM YSOP

Es stand eine herrliche Zeder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, des ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: Wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses! Und wie die Winde die Macht seiner Äste bewegten, und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrieen: Wehe dem Übermütigen, sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres; verdirb ihn, Heiliger vom Himmel!

Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie teilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs, und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Tal umher. Da riefen die Tannen: Ist das der Dank, daß du dich nun überhebest, dich, die du so klein warest, dich, die wir genährt haben! Und die Zeder sprach: Rechtet mit dem, der mich wachsen hieß.

Und um die Zeder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Axt ihr an die Wurzel legten, da erhub sich ein Frohlocken: Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!

Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reisig.

Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Maste im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachte die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Eine junge Zeder wuchs schlank auf und schnell und drohte die andern zu überwachsen. Da beneideten sie alle. Und ein Held kam und hieb sie nieder, und stutzte ihre Äste, sich zur Lanze wider die Riesen. Da riefen ihre Brüder: Schade! schade!

Die Eiche sprach: ich gleiche dir Zeder! Tor! sagte die Zeder: als wollt ich sagen, ich gleiche dir.

SATYROS

singt

Dein Leben, Herz, für wen erglühts?
Dein Adlerauge, was ersiehts?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's ist alles dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!
Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

VON DEUTSCHER BAUKUNST

D. M. Ervini a Steinbach. 1773

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno Domini 1318 XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, töriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindlen an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinst entgegen, siehe, hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht

ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere: so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

KÜNSTLERS ERDEWALLEN

Erster Akt. Vor Sonnenaufgang

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer fleischigen, häßlichen, kokett schielenden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich setzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das schändliche, verzerrte Gesicht!

(Er tut das Bild beiseite.)

Soll ich so verderben den himmlischen Morgen!
Da sie noch ruhen all meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! kostbare Kleinen!

(Er tritt ans Fenster.)

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd um dich!
Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie selig, dir entgegenzuweinen!

(Er setzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)

Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Überdrängt mich wie erstes Jugendglück.
Die ich in Seel und Sinn, himmlische Gestalt,
Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein:
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich soll dich lassen für feiles Geld?
Dem Toren lassen, der am bunten Tand



Sich weidet, an einer scheckigen Wand?

(Er blickt nach der Kammer.)

Meine Kinder! – Göttin, du wirst sie letzen!
Du gehst in eines Reichen Haus,
Ihn in Kontribution zu setzen,
Und ich trag ihnen Brot heraus.
Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Kreatur!
In dir versunken
Fühl ich mich selig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind schrein.)

Ä! ä!

Künstler. Lieber Gott!

Künstlers Frau (erwacht). 's is schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geh doch, schlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kinde koch den Brei.

Künstler (einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend). Meine Göttin!

Sein ältester Knabe (springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor). Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künstler. Wie lang?

Knabe. Was?

Künstler. Bring klein Holz in die Küch.

Zweiter Akt

Künstler. Wer klopft so gewaltig? Fritzel, schau.

Knabe. Es is der Herr mit der dicken Frau.

Künstler (stellt das leidige Porträt wieder auf).
Da muß ich tun, als hätt ich gemalt.

Frau. Machs nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künstler. Das tuts ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr. Da kommen wir ja zurecht.
Madame. Hab heut geschlafen gar zu schlecht.
Frau. O die Madam sind immer schön.
Herr. Darf man die Stück in der Eck besehn?
Künstler. Sie machen sich staubig.
(Zu Madame.) Belieben, sich niederzulassen!
Herr. Sie müssen sie recht im Geiste fassen.
Es ist wohl gut, doch so noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anspricht.
Künstler (heimlich). Es ist auch darnach ein Angesicht.
Der Herr (nimmt ein Gemälde aus der Ecke).
Ist das Ihr eigen Bildnis hier?
Künstler. Vor zehen Jahren glich es mir.
Herr. Es gleicht noch ziemlich.
Madame (einen flüchtigen Blick darauf werfend). O gar sehr!
Herr. Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.
Frau (mit dem Korbe am Arm, heimlich).
Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!
Künstler. Ich hab nichts.
Frau. Dafür kauft man einen Quark.
Künstler. Da!
Herr. Aber Ihre Manier ist jetzt größer.
Künstler. Das eine wird schlimmer, das andre besser.
Herr (zur Staffelei tretend). So! so! da an dem Nasenbug!
Und die Augen sind nicht feurig gnug.
Künstler (für sich). O mir! Das mag der Teufel ertragen!
Die Muse (ungesehn den andern, tritt zu ihm).
Mein Sohn, fängst jetzt an, zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Mensch sein Joch;
Ist sie garstig, bezahlt sie doch!
Und laß den Kerl tadeln und schwätzen;
Hast Zeit genug, dich zu ergetzen
An dir selbst und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinsel quillt.

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh erst willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man sich tut nach der Erde sehnen.
Dir schmeckt das Essen, Lieb und Schlaf,
Und bist nicht reich, so bist du brav.

DES KÜNSTLERS VERGÖTTERUNG

Stellt eine Gemäldegalerie vor, wo unter andern das Bild der Venus Urania in einer breiten goldnen Rahme, wohlgefirnißt, aufgehängt ist. Ein junger Maler sitzt davor und zeichnet, der Meister mit andern steht hinter dem Stuhle. Der Jünger steht auf.

Jünger. Hier leg ich, teurer Meister, meinen Pinsel nieder.
Nimmer, nimmer wag ich es wieder,
Diese Fülle, dieses unendliche Leben
Mit dürftigen Strichen wiederzugeben.
Ich stehe beschämt, Widerwillens voll,
Wie vor einer Last ein Mann,
Die er tragen soll
Und nicht heben kann.
Meister. Heil deinem Gefühl, Jüngling, ich weihe dich ein
Vor diesem heiligen Bilde! Du wirst Meister sein.
Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,
Zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist.
Jünger. Ganz, heilger Genius, versink ich vor dir.
Meister. Und der Mann war ein Mensch wie wir,
Und an der Menschheit zugeteilten Plagen
Hatte er weit schwerer als wir zu tragen.
Jünger. O warum sah ich sein Angesicht,
Hört' seiner Lippe Rede nicht!
Du Glücklicher kanntest ihn?
Meister. Ja, mein Sohn,
Ich war noch jung, er nahte schon

Dem Grabe. Ich werd ihn nie vergessen.
Wie oft hab ich zitternd vor ihm dagesessen
Voll von heißem Verlangen,
Jedes Wort von seinen Lippen zu fangen,
Und, wenn er schwieg, an seinem Auge gehangen.

AUS DES EWIGEN JUDEN ERSTEM FETZEN

Der Vater saß auf seinem Thron;
Da rief er seinem lieben Sohn,
Mußt zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt', was zu befehlen.
Der Vater fragt' ihn, wo er stickt –
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."
Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: Das hast du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.
Es ist wohl schön und alles gut,
Du hast ein menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne.

Als er sich nun hernieder schwung
Und näher die weite Erde sah
Und Meer und Länder weit und nah,
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt,
Wie man dadrunten ihm mitgespielt.
[Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unserm Blute sog

Und endlich treulos uns betrog.]
Er fühlt in vollem Himmels-Flug
Der irdschen Atmosphäre Zug,
Fühlt, wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahndung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzen-Hügel herab getan,
Fing vor sich hin zu reden an:
„Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Vom nimmer trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz und Liebes-Armen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir.
Ich komm, ich will mich dein erbarmen.
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest
Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst –
Das rief mich her aus meinem Sternen-Saale,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn.
Ich komme nun zu dir zum zweiten Male,
Ich säete dann, und ernten will ich nun.“

Er auf dem Berge stille hält,
Auf den in seiner ersten Zeit
Freund Satanas ihn aufgestellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen,
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce tief zu liegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie bei hellem, lichten Tag
Der Geist der Finsternis, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei;
Nicht gut, nicht bös, nicht groß, nicht klein,
So scheißig, als sie sollte sein –
Doch wenn ers tät sich feste [?] kopfen[?],
Das Reich Gottes hinein zu pfropfen.

„Wo!“ rief der Heiland, „ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh! und ich seh den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die weiß aus meinem Blut entsprungen,
Und, ach, wohin der Geist, den ich gesandt –
Sein Wehn, ich fühls, ist all verklungen.
Schleicht nicht mit ewgem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,
Verfluchten, eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlosen Freuden

Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürren Eingeweiden
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigeschafft,
Verspritzt in ekler Überfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brot;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Not."

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat
Und man für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahn fand,
Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär.
Wie man ihn denn auch bald beteuert,
Aller Sauerteig sei hier ausgescheuert,
Befurcht er, daß das Brot so lieb
Wie ein Matzkuchen sitzen blieb.

Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine mackliche Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnden hätt,
Der also Gott ließ im Himmel ruhn
Und sich auch was zugute tun.

Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlichmal von Christo an;
Da war der ganze Mensch Respekt,
Hätte fast nie das Haupt bedeckt.

Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Türne klärlich sah.
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,
Aller Wünsche sichrer Friedensport,
Hier ist des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spedieren, wie der Selzerbrunn
Petschiert, ihren Einfluß ringsherum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einst zum Feigbaum ging.
Wollt aber doch eben weitergehn
Und ihm recht unter die Äste sehn.

So kamen sie denn unters Tor;
Christus kam ihnen ein Fremdling vor,
Hätt ein edel Gesicht und einfach Kleid.
Sprachen: Der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt' ihn der Schreiber, wie er hieß'?
Er gar demütig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn",
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft,

Der Schreiber stande wie vergafft,
Der Wache war, sie wußt nicht wie,
Fragt' keiner: Was bedienen Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten sie sich überlei,
Als in Rapport sies wollten tragen:
Was tät der Mann Kurioses sagen?
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?
Er sagt': er wär des Menschen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntweinger Korporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen!
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Christ sprach zu seinem Gleiter dann:
„So führet mich zum Gottes-Mann,
Den Ihr als einen solchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt."
Dem Herren Pfaff das krabbeln tät,
War selber nicht so hoch am Brett.
Hätt so viel Häut ums Herze ring,
Daß er nicht spürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbse groß.
Doch war er gar nicht liebelos
Und dacht: kommt alles ringsherum,
Verlangt er ein Viatikum.

Kamen ans Oberpfarrers Haus,
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, wenger Grimassen machen.

Sie klopften an, sie schellten an,
Weiß nicht bestimmt, was sie getan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: Der Herr ist im Konvent,
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt.
„Wo ist denn das Konvent?" sprach Christ.
Was hilft es Euch, wenn Ihrs auch wißt,
Versetzt' die Köchin porrisch drauf,
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
„Möchts doch gern wissen!" tät er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weiblein-Brust
Von alten Zeiten wohl noch wußt.
Sie zeigt's ihm an, und er tät gehn,
Wie ihrs bald weiter werdet sehn.

EIGENTUM

Ich weiß, daß mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

AUS WILHELM MEISTERS THEATRALISCHER SENDUNG

Ich ging soeben, sagte Werner, unsere Bücher durch, und bei der Leichtigkeit, wie sich der Zustand unseres Vermögens übersehen läßt, bewunderte ich aufs neue die großen Vorteile, welche die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder



guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor sich zu haben, vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben, und wie ein Mensch, der übel haushält, sich in der Dunkelheit am besten befindet und die Summen nicht gerne zusammenrechnen mag, die er alle schuldig ist, so wird dagegen einem guten Wirte nichts angenehmer, als wenn er sich alle Tage das Fazit seines wachsenden Glückes ziehen kann. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschröckt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Bruder, fuhr er fort, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften kriegen könntest, so würdest du finden, daß man viele Fähigkeiten des Geistes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann. – Es ist möglich, versetzte Wilhelm, daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenschaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in seiner kleinlichsten Gestalt bange gemacht hätte. – Du hast recht, versetzte jener, und die Schilderung des personifizierten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzähltest, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen bist, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt hast. Glaube mir, du würdest für deine feurigste Einbildungskraft Beschäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menschen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiste erkennen solltest. Seitdem unser beiderseitiges Interesse so nahe verbunden ist, habe ich immer gewünscht, es möchten es auch unsere Bemühungen sein. Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Waage zu wägen; laß uns das durch unsere Handelsdiener nebenher betreiben und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Weltteile, siehe, wie sie wechselsweise zur

Notdurft geworden sind; welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem, der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen. Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird. Aber freilich muß man erst in dieser Zunft Genosse werden, das dir wohl schwerlich an diesem Orte geschehen kann. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vorteilhaft sein, eine Reise zu tun.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Wenn du nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen solltest gesehen haben, so würdest du gewiß mit fortgerissen werden; wenn du siehst, wo alles herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts vor gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von der dein Leben seine Nahrung hat.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnet, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte tue als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Wert und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen sein. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget und leben in Herrlichkeit und Überfluß von ihren Früchten. Das kleinste Fleck ist schon erobert und eingenommen, alle Besitztümer befestiget, jeder Stand wird vor das, was ihm zu tun obliegt, kaum und zur Not bezahlt, daß er sein Leben hinbringen kann; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel?

Haben die Fürsten dieser Welt sich der Flüsse, der Wege bemächtigt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von einigen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen; sie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert, Dolch und Ketten kennet sie gar nicht, aber Kronen teilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus dem Quelle geschöpften Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat. Wilhelm, ob ihn dieser Ausfall, so gelinde er auch war, gleich ein wenig verdroß, war doch zu gutmütig, darauf zu antworten, und im Grunde konnte er wohl leiden, daß ein jeder von seinem Handwerke auf das beste dachte, wenn man ihm nur dasjenige unangefochten ließ, dem er sich zu widmen wünschte. Er nahm indes die Apostrophe des auf einmal feurig gewordenen Werners mit eben der Gelassenheit auf, wie jener die seinigen aufzunehmen pflegte.

HOMERS BÜSTE

Tret ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander.

Es ist Homer!
Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzlosen Erde. Hier ists, wo Achill

μεγας μεγαλωστι τανυσθεις
Κειτο!

Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt, und über das ganze Gesicht solche Festigkeit, solch eine sichere Ruhe verbreitet.
Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft, strengt das innere Leben immer stärker und stärker an und vollendet den Vater der Dichter.
Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet sind diese Wangen, diese Redemuskeln, die betretnen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabsteigen; der willige Mund, der nur die Pforte solcher Erscheinungen ist, scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld, und die Hülle der Haare und des Barts verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupts.
Zwecklos, leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

MONOLOG DES LIEBHABERS

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

EUGEN KÜHNEMANN

GOETHE UND DIE NATUR

Als dem sechs- oder siebenjährigen Knaben Goethe zum ersten Male die Ahnung aufging, daß dem Menschen erlaubt und möglich sei, sich einen eigenen Weg zu Gott zu bahnen, erbaute er in seinem Stübchen eine Pyramide, mit Erzeugnissen der Natur geschmückt, mit Räucherkerzchen geziert, und entzündete dem Gotte dieses Altars durch ein Brennglas an den Sonnenstrahlen ein Rauchopfer: die erste Geistesschöpfung des ganz jungen Goethe war eine Religion. Sie galt dem Allerschaffer, dem Allerhalter. Als dumpfe Ahnung drängte so früh der Gedanke zum Lichte, der dann später das ganze Goethische Dasein trug, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen und im Erschauen der Dinge sich zum Göttlichen zu erheben.

Als der Jüngling Goethe in Straßburg durch Herder die Feuertaufe für sein Schaffen empfing, geschah es im Namen des Evangeliums von der Natur, das von Rousseau kam und durch Herder die Welt des Geistes in seinen schöpferischen Kräften aufschloß. Eine Rückkehr zur Natur war dies für Goethe kaum zu nennen. Es war ein Eintauchen in die Natur als das Bad, aus dem ihm das eigene Wesen in seiner ewigen Jugend emporstieg. Natur bedeutete das Ursprüngliche und Unmittelbare im Gegensatz zu der ganzen Welt vermittelter Formen, die uns von Kindheit an einfangen und in hoffnungsloser Verkünstelung verkümmern und welken lassen. Natur bedeutete das Volk in seiner ungebrochenen Unmittelbarkeit zu Gott und allen Mächten des Schicksals im Gegensatz zu einer Bildung, die die willkürliche Regel an die Stelle der ewigen Notwendigkeiten und Gesetze setzt. Natur bedeutete die Muttersprache, wie sie, nicht als Gebilde der Grammatik ein bloßes Mittel der Verständigung, sondern vielmehr das unmittelbare Wachsen unserer Seele in ihrer Wahrheit und Selbstdarstellung ist. Diese Natur und Ursprünglichkeit war in ihrem innerlichsten Sinne ein Kulturbegriff. Sie wollte das

Leben in seiner Mächtigkeit und Wahrheit an Stelle der bloßen Sitte. Sie wollte die Entfaltung im Eigengesetze einer göttlichen Berufung an Stelle des Fortschlenderns in den Zufallswegen der Bürgerlichkeit. Sie stellte den Menschen unter die Forderung zur Persönlichkeit, die, sich selber Gesetz und Aufgabe, den eigenen Weg zu Gott als einen unbedingten Sinn des Daseins bedeutet. Aber indem die Natur das aus dem eigenen Gesetz Gewachsene in Gegensatz zu allem nach der Regel Gemachten, Gekünstelten und Geformten stellt, faßt sie freilich die Welt des Geistes mit der der natürlichen Dinge unter einem einzigen Gedanken zusammen. Das Wort, das der junge Goethe über Shakespeare spricht, sagt alles: „Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Karakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! Nichts so Natur wie Shakespeares Menschen." Jeder lebt sein Gesetz, jeder ist seine eigene Notwendigkeit, jeder steht in dieser Notwendigkeit eines eigensten Lebensgefühls vor dem Schicksal und vor Gott.

Der Genius ist der Mensch als Natur in diesem tiefen und erfüllten Sinne des Namens. Der Mensch als Genius ist in Goethe in höchster Reinheit wieder erschienen. Seine Jugendgenossen sagten von ihm: „Was er spricht, ist besser, als was er schreibt, was er lebt, ist besser, als was er spricht." Sie fühlten, daß es bei allem, was er tat, widersinnig war, sich auch nur zu denken, er hätte anders handeln können. Dies war die gewaltige Notwendigkeit, die sein Wesen zusammenhielt, – die Notwendigkeit einer aus sich selbst sich bestimmenden und immer wieder neu erschaffenden Natur. So wird denn seine gesamte große Jugenddichtung ein einziges Lied vom Genius als dem Quell alles wahrhaftigen Menschenlebens. Durch den Genius führt er den Menschen zur Natur zurück. Die Natur ist der Inbegriff der schaffenden Gotteskräfte. Daher wird im Genius das Menschsein offenbar als der Anteil am Leben Gottes und seiner Seligkeit. Nur dichtet hier zugleich mit der Erhebung des Menschen zum Göttlichen auch die demütige Besonnenheit. Der

Mensch, zu göttlichem Schöpfertum aufgerufen, bleibt doch immer in die Endlichkeit der Erde gebunden. Kein Dichter vor Goethe sah Menschentum so sehr zugleich in seinem göttlichem Glück und in seiner irdischen Gebundenheit. Dem Menschen ist in ewigem Zwiespalt bestimmt, gerade in seiner Größe seine Enge und Kleinheit zu erfahren. Aber dem Genius ist gegeben, in aller Enge des Wirklichen die waltenden Kräfte des Göttlichen zu erschauen. Die Natur ist dies Ineinander des Endlichen und des Unendlichen. Die Ahnung der Kindheit beginnt sich selber offenbar zu werden. Wieder bleibt es das Geheimnis des Goetheblicks, die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen.

„Wo faß ich dich, unendliche Natur?" Das Wort des Faust steht über allem Schaffen des jungen Goethe. Sein Weg schreitet von Erleuchtung zu Erleuchtung. Aus Ahnen und gewaltig gesteigertem Gefühl bricht das Gesicht heraus, in dem der Erdgeist als lebendige Gegenwart sich offenbart, – der Geist des Erdgeschehens im Fluten der Geschichte, „in Lebensfluten, im Tatensturm". –

Dem großen Menschen ist eigen, daß seine Wesenheit bereits im Anbeginn sich als unvergleichbare Bestimmtheit menschlichen Daseins bekundet. Aber weder er selbst noch alle, die mit ihm leben, ahnen, wie diese Bestimmtheit vielmehr eine unendliche Aufgabe ist. Im Verfehlen oder Erfüllen dieser Aufgabe entscheidet sich sein Geschick. Goethes Fortschritt vom Jüngling zum Manne vollzog sich darin, daß er die Aufgabe erkannte, die in der Bestimmtheit seines Naturgedankens für ihn aufgestellt war. Die Natur blieb nicht länger die Vision, die plötzlich und in Gesichten wunderbarer Erleuchtung stoßweise ihr Inneres offenbarte. Sie wurde der Inhalt unendlicher geduldiger Forschung. Sie war ein Gegenstand des entzückten Staunens für die Stunden der Weihe gewesen. Sie wurde die treue und beständige Geleiterin auf Goethes Wege. Da hieß es lernen und unermüdlich sein in der dienenden Hingabe an die Gegenstände. Die geliebte Erde enthüllte sich nicht mehr als Erdgeist in „schrecklichem Gesichte".

Sie erzählte im Bergwerk die Geschichte ihres Werdens. Sie legte in den Steinen in ihrer langsamen Emporentwicklung sich auseinander. Sie nährte die Pflanzen an ihrer Brust, – ein unermeßliches Reich, das dennoch in seinen anscheinend unübersehlichen Gestalten Erscheinung eines einzigen Gedankens, des Pflanzengedankens ist. Das Pflanzenreich führt unmerklich in das Tierreich hinüber. Und wieder empfängt uns hier die Unermeßlichkeit des Lebens, wieder in aller Unermeßlichkeit die Einheit des Gedankens. Endlich steigt über dem Tierreich als seine Krönung der Mensch empor; die Welt des menschlichen Handelns in seiner Willkür muß dennoch auch zuletzt eine Einheit der Gestalt und des Gesetzes sein. Die angeborene geniale Schau Goethes bildet sich in eine Methode bewußter Wissenschaftlichkeit um. Die Methode des Urphänomens deckt in jedem Reich der Natur die letzte schöpferische Urgestalt auf, deren Wiederholungen und Steigerungen die Erscheinungen in all ihrer Mannigfaltigkeit sind. Die Urgestalt begegnet irgendwo in der Sichtbarkeit dem treu suchenden Blick. So wird die Natur das ewig aus sich selbst sich neu erschaffende Leben, die ewige Beweglichkeit des in sich unveränderlichen Daseins, immer unendliche Mannigfaltigkeit, immer dieselbe Einheit, ewiges Rätsel und ewig offenbar. So bleibt die Natur wie für den Genius der Jünglingszeit unmittelbare Anschauung und wird immer neuer Gedanke. Sie wird in dem Erkennenden empfangen und geschaffen, so daß das Empfangen Schaffen, das Schaffen Empfangen ist. Die Urphänomene, die letzten gestaltenden Einheiten, sind die Schöpfungsgedanken Gottes. Wir stehen bei ihnen vor dem letzten Unerforschlichen, das wir nun in unermüdlicher Treue durch die ganze Welt der Erforschlichkeiten verfolgen sollen. In Gott ist Denken und Sein eins im Schauen. Sein schauendes Denken ist Schöpfung. In der schauenden Erkenntnis hat der Genius des Erkennens menschlichen Anteil am göttlichen Schaffen. So bleibt die geniale Urschau des Jünglings bewahrt, indem sie sich ausbreitet in die Demut und Geduld des Forschers, der das Ganze der Natur-

erkenntnis sucht. Er schreitet vom Ganzen zum Ganzen, vom Ganzen des Urgesichts, das die Einheit des schaffenden Gedankens in allem Geschaffenen erschaut, zum Ganzen der umfassenden Einsicht in die Natur und die Gesamtheit der Erscheinungen. Mit solch tiefem Gehalt ist nun der Urgedanke erfüllt, der dem Knaben Ahnung, dem Jüngling geniale Schau war. So in der Sicherheit der Wissenschaft wird Gott in der Natur, die Natur in Gott gesehen. Goethes Leben aber ist nun erst auf die Wahrheit gebaut als auf den Granit, der sein ganzes Dasein trägt. Dies Leben hat keinen andern Inhalt mehr, als in der Wahrheit Gott zu finden, der für den Menschen die gestaltende Einheit des ewigen schaffenden Gedankens ist.

Glückliche Tage, da sich in Weimar die kleine Gemeinde zusammenfand, in der Goethe mit beiden Herders und Frau von Stein in Gott den Altar des Naturglaubens errichtete. „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe." Herder entwirft seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und gibt auf dem Grunde der Welt- und Naturkunde seine große Völkerpsychologie der Kulturen. Die beiden Freunde ergänzen einander wie durch ein Wunder zur wahrhaftigen Einheit der Erkenntnis, in der die Goethische Bestimmtheit des Naturschauens Herders Werk begründet, die Herdersche Weite des Geschichtsbegreifens Goethes Wissen um Menschenleben und Menschentum bereichert. In dieser Zeit erst wird Spinoza, der früher in das Leben und Denken Goethes trat, der Heilige ihres gemeinsamen Glaubens. Es schien dieselbe Überzeugung von der Einheit der Natur, die die Einheit Gottes ist, in der Notwendigkeit aller ihrer Gebilde. Es schien dieselbe schauende Erkenntnis, die als das Verstehen Gottes in der Natur die Wahrheit ist, und jene Freude zur Welt, die Liebe ist und in der unendlichen Liebe Gott findet und mit ihm eins wird.

Goethe in Italien zieht den Schluß aus der Weimarischen Neu-

schöpfung des eigenen Wesens. Er wird nun selber zu der Natur, die er in Weimar erkannt hat. „Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen." Das sind die zwei Seiten der Goethischen Selbstentfaltung: einmal zu Ende kommen mit allem Selbstbetrug, dann sich in der Wahrheit des eigenen Selbst finden. Für beides gibt es dasselbe Mittel der großen Selbsterziehung: die vollendete Sachlichkeit. Nicht dazu ist die Welt uns gegeben worden, daß sie uns ein Spiel der subjektiven Laune werde, sondern an ihrer ehernen Gegenständlichkeit sollen wir die Gediegenheit des eigenen Gehalts an Wahrheit entwickeln. So hoch hatte noch nie ein Mensch das Ziel der eigenen Bildung gesteckt. Der große Gegenstand Italien soll von seinen Naturbedingungen her bis in alle Höhe der Kultur, die er trägt, anschauend verstanden werden, so daß im Ergreifen seiner großen Sachlichkeiten jedes Organ unseres Verstehens zur Entfaltung kommt. „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." Die Welt soll Geist werden im schauenden Verstehen, der Geist soll Welt werden im Umgreifen ihrer Fülle. Das Objekt dem Subjekt anzueignen, das Subjekt zum Objekt zu erhöhen – das ist das Ziel, das diese Bildung sich stellt. Selbstbildung wird der Sinn des Lebens. Das Wort aber steht hier genau in dem Sinne, in dem bei Goethe von der Bildung und Umbildung organischer Geschöpfe die Rede ist. Goethe selber wird hinfort ein solches sich bildend-umbildendes organisches Geschöpf sein. In ihm als einem großen Organismus des Geistes wird die Welt noch einmal in Bildung und Umbildung als Gedanke erstehen. Er zeichnet sich die Gebiete dieser zugleich einheitlichen und ins Unendliche der Mannigfaltigkeiten schreitenden Arbeit ab. Es ist, als sähe er sie als ein neuer Weltherrscher des Geistes vom Kapitol als seiner Kaiserburg unter sich liegen. Die Natur wird als die Einheit des Lebens in all ihren Gebilden verstanden sein: zur Urpflanze

führen immer wieder die italienischen Wege Goethes. Die Kunst – das will sagen: die bildende Kunst – wird ebenso vom Urphänomen ihrer Grundgestalten her sich auseinanderlegen. Das Menschentreiben in seinem Ineinander von Willkür und Notwendigkeit wird das wunderlichste aller Naturwesen, das sich so gern eine Natur in der Natur dünkt, als einen Teil der Natur und ihrer ewigen Gesetzlichkeiten enthüllen. Der Naturforscher, der Kunstkenner, der Weise wandeln durch das Spiel der Endlichkeiten denselben Pfad ins Unendliche. Für alle noch kommende Arbeit des Lebens stellt der Plan als die Notwendigkeit des Goethedaseins sich durch sich selber fest. Das ist der Fortschritt, den Italien in Goethe zur Reife brachte. Er brachte damit Goethe selbst zur Reife. Er war die eigene Natur geworden, – war selber die innere Notwendigkeit eines Daseins, das in beständiger Selbstbildung und Selbstumbildung den Gedanken der eigenen Wahrheit lebt. „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen. Wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. Wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen." Es ist wie bei Spinoza ein gottgleiches Erkennen und Schauen. Aber in ihm ist sich Goethe der unaufhebbaren Kluft zwischen dem unendlichen und dem endlichen Geiste in derselben Besonnenheit bewußt, die in seiner Jugend ein Wesenszug seiner Genialität war und jetzt in seine Weisheit mit hineingearbeitet ist. Über dem Farbenrausch Neapels steigt das Wort empor: „Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich selbst gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden." Die Welt in aller Unendlichkeit ihrer Fülle ist überall nur ein einziger schaffender Gottesgedanke. Wir aber sind nicht der unendliche göttliche Verstand, sondern jeder in die Zufallshöhle seiner Lebensenge eingefangen. So heißt es später in einem Wort zu Sulpiz Boisserée: „Es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott sein. Es gehört nur ein

einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist." Ja, wenn die Schöpfung da ist! Zwischen Gott und uns liegt der unendliche Abstand des schaffenden und des nachbildenden Verstandes, aber im Geschaffenen darf der nachbildende Verstand in die letzte Einfachheit der göttlichen Schöpfungsgedanken eingehen. Die Urform aller Goethischen Wahrheit ist gefunden. Da Goethe nicht mehr nur in die Natur eintauchte, da er Natur im Sinne des eigenen großen Gedankens war, hatte er die Reife des eigenen Wesens erreicht.

Die Reife war eine fast bis zum Hoffnungslosen vertiefte Einsamkeit. Die Einsamkeit wurde überwunden, als in einer wahren Fügung der Gnade Schiller zu Goethe trat. Eine Fügung der Gnade war es ebenso sehr für Goethe wie für Schiller, aber vor allem für die ganze Welt des Geistes. „Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen." Es war doch das Entscheidende, daß Schiller von den Begriffen der Kantischen Philosophie aus der erste und einzige war, der Goethes Geistesart, den intuitiven Genius, völlig verstand und ihn Goethe selber in einer Weise deutete, die für ihn weder mehr noch weniger als eine Offenbarung war. Wohl fand Schiller in der Freiheitslehre Kants die eigene große Natur wieder. Der Mensch, der sich im Bewußtsein der unbedingten Gebote des Sollens selbst bestimmt, erhebt sich als der Bürger der Freiheit über die Natur. Aber gerade ihm ging über der schroffen Begriffskritik Kants das Ideal der sittlichen Vollendung auf. Die Ganzheit des Menschentums, in der die Natur eins wird mit dem Gebot der Freiheit, bringt den Menschen zur Vollendung. Sie ist die ungebrochene und unverkümmerte Schönheit menschlichen Lebens. Zwar bleiben die Schicksale unendlich in ihrer Furchtbarkeit, zwar bedeuten die Pflichten unendliche Aufgaben. Dem Menschen, der unter den Anforderungen dieser doppelten Unendlichkeit in den Zwiespalt zwischen seiner Natur und dem Ideal gerät, bleibt das Ruhen in der Seligkeit der Schönheit versagt. Er wird zur Erhabenheit des Charakters aufgerufen.

„Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." Wo gäbe es eine ähnliche Klarheit, in der sich das Verhältnis zwischen zwei ebenbürtigen Geistern bestimmt? Schiller ist der Wille in seinem gewaltigen Ringen um Vollendung. Goethe ist die Vollendung, wie sie als das seltenste Glück dem Größten, dem Liebling der Natur, noch einmal zuteil ward. Mit dieser Unterscheidung ist die völlige Einigkeit hergestellt. Das schöne Menschentum ist das letzte Ziel für beide. Auf dem Schlachtfeld vor dem letzten Ziel kämpft der Schillersche Wille. Den Kranz der Vollendung hält Goethe in der Hand. Die Philosophie des Geistes und der Freiheit findet in dem Apostel der Natur den letzten eigenen abschließenden Gedanken. Aber auch der Apostel der Natur versteht sich nun in seiner Übereinstimmung mit der Philosophie des Geistes und der Freiheit. Erst jetzt erreicht die Selbsterkenntnis Goethes die letzte Klarheit. Wir sagen dasselbe, wenn wir hinzusetzen: erst jetzt wird der Naturgedanke Goethes zur letzten Durchbildung gebracht. Die sich bildende und umbildende Natur, welche Goethe in seiner Reife geworden ist, war doch eben sich bildender Geist. Sie war eine Urbegabung, die sich selber ein unbedingtes Gesetz des Sollens wurde und dies Gesetz in der Ganzheit des Lebens für die Wahrheit erfüllte. Sie war höchste und vollendete Erscheinung der Freiheit. Goethes „Natur" war das Evangelium der Freiheit in seiner Erfüllung. Wenn Schiller Goethe in Deutschland wieder eine Heimat schuf, so wurden „Hermann und Dorothea" und der vollendete erste Teil des „Faust" als das vollkommene Zusammenklingen von Goethes Deutschtum und Goethes Griechentum das Symbol für die Einheit von Natur und Freiheit, von Goethe und Schiller.

Goethes Arbeit in der Farbenlehre ist der Erfolg bei den Fachgelehrten bis zu dieser Stunde versagt geblieben. Wie ein Symbol schließt sie alle Seiten des Goethischen Naturschauens in sich ein und auf. Auch ein Stück des italienischen Erlebens, ging sie aus dem Versuch hervor, die Gesetzlichkeiten der künstlerischen und

damit der seelisch-sittlichen Farbenwirkung durchdringend zu verstehen. Indem nun dieser Versuch in die eigentliche Physik der Naturforschung hinüberführte, war doch der von Newton gebahnte Weg für Goethe ganz und gar ungangbar. Der Newtonschen Physik der Quantitäten trat die Goethische Physik der Qualitäten gegenüber. Auch hier will das Urphänomen entdeckt sein, das als der letzte einfache Grund alle farbigen Erscheinungen bedingt. Auch hier soll das Ganze der farbigen Möglichkeiten, wie die Welt in der Ethik des Spinoza, aus dem letzten Grunde als eine geschlossene Reihe der notwendigen Folgen hervorgehen. Die Natur der Farben fügt sich in die Urgesetzlichkeit der Goethischen Allnatur hinein. Auch sie ist ein Ausdruck jenes Lebens, das, in seinem Grunde Einheit, aus der Einheit in die Entzweiung heraustritt, aus der Entzweiung in die Einheit zurückkehrt und in der heraklitischen Gesetzlichkeit der Polarität immer die Einheit der Gegensätze bleibt. Goethe sucht wie immer das Ganze mit all seinen Teilen. Er spricht die physiologischen, die physischen, die chemischen Farben durch, verfolgt sie durch alle Reiche der Natur, tritt in alle Nachbargebiete bis zu den praktischen Handgriffen der Färberkunst ein und bestimmt sie in ihrem Verhältnis zur Farbenlehre. So wird der Boden für das Verstehen der seelisch-sittlichen und der ästhetischen Wirkung der Farbe gewonnen. Welt und Leben sind unter dem Gesichtspunkt der Farbe in ihrer Ganzheit aufgetan. Nun aber heißt es die Menschenseele zugleich aus der Umklammerung durch den verhängnisvollsten Irrtum erlösen. Um das Newtonsche Übel auszurotten, wird nicht nur ein bei Goethe unerhört scharfes Stück des polemischen Schrifttums vollendet, sondern die gesamte Geschichte des abendländischen Geistes in bezug auf Erkenntnis und Wissenschaft wird aufgetan in Studien von einer Großartigkeit, Allseitigkeit und Tiefe, zu denen es kein Gegenstück gibt. Als all ihrer Arbeit Erbe führt Goethe wie ein liebender Bruder das jahrtausendalte Ringen zum siegreichen Ende. So ist auch hier ein Werk vollendet, das zugleich und in demselben Gedanken Erkenntnis der Natur und

des Geistes ist. Abermals hat Goethe an den Gegenständen sich selbst erkannt und mit der Welt der Farbe das Farbensehen verstehend durchdrungen. Welterkenntnis und Selbsterkenntnis sind wie immer dasselbe. Die sich ihm offenbarte, ist abermals die Gottnatur, in allen flutenden Gestalten eine und dieselbe. Seine Wahrheit bleibt immer Gottesliebe im Verstehen.

Natur im Ganzen seines Seins war für Goethe die große Lehrerin zum Leben. Nun war die Selbstbildung vollendet: jeder Blick in die Wirklichkeiten bedeutete für Goethe die Bestätigung seines Lebens in der Natur und mit der Natur. Hier blieb die Kindlichkeit der Empfänglichkeit bis in das höchste Greisenalter gewahrt. Aber die Empfänglichkeit war in sich selber gedankliche Durchdringung. Empfangen und Gestalten fielen zusammen und waren dasselbe. Sie waren die ewig sich umbildend-bildende Natur, die in Goethe als Geist auferstand. Diese Einheit von Natur und Kultur, in der die Natur selbst Kultur wird, die Kultur immer Natur bleibt, ist die vollendete Bildung. Wenn Goethe nun von 1817 bis 1824 in sechs Heften seine Zeitschrift zur Morphologie herausgab, „Erfahrung, Betrachtung, Folgerung durch Lebensereignisse verbunden", so schenkte er seinem Volke und der Welt mit seinem Leben zugleich seine Wahrheit, da ja diese seine Wahrheit nichts als das Gedanke gewordene Leben war. Je nach der Lust der Stunde trat bald dieser, bald jener Teil seines allseitigen Naturschauens mehr in den Vordergrund, – sogar neue Gebiete öffneten sich ihm bis in die letzten Jahre. Wolkenbildung und Witterungskunde beschäftigten den Greis im Jahre 1825. Am Todestage begrüßte er in dem beginnenden Frühling das immer wieder sich erneuernde Leben. So, selber eine Natur, fand er in der Natur das gläubige Vertrauen, das ihm die ewige Jugend erhielt. Aber die Natur, die der tragende Gedanke seines Lebens ward, war in Wahrheit eine geniale Schöpfungstat des Geistes. Er lebte und dachte, wie Schiller es erkannte, in völliger Übereinstimmung mit der Wahrheit der Philosophie, jener Wahrheit, in der Kant die Philosophie neu erschuf. Nur daß er den Blick

nicht zurückwandte auf den Geist und seine Notwendigkeiten, sondern ihn erhob zum Ganzen der Wirklichkeit, wie sie als Ausdruck und Leben geistiger Notwendigkeiten uns durchsichtig wird. Als der Genius der Natur lebte er das letzte Ziel des erkennenden Geistes. Was Hegel zuerst unternahm, bleibt für immer der höchste Sinn des Philosophierens: Kant zu Goethe zu erweitern, Goethe mit Kant zu durchdringen. Es ist die Aufgabe, die in Schiller ihren großen Propheten fand.

Goethes gesamtes Werk hat den rührenden Traum des Knaben wahr gemacht: er hat dem Schöpfer Himmels und der Erden, dem Allerschaffer, dem Allerhalter in seiner Wahrheit den Altar der Gottesliebe aufgebaut.

AN CHARLOTTE VON STEIN

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

ÜBER DEN GRANIT

Der Granit war in den ältsten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptiern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten

Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Weltteile ganz herüberbrachten.
Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnichten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechselung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Ägyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.
Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebensowenig, seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig in der größten Einfalt, wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältnis seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis



Dorfbrand. Handzeichnung Goethes

der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos

erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebnen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumfloßne Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen; jedoch unerschüt-

tert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden.

Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf übereinander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung! Ebendiese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studierstube zurücke ziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre; bald: es sei durch Flözklüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden; bald: es sei dieses Gestein keine Schichte, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten, bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es, was ich zu tun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen andern Gelegenheit geben, weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben. Nur möchte eine Warnung hier nicht überflüssig sein, mehr für Ausländer (wenn diese Schrift bis zu ihnen kommen sollte) als für Deutsche: diese Gesteinsart von andern wohl unterscheiden zu lernen. Noch verwechseln die Italiener eine Lava mit dem kleinkörnichten Granit und die Franzosen den Gneis, den sie blättrichten Granit oder Granit

der zweiten Ordnung nennen; ja sogar wir Deutsche, die wir sonst in dergleichen Dingen so gewissenhaft sind, haben noch vor kurzem das Toteliegende, eine zusammengebackene Steinart aus Quarz und Hornsteinarten und meist unter den Schieferflözen, ferner die graue Wacke des Harzes, ein innigeres Gemisch von Quarz und Schieferteilen, mit dem Granit verwechselt.

SEEFAHRT

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günstger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen wards Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.
Aber gottgesandte Wechselwinde treiben

Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder;
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

*

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl ichs nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sinds
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondolier große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltner geworden zu sein; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ohngefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung und ist eine Art von Mittel zwischen dem canto fermo und dem canto figurato; jenem nähert sie sich durch rezitativische Deklamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hintreten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie miteinander ab. Im ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Wert, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Im ganzen aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen nach Art aller ungebildeten Menschen den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen; einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Szene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Kredit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mich, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sei; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun

an, gegeneinander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Szene an ihrem Platze. Die stark deklamierten und gleichsam ausgeschrieenen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wider wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigentümliche dieser Szene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel; alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger; eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen; er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an, gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Konvention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen,



sie unterhalten sich, ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt teil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.
Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Tränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisierter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando lo cantano meglio.
Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido – der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet – besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocca und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodieen sängen.
Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fischen, auf das Meer gefahren sind, sich abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.
Wie viel schöner und noch eigentümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und Gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

MÄCHTIGES ÜBERRASCHEN

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male –
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden –



Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

PHILOMELE

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

LEBENSGENUSS DES VOLKS IN UND UM NEAPEL

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Gerätschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Kaleschen sind hochrot angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen ge-



wöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meers einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Toten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rotsamtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Tote mit rosenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, sowie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Ware zum Verkauf schön aufgeputzt sei.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden,

kleine Muscheln, jedes besonders aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Teile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite oder die Keule stark vergoldet sei. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdenn eine allgemeine Cocagna, wozu sich fünfhunderttausend Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Butiken, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eßwaren hängen in Girlanden über die Straßen hinüber: große Paternoster von vergoldeten, mit roten Bändern gebundenen Würsten, welsche Hahnen, welche alle eine rote Fahne unter dem Pörzel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißigtausend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Ware, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehret wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündiget auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine usw. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Anteils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Öls, besonders an Fasttagen, beschäftigt, einem jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätte dieser Friggitori am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegefeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Öl; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkichten Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen, wird niemand erraten.
Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat sie nicht immer so reichlockicht haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen: so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgendeine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein geringes befriedigen und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:
Welche Segel sind dies, die zahlreich, hintereinander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, so sind es
Kühne phönikische Männer, begierig mancherlei Reichtums.
Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung
Zu dem achäischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr,
Wein und getrocknete Frucht und Herden blökenden Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranruft.

Wahrlich! versetzte darauf die bläulich blickende Göttin,
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteste Raum eröffnet hier sich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann, von Okeanos' Strömen
Kommend und körniges Gold des hintersten Phasis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tausch das Meer zu durchstreifen,
Immer würd er gesehn, wohin er sich wendete. Schifft' er
Durch die salzige Flut des breiten Hellespontos
Nach des Kroniden Wieg und nach den Strömen Ägyptos',
Die tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios' zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waren beladen, wie manche Küste geboten,

Dieser würde gesehn so hinwärts, also auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich deucht, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd, gelangt er hierher und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend, was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör ich dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaier Geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den türmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte heftig die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Moiren Willkür entrissen.
Denn das sag ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos' Strom, wo die Rosse Helios herführt,
Über den Scheitel sie lenkend, bis hin, wo er abends hinabsteigt,
Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,

Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

GOETHE BESPRICHT DIE LYRISCHEN GEDICHTE VON JOHANN HEINRICH VOSS

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn, sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole herstürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut und wohlgemut solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulich-gesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse, mit Brennholz befrachtet, knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genugtut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, be-

freit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgendeine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemütvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Akzenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leisewogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt; wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten

Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmutigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten mutwilliger Gäste zu Bette gebracht. Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Land, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft, so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohltat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswert zu

finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt: so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung, hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Überzeugung, daß alles der

Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreun habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen: sollte denn aber nicht eben jene Selbständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch diese Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem feierlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.
Wo aber angeborene Vorteile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt sich die schätzenswertesten Freunde.
Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Anteil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besonderen, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Teil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

AUS DER PANDORA

Epimetheus und Elpore

Epimetheus (träumend). Ich seh Gestirne kommen, dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was steiget hinter ihm so hold empor?

Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt sie sich herauf,
Die schlanke, holde, niedliche Gestalt.
Bist dus, Elpore?
Elpore (von fern). Teurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen, weh ich her!
Epimetheus. Tritt näher, komm!
Elpore. Das ist mir nicht erlaubt.
Epimetheus. Nur näher!
Elpore (nahend). So denn?
Epimetheus. So! noch näher!
Elpore (ganz nah). So?
Epimetheus. Ich kenne dich nicht mehr.
Elpore. Das dacht ich wohl.
(Wegtretend.) Nun aber?
Epimetheus. Ja, du bists, geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter scheidend mir entriß.
Wo bliebst du? Komm zu deinem alten Vater.
Elpore (herzutretend). Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.
Epimetheus. Welch lieblich Kind besucht mich in der Nähe?
Elpore. Die du verkennst und kennst, die Tochter ists.
Epimetheus. So komm in meinen Arm!
Elpore. Bin nicht zu fassen.
Epimetheus. So küsse mich!
Elpore (zu seinen Haupten). Ich küsse deine Stirn
Mit leichter Lippe.
(Sich entfernend.) Fort schon bin ich, fort!
Epimetheus. Wohin? wohin?
Elpore. Nach Liebenden zu blicken.
Epimetheus. Warum nach denen? Die bedürfens nicht.
Elpore. Ach, wohl bedürfen sies, und niemand mehr.
Epimetheus. So sage mir denn zu!
Elpore. Und was denn? was?
Epimetheus. Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore. Unmöglichs zu versprechen ziemt mir wohl.
Epimetheus. Und sie wird wiederkommen?
Elpore. Ja doch, ja!

(Zu den Zuschauern.)

Gute Menschen! so ein zartes,
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legtens in den jungen Busen;
Was ihr wollet, was ihr wünschet,
Nimmer kann ichs euch versagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.
Ach! die anderen Dämonen,
Ungemütlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahns vernehm ich!
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch so kann ich euch nicht lassen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Tosen! welch ein Wühlen!
Ists der Morgenwelle Brausen?
Schnaubst du hinter goldnen Toren,
Roßgespann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruhgen, Übermütgen!

Reichtum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? Der Mächtge hat sie.
Wollt ihr Reichtum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wirds! Doch hör ich deutlich,
Leis ist mein Gehör, ein seufzend
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau in mir der Süßen, Treuen
Wonnevolles Ebenbild.

Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein sein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wiederfinden?"
Ja gewiß! „Treu wiederfinden?
Nimmer scheiden?" Ja doch! ja!

EDUARD SPRANGER

GOETHE UND DER WANDEL DER ZEIT

Es ist immer ein bedenkliches Zeichen, wenn für einen Geist, dem die Menschheit lange mit williger Bewunderung gefolgt ist, plötzlich Verteidigungsreden sich häufen. Goethes Gestirn ist seit einiger Zeit in diese Konjunktur eingetreten. Früher haben sich wechselnde Goetheauffassungen abgelöst; heute begegnet er vielfach völliger Ablehnung. Sie beruft sich nicht immer auf Gründe, die in dem Wesen des Dichters und Denkers gelegen wären, sondern stützt sich auf die große Tatsache, daß die ganze kulturelle Welt sich gedreht habe: also müsse man wohl auch Goethe den Abschied geben, und man brauche sich dazu gar nicht erst um eine Auffassung von ihm zu bemühen: „Er ist uns wesensfremd." „Er hat uns nichts zu sagen."

Bedenklich ist diese Erscheinung ohne allen Zweifel. Aber noch ist nicht ausgemacht, ob für Goethe bedenklich oder für die Generation, die um ihn herumgeht. Dabei soll der Oberflächlichkeit, die es zu allen Zeiten gegeben hat, nicht gedacht werden. Ernster scheinen die Gegner, die mit ihrem Angriff auf Goethe nur einer antiliterarischen Grundhaltung überhaupt den stärksten Ausdruck geben wollen. Ein „Leben mit Goethe" gilt ihnen schon deshalb als verfehlte Einstellung, weil auch der größte Dichter für sie bloß „Literatur" – „Buchstabenwerk" – ist, ein Mensch, der nur für die Lesenden, also die Gebildeten, existiert hat. Sie suchen die großen Führer der Menschheit anderwärts: in Erlöserpersönlichkeiten, deren Leben nachwirkt, obwohl sie nie eine Zeile geschrieben haben; in den großen Gestaltern der politischen Welt, deren Ruhm sich von selbst zu Kindern und Kindeskindern fortpflanzt; in den Befreiern der Unterdrückten, die den Armen Brot und Hoffnung gegeben haben. Neben so mächtigen Naturen erscheint dann der Dichter mit seiner Leier nur noch als Glied einer verwöhnten, am Luxus des Lebens genährten Kaste: als Verwalter der Phantasiewelt, für die in besseren Tagen einmal Zeit gewesen ist. So oder

ähnlich tönt es rings um uns. Wer diesem Vorwurf irrender Lebensorientierung entgegnen will, wer zugleich die Grenzen jedes „Bekenntnisses zu Goethe" ehrlich gestehen will, muß sich Rechenschaft davon geben, in welchem Sinne er dem Geist des Dichters verbunden ist. –

I. „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Ist das Leben selbst schon Abglanz höherer, nur geahnter Zusammenhänge, so fängt der Schleier der Dichtung diesen Abglanz noch einmal auf: sie gibt ein Bild des Lebens. Und darin scheint zuerst der Sinn der Dichtung zu bestehen, daß sie des Lebens labyrinthisch irren Lauf stillstellt, daß sie es packt, wo es interessant ist, und in ihrer kleinen Welt – seltsam zusammengedrängt – die Gehalte des Kosmos noch einmal in eignen Farben aufleuchten läßt. Wäre es dies allein, was wir der Schau des Dichters verdanken, so behielten diejenigen recht, die nur den jeweils Mitlebenden die Gabe zusprechen, das Leben, „wie es ist", ganz auszudrücken. Denn nur das Eingetauchtsein in die volle Gegenwärtigkeit wird dem „Leben" gerecht, das immer existentieller Daseinsvollzug ist, niemals aber unter die Kategorie „Vergangenheit" treten kann, ohne unlebendig zu werden. Und die Folge wäre, daß auch der größte vergangene Dichter nur in historischer Einstellung, das heißt aber mit einer Zutat gelehrter Bewußtseinshaltung, genossen werden könnte.

Angewandt auf unseren Fall: Goethes Welt ist in der Tat nicht unsre tägliche Welt. In ihr gibt es noch keine Flugzeuge und Automobile, ja in ihr wurde die Herrschaft der Maschine nur von fern geahnt. Und mehr: in ihr waltet eine ganz andere gesellschaftliche Problematik, spielen ganz andere Menschentypen mit; noch nicht der zerrissene, seiner letzten Triebhaftigkeit bewußt gewordene, an allerletzten Verzweiflungen zerbrochene Mensch. Da scheint noch alles mit der Ruhe griechischer Plastik verwandt, während sich bei uns alle Linien des Daseins expressionistisch verwirrt haben. Der moderne Mensch also, der zu Goethe kommt, findet nicht mehr sich. Vielleicht verzichtet er deshalb ganz darauf, zu

Goethe zu kommen. Vielleicht sucht er ihn nur auf, um für kurze Zeit in schöner Ferne und tröstender Ruhe zu verweilen; das aber wäre nichts anderes als ein säkularisiertes Weltfluchtmotiv.
Das gleiche Schicksal müßten dann freilich alle früheren großen Dichter teilen: Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare. Niemand könnte sie lesen, ohne sich zuvor „historisch eingestellt" zu haben. Wem dies gelingt, der mag sich dann von ihnen noch auf ihre Höhen führen lassen – aber auf Höhen außerhalb der Welt unserer Leiden und Freuden. Sie gestatten uns gleichsam Besuch bei sich, wenn wir in Ferienstimmung sind. Zu ihr gehört immer ein wenig Romantik, und sie enthält – so scheint es weiter – immer einen Zug von Flucht vor der Wahrheit. Trifft dies alles wirklich zu, dann gibt es kein reines ästhetisches Verhältnis zur Dichtung der Vergangenheit. Wie wir Ariost und Tasso oder Opitz und Haller mit dem Zusatzgefühl lesen, daß wir ihnen in ihr Jahrhundert gefolgt seien und sie von dieser Sicht aus trefflich oder erträglich fänden – so läsen wir dann auch Goethe, und mit jedem Jahr müßte die Apotheose, die ihn zeitlos machen möchte, schwächer werden.
In dieser ganzen Denkweise steckt ein leicht erkennbarer Fehler: der Irrtum nämlich, daß es irgendeine Dichtung geben könnte ohne ästhetische Distanz vom hic et nunc gelebten Leben. Wie es für die Betrachtung eines Gemäldes nur eine schmale Zone gibt, in der es als ästhetisches Gebilde wirkt, während es zu nah oder zu fern gesehen seinen Sinn verliert, so gibt es auch dem ganzen Lebensinhalt gegenüber nur eine günstig bemessene Zone des Abstandes, innerhalb deren dann freilich noch mannigfache ästhetische Sichtweisen denkbar sind. Dies also ist das erste, was dem Dichter zugebilligt werden muß, daß er seinen Standort innerhalb dieser Zone wähle. Man kann die ästhetische Betrachtung des Daseins überhaupt ablehnen – das wäre ein unangreifbares Verhalten; man kann aber nicht verlangen, daß die einfache Verdopplung der greifbar nahen Realität schon als Dichtung gelte.
Damit aber ist zugleich angedeutet, daß die Dichtung aus dem

Fluß des täglichen Geschehens etwas heraushebt, was nicht mehr bloß fließt, wie es ja auch der einfachste Gedanke, das belangloseste Urteil, auf seine Weise tut. Und wir werden vermuten dürfen, daß in dieser ästhetischen Sichtwahl ein Wurf nach dem Überzeitlichen (wenn nicht gar nach dem Zeitlosen) steckt. Seien wir vorsichtiger: es wird eine Vermählung jenes Wechsels mit der Dauer angestrebt. Wo dies nicht ist, da ist nicht Kunst. Wegen dieser Verwandtschaft des künstlerischen Schauens mit der Umformung, die das Denken am Erlebten vollzieht, redet man von der Wahrheit der Kunst. Aber die Kunst hat ihre eigentümliche Wahrheit, und weil auch der Standort des Künstlers immer eine Perspektive behält, so gibt es – seltsam genug – durchaus mannigfache Wahrheit im künstlerischen Sehen.

Das Leben der Geschlechter fließt dahin. Sein Gehalt würde mit den Lebenden verrauschen, wenn kein künstlerischer Geist ihn verfestigte. Nun ragen aus dem Strudel Felsen von ungleicher Höhe. Wer nur einen von ihnen mit langender Hand zu erfassen vermochte, der erblickt auch die anderen, über sich oder unter sich. Ohne Bild: nur wem diese Art des überzeitlichen Sehens einmal aufgegangen ist, der kann auch mit dem Auge vergangener Künstler zu sehen lernen. Denn es ist eine unbillige Anforderung, daß sich das künstlerische Werk jedem unbereiteten Gemüt unvermittelt erschließe. Wer Goethe, zunächst nur ihn als Dichter, verstehen will, der muß für Goethe reif sein. – Und jetzt zeigt sich genau das Umgekehrte jener früheren Forderung, daß man sich historisch einstellen müsse. Wo dies nötig ist, da ist gerade das echt Ästhetische gefährdet. Es muß erst jenes Auge aufgebrochen sein, das durch die zeitliche Stoffbedingtheit hindurch ewige Formen sieht. Erst in dieser Gelöstheit kann die Rede des Dichters überhaupt als dichterisch wirken. Es ist also kein Beweis gegen Goethe, wenn die Jugend von heute ihm fernsteht, sondern eher ein Beweis gegen diese Jugend: ein höheres Organ ist – vermutlich ohne ihre Schuld – in ihr noch nicht erwacht, wie es in ganzen Schichten der Menschheit früher nicht erwacht war und künftig nicht erwachen

wird. Um Dante zu verstehen, muß man freilich viel Einzelkenntnisse haben; aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß man mit ihnen für den Dichter Dante reif geworden sei. Auch er läßt sich nur sprechen, wenn man ihm erst lange wortlos zugehört hat. Dann aber gibt er Offenbarung.

Denn auch das Dichterische ist nur Form, nur Hülle; nur Mitteilung, in der sich ein zuletzt überästhetischer Gehalt erschließt. Ob es gelingt, dieses Mehr-als-Ästhetische, das hinter dem Schleier der Dichtung liegt, für Goethe in anderen Worten als in seinen eigenen auszusprechen, erfüllt mit begreiflichem Zagen.

II. Was der Dichter in seiner Sprache gibt, ist Offenbarung von Weltgehalt, und das heißt: von Wirklichkeit in einem höheren Sinne. Nichts scheint so selbstverständlich wie „die Wirklichkeit". Nichts ist in Wahrheit schwankender und vieldeutiger. Denn auch hier gibt es mannigfache Distanz der Betrachtung – vielleicht nennt mancher schon die flüchtige Schwelle dieses Augenblicks das Wirkliche! Auch hier gibt es Vordergrund und langsam erst sich erschließende Hintergründe, die man „heraussehen" muß. Was so vom Hintergrund gesehen wird, geht nicht in der flüchtigen Erscheinung auf, sondern wiederholt sich mit überraschender Konstanz in noch so mannigfaltig anmutenden Erscheinungen.

Schon Goethes Zeitgenossen spürten, daß sein Verhältnis zur Wirklichkeit ganz neu und eigenartig war. Er schien tiefer in sie verflochten, sie mit festeren Armen an sich zu halten als andere Idealisten, deren Gefahr es war, tatsächlich in das Reich der reinen Formen zu fliehen. Schiller wie W. v. Humboldt bemühten sich, diesen Goetheschen Realismus in der Terminologie Kants sich deutlich zu machen. Sie wählten damit eine Philosophie, die in allem genau das Gegenteil von Goethes Sehweise bedeutete und auch ihrer eigenen Geistesstruktur viel heterogener war, als sie es je bemerkt haben. Viel treffsicherer war da Mercks einfaches Wort, daß es Goethe bestimmt sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, nicht das Imaginative zu verwirklichen. Das ganze Geheimnis liegt darin, daß Goethe gerade das Schlichte

und Nahe mit dem Auge der Liebe umfing. Aber die in allem Dichterischen gegenwärtige Liebe ist vieldeutig. Es war jene Liebe, die sich mit dem Leben der Natur auf allen ihren Stufen verwandt fühlt, und doch jene Liebe, die im Ergreifen ihren Gegenstand veredelt. Sie entstammte einer weltzugewandten Mystik: im Innern der Seele wohnt die Unendlichkeit von Formenbildung und gesetzlicher Ordnung, die es gestattet, alle Gestalten der Welt nicht nur „analogisch", das heißt aus dem eignen Innern zu verstehen, sondern sie „vorbildend" (Jean Paul) gleichsam aus dem eignen Innern, und doch nach ihrem eigenen Gesetz, zu entwickeln. Es kann daher in dieser Welt nichts ganz Fremdes, nichts ganz Äußerliches geben. Alles ist von vornherein seelenbezogen, durch die *συμπάθεια τῶν ὅλων*, die schon vor Leibniz antike Philosophen geahnt hatten:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat...
...Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Und wenn der Dichter scheinbar die Dinge erst in sich hineinnehmen muß, so trägt er sie im Grunde alle schon in sich und kann sie darum durch seine Liebe verschönt wieder aus sich herausstellen:

„Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein."

Diese Gabe ist uns am verständlichsten, solange das in das feinere Gewebe der Dichternatur gepflanzte Bildungsvermögen im Bereiche der organischen Formen verharrt. Für diese Stufe hat

Goethe als Naturphilosoph seine Art zu sehen, seine Methode, Gestalt aus Gestalt durch Metamorphose sich entfalten zu lassen, bewußt formuliert. Denn hier hat sich die bildende Kraft der Natur selbst physiognomisch verfestigt. „Gegenständliche Denkungsart" bedeutete hier einfach: die eingeborene Formgesetzlichkeit heraussehen. Aber diese Kraft reicht weit höher hinauf, bis in die Geheimnisse der menschlichen Seele und ihren inneren Formenwandel, der als Schicksal erlebt wird. Da versagt noch die Wissenschaft; da tastet sich das künstlerische Gestalten um so produktiver vorwärts. Und es macht aus der Kraft der ursprünglichen Liebe auch den Erhöhungsprozeß mit, den die Natur auf ihrem Stufengange durchgemacht hat, selbst von einer unendlichen Liebe über sich emporgezogen. Hier waltet die spinozistische Liebe, mit der Gott in seinen Geschöpfen sich selber liebt; denn nur die unendliche, göttliche Liebe kann so uneigennützig sein.
Blicken wir von hier zu jenen historischen Bedingtheiten zurück: Goethe hat selbst von sich gesagt, es sei gleichgültig, ob er Töpfe mache oder Schüsseln. In der Tat: der stoffliche Sehbereich des Dichterauges mag sich wandeln. Und in der historischen Menschenwelt wird er sich schnell, tiefgreifend wandeln. Aber das Beseelte und Beseelende im Auge bleibt sich gleich. Der junge Goethe hätte mit dem Blick der holländischen Maler in Dresden ebenso den Wochenmarkt wie eine Schusterwerkstatt sehen können. Andrerseits wird sich einem solchen anschauenden Organ am meisten offenbaren, was unberührt von Zufälligkeiten der Zeitkonstellation den ewigen Formen nahe bleibt. Iphigenie könnte ebensogut neben uns wandeln wie im alten Griechenland; denn was sie darstellt, ist nicht diese einmalige Geschichte, auch nicht die triviale Wahrheit, daß die Lüge unfrei macht, sondern die ewige Wahrheit, die auch unsere Zeit auf der nötigen Höhe sittlicher Entfaltung noch sehen könnte und müßte: daß nämlich die Hinneigung der reinen Frauenseele den schuldbeladenen Mann vor den heiligen Mächten entsühnt. Wo keine heiligen Mächte mehr gesehen werden, da wird dies ganze sittliche Phä-

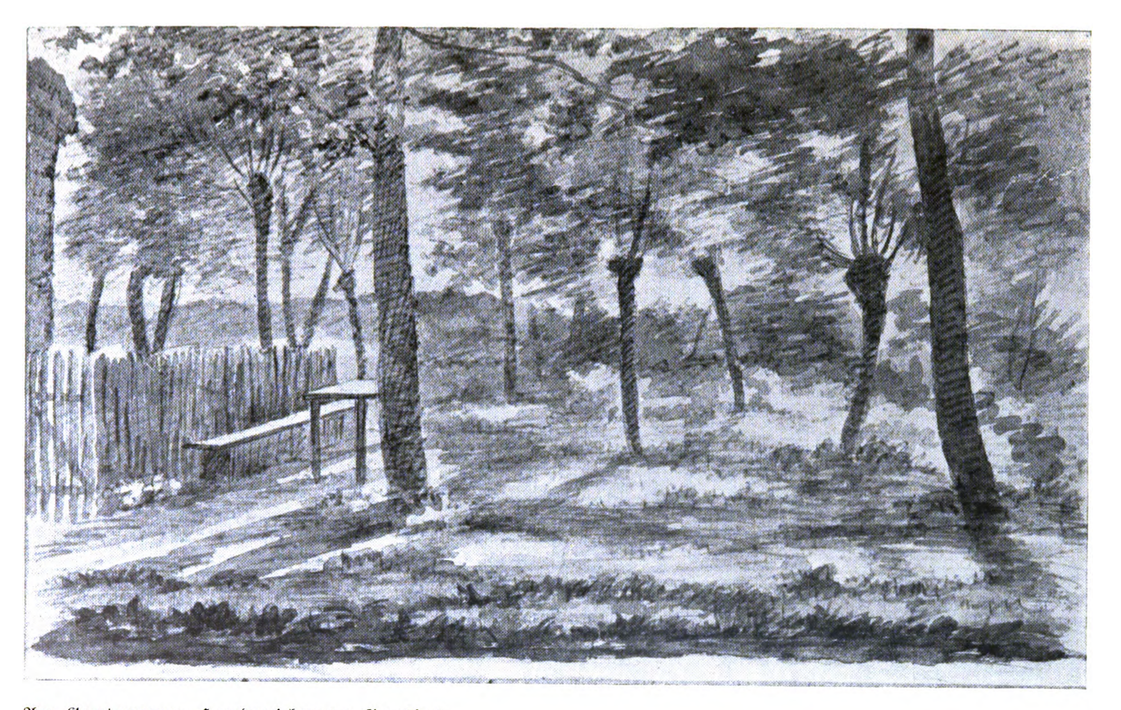
nomen nicht mehr gesehen. Aber es liegt dann an denen, deren Sinn zu, deren Herz tot ist; nicht daran, daß die sittliche Struktur der Welt sich geändert hätte.

Offenbarung in solcher Bedeutung ist es, was der seherische Dichtergenius gibt: der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Metaphysische Wahrheit aus der gestaltlosen Welt der Mütter heraufzuholen als Gestalt – das ist die weltentdeckerische Funktion des Dichters. Diese Wahrheiten bleiben, während die flüchtigen historischen Erscheinungen wechseln. Den Dichtern ist es zugerufen, was Gott der Herr den Engeln aufträgt:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

III. Der Durchbruch durch das Gleichnishafte der Poesie zu den metaphysischen Gehalten bedeutet trotzdem mehr als die Enthüllung starrer Typen und kahler Urphänomene. Die Welt wie das Leben sind dynamischer Natur, sie sind in Entwicklung. In der Epoche um 1800, das heißt in der Zeit hochklassizistischer Neigung, mag auch für Goethe die Gefahr nahe gelegen haben, „sich zum Starren zu waffnen". Aber die Gefahr ging vorüber. Und wenn dem innerlich suchenden Menschen von heute kaum ein anderer Geist so sehr Lebensbegleiter zu werden vermag wie Goethe, so liegt das daran, daß bei ihm die natürlichen wie die sittlichen Stufen erkennbar geblieben sind, auf denen er wurde, was er – war. Die größten Führer der Menschheit kennen wir fast ausnahmslos als Reife. Vergebens fragen wir, wie sie geworden sind, welche inneren und äußeren Schicksale sie geformt haben. Bei Goethe liegen die Jahresringe am Tage. Er selbst sprach in spätem Alter die innere Notwendigkeit seines Sogewordenseins aus. Es schien ihm damals, als ob seine Monade nur um sich selbst rotiert habe, als ob seine Entelechie sich nur gesetzmäßig zu sich selber hin entwickelt habe. Zu seinen schönsten Werken gehören die, in denen er so von sich selbst spricht: der Formgewordene von der Formwerdung, der Geprägte von der lebendigen Entwicklung.

Auch ihm war nicht mehr voll gegenwärtig, wie leidenschaftlich er sich hatte suchen müssen, um sich so reich zu finden. Seine mächtigsten Schöpfungen haben daher für uns die doppelte Bedeutung, in ihrer reifen Frucht zugleich die Phasen des Knospens und Blühens erkennen zu lassen. Die Teilschlüsse des „Wilhelm Meister" und des „Faust" enthüllen die Dynamik eines Lebens, das um Resultate bemüht ist. Die Wahrheit, die im Werden liegt, wirkt auf den modernen Menschen um so befruchtender, als er selbst fast nur noch den rasenden Rhythmus spürt, mit dem er durch das Leben rennt, aber der Gestalt nicht inne wird, die er damit empfängt, noch weniger des Zieles bewußt wird, in dem er ruhend verweilen könnte. Goethe: das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis sind blutvolle Gestalten, zu denen sich die Werke wieder wie Gleichnisse verhalten. Wir lieben an einer „Natur" weder das Titanische noch das Apollinische noch das Olympische – wir lieben an ihr, daß sie den Weg ging, auf dem Menschen hoffen und zagen, fallen und sich erheben. Was wußte man von schäumender Jugend vor Goethe und was vom Reichtum des Spätherbstes, in dem alle menschlichen Gezeiten nachglänzen? Durch solche Treue gegenüber jedem Stadium des Werdens beginnt diese Monade uns weit über das Dichterische hinauszuführen, bis zu den Pulsen des naturhaft-geistigen Lebens selbst, das auch in unsern Adern seine wandlungsreiche Melodie spielt. Wenn Goethe den Rhythmus seiner Entwicklung als Wechsel von Expansion und Kontraktion, von Ausatmen und Einatmen, von Entselbstung und Verselbstung bezeichnet hat, so erscheint auch uns dieser Lebensstrom wie ein Überschäumen mit immer neuer Bändigung, wofür man nicht einfach die Kunst„stile" gotisch und klassisch oder das „Prinzip" der Unendlichkeit und der Vollendung setzen darf. Mindestens sind das keine sich ausschließenden Phasen, sondern die Gegensätze sind immer ineinander, und die Lösung besteht nicht darin, daß eine siegt. Das Faustische in Goethe – und das ist das Werden, das niemals im Entwerden endet – treibt auch über das klassische Motiv der



Am Gartenzaun. Handzeichnung Goethes

Selbstbegrenzung hinaus: es sprengt den Zusammenhang der bekannten Welt und weist in Gleichnissen hinüber zum Transzendenten. Man liebt den jungen Goethe; man bewundert den Mann; den Greis hat kaum einer verstanden, es sei denn, daß ein Scheidender – mit Goethe „in die Ferne hoffend" – diese stillen Blicke mit ins Grab genommen habe. Schon die Sprache des Alters preßt Gedanken, die sich in 40 Jahren entwickelt haben, wieder in eine Form zurück, in der sie wie im Keim verborgen ruhen. Nur die Weisen verstehen die „selige Sehnsucht", die der Flammentod einer neuen Geburt ist. Wieder liegt im Sterben das Werden – die Seligkeit ewigen Werdens, ein neuer Himmel der Menschheit: de revolutionibus caelestium! Im Blindwerden öffnet sich das letzte Sehen. Alle Wände, die Gott zwischen sich und dem Suchen des Menschen aufgerichtet hat, diese ganze Bilderwelt deutet weit über sich hinaus, und während Beethoven in der Neunten vom Gewoge der Töne hindurchbricht zu der neuen Sprache des Wortes, scheint Goethe ganz zum Musikalischen hinübergetrieben zu werden. Aber wenn aus den abschließenden Engelschören noch einmal das „Doppelglück der Töne und der Liebe" wogt, so wendet sich doch zugleich der Blick des Scheidenden mit heiterer Liebe zurück zu den Gestalten, die seine Gespielen auf den irdischen Gefilden waren:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Da ist zum ersten Male der Mensch, der *auf der Grenze* liebevoll auszuruhen vermag: Moses – beseligt im Vorgefühl. Denn diese vorwärts- und rückwärtsschauende Liebe selbst wird jetzt zum Höchsten der Gleichnisse, und geboren wird aus ihr – nicht ein Euphorion, der im Ikarusflug zerschellt, nicht eine Helena, die sich in die schöne Glut der Abendwolke auflöst –, sondern die himmlischen Wunder, die alle um die ewige Liebe kreisen:

„Wenn er dich ahnet, folgt er nach."



IV. Dieser Anstieg des Hypsistariers ist mehr als organische Metamorphose. Das Bild von Werden und Wachsen, von Stengel, Blättern, Blüte, Frucht versagt hier. Denn dazwischen liegt der Abgrund des Tragischen, den Goethe immer gesehen hat, von dem er aber geschwiegen hat, bis er ihn sieghaft überwand. Es gehört zum tieferen Sinn für Menschliches, auch auf das zu lauschen, wovon ein Mensch sein Leben lang geschwiegen hat, weil es – noch – zu groß für ihn war. Es ist die höchste Ehrfurcht, die über die göttliche Tiefe des Leidens zu schweigen weiß.

Das Tragische erscheint bei Goethe in zwei Gestalten: als Wucht des äußeren, unverstandenen Schicksals, das den großen Menschen auf der Höhe des Wirkens vernichtet. Diese Anschauung erinnert an den Hegelschen Weltgeist, der das Individuum wegwirft, nachdem er sich seiner eine Zeitlang bedient hat. Tiefer jedoch empfindet Goethe die Tragik, die darin liegt, daß ein Mensch die höheren Gesetze seines Lebens gebrochen hat. Denn dies gehört zu Goethes stillen Überzeugungen, daß die Monade in sich selbst ein Stufenreich trägt. Über den Anziehungs- und Abstoßungsverhältnissen nach Art chemischer Wahlverwandtschaft, über der organischen Entwicklung des eignen naturverwandten Wesens stehen jene höheren Gesetze, die im Gewissen vernehmbar werden. Die Sonne des Sittentages – deines Sittentages – gehört mit in die große Ordnung des Kosmos. Es ist die größte Aufgabe des Menschen, sich selbst zu einem tätigen Zentrum in der Welt zu entfalten, indem er die Naturgesetzlichkeit und das sittlich-persönliche Wesensgesetz „gegeneinander bewegt", d. h. beide „Sonnensysteme" miteinander vereinigt, wie es auch Kant als Höchstes geahnt hat. Ist doch im Menschen ein Siderisches wie ein Erdgebundenes. Mit den beiden Seelen in sich fertig zu werden, erfordert einen lebenslangen Kampf. Aber hier sind wieder mannigfache Lebensmotive ineinander gewoben.

Der Weg der bloß ästhetischen Daseinsvollendung war für Goethe immer neue Versuchung. Vom Werther über Tasso und den Urmeister bis zur Pandora und zur Helenatragödie klingt

dieses Leitmotiv an, jedesmal vertieft, jedesmal tragischer. Die Grenze der ästhetischen Lebenshaltung liegt darin, daß sie das Dasein voreilig entstofflicht, seine harten Realitäten in der Phantasie aufhebt und eine Harmonie des Herzens anstrebt, in der der letzte Ernst umgangen wird. Kierkegaard schildert den Ästhetizisten in der Sondergestalt des impressionistischen Daseinsstiles. Goethe hat nach der expressionistischen Wertherphase immer die klassische Harmonie gemeint, in der Erlebnisstoff und personale Form zum Gleichgewicht gelangt sind. In diesem Lichte sah man damals die Griechen. Ein letztes Mal wallt dieses Motiv empor mit der ganzen Leidenschaft seines metaphysischen Rechtes: denn nicht bloß in sehnsüchtiger Phantasie, sondern bei den Müttern, den ungestaltet-gestaltenden Urmächten (der natura naturans) ist das Hochbild der Schönheit beheimatet, das dem überquellenden nordischen Geiste Ruhe verspricht: Helena. Aber auch dieses Metaphysische ist nicht das letzte.

„Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Mag das Ziel der Natur der schöne Mensch sein: dann jedenfalls gibt es noch eine höhere Natur, deren Ziel der schaffende, der tätig strebende Mensch ist.

Die tätige Entelechie bedeutet den zweiten Weg, auf dem Goethe der Tragik der Unvollendbarkeit zu entfliehen sucht: „Wer immer strebend sich bemüht ..." In solcher rastlosen Tätigkeit liegt das Ringen mit dem vollen Stoff des Daseins an Stelle bloßer Dichterträume. In der Arbeit an der Welt vollendet sich der Mensch, weil er in ihr sich überwinden muß, weil in ihr jede bloß poetische oder theatralische Sendung notwendig zur Entsagung führt. Hier muß der einzelne sich in Reih und Glied stellen. Seine Einseitigkeit findet an anderen ihre Ergänzung. Die Gemeinschaft wird das „Band" (der *συνδεσμός*), das ihn mit dem Sinn der Welt verkettet. Schon hier also findet das schöne organische Wachstum aus dem natürlichen Lebensgesetz heraus seine Grenze

an Überwindungen. In immer neuen Geburten gelangt der entsagende Mensch durch sie zu höheren Wesensstufen. Und wenn es eine Schönheit gibt – das bekennt Goethe seit der „Pandora" und den „Wanderjahren" immer deutlicher –, dann ist es die Schönheit, die sich auf dieser Realistik, diesem Wahrheitssinn, dieser Arbeit am Begrenzten aufbaut: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen." Aber das Schöne ist auch dann nicht das letzte, sondern die Läuterung durch das unermüdliche Streben; und alle Läuterung ist Weg zur Erlösung.

Dieser dritte, höchste Weg wäre nicht Goethes Sehnsucht geworden, wenn das Erlebnis der Schuld in ihm nicht so stark gewesen wäre. Wir kennen dies von den erlebten Wurzeln der Gretchentragödie bis zur Helenatragödie und dem Frevel an der Hütte der friedlichen Greise. Es ist kein Sündengefühl von der spezifisch-christlichen Färbung, weil Goethe den spezifisch-christlichen Sündenstolz und die wesensmäßige Sündhaftigkeit des Menschen von sich wies. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der die Theologen davon redeten, widersprach der Tiefe seiner Erfahrungen. Sie enthielten mehr als die Überzeugung von dem unvermeidlichen Irren, das im Streben des Menschen liegt, oder von dem Fluch der Endlichkeit im Leibnizischen Sinne. Sie enthielten die Erschütterung durch persönliche Schuld mit ihrem ganzen letzten Ernst. Die himmlischen Mächte sind nicht ohne Anteil daran: „Ihr laßt den Armen schuldig werden." Selbst Ottilie, die zu kindlich reiner Einheit ihres Wesens bestimmt scheint, entgeht diesem inneren Schicksal nicht. Der Mensch zerbricht daran. Hier ist zunächst keine Kontinuität; sondern hier liegt der Abgrund und die Verzweiflung, von denen Goethe geschwiegen hat oder doch nur in der Verhüllung der tiefsten Ergriffenheit gesprochen hat. Gibt es für diesen Bruch keine Heilung? Gibt es hierfür keine Lösung? – Schon in der Iphigenie klingt die Antwort an. Sie liegt nicht ursprünglich in der Erfahrung des männlichen Daseinsweges für sich. Verborgen und verschlungen in die Phasen der männlichen Tragödie „Faust"

finden sich nicht zu Ende gedichtete Spuren des weiblichen Weges: es gibt Stufen der Liebe, wie es Stufen des Strebens gibt. Und wenn im Streben Überwindung auf Überwindung folgt, so ist die Liebe die Überwinderin selbst. Auch sie steigt in Stufen von der schlichten, irrenden, nicht schuldfreien Frauenliebe bis zu der, die im Gleichnis der Himmelskönigin gemeint ist: der Liebe, die das ganze Weltgefüge erlösend trägt und zusammenhält. Alles männliche Streben ringt dieser ewigen Liebe ahnungsvoll entgegen. In der weiblichen Natur aber hat sie sich am tiefsten der leidenden Erde zugeneigt, schenkend und heilend aus der letzten Fülle des Leidens heraus. In sie eingehüllt, walten rings um den Menschen schon hier erlösende Kräfte. Der letzte Schritt also ist nicht mehr Tätigkeit, sondern Werk der entgegenkommenden Gnade:

„Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Die stets unvollendeten Kreise menschlichen Daseins runden sich in dieser Erlösung, die sich in unzähligen Stufen der Läuterung an der immer *werdenden* Entelechie vollzieht. Das ist das *letzte* Wort Goetheschen Daseinsverständnisses: die Welt ist von der Liebe umfangen. Vielleicht ist auch sie noch ein Gleichnis; aber kein anderes trägt darüber hinaus:

„Das Unzulängliche,
Hier wirds Ereignis."

Deshalb ist das Kreuz mit Rosen umwunden ...

„Ein Leben mit Goethe führen" heißt, diesen Wegen ahnend folgen. Jeder Stufe, die wir durch Überwindungen in uns selbst erringen, gibt er eine neue Antwort. Er gibt sie im Gewand der Dichtung; aber geboren ist diese Dichtung aus dem „heiligen Ernst", den auch wir ins Leben mit hinausnehmen sollen. Und was ist dieses Leben? Ist es die Welt der Flugzeuge und Automobile, der Maschinen und der Wirtschaftskämpfe? Oder ist es die

Welt der ewigen menschlichen Geschicke, die bei aller Wandelbarkeit des Daseinsstoffes aus den Tiefen der gottentstammten Seele emportauchen? Von ihnen haben Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare gekündet. Ihre Sprache altert nicht, wie die Goethes nicht altern wird. Wohl aber richtet sich an uns die Frage, ob wir uns noch so hoch erheben können, um diese Wahrheiten auch nur zu verstehen, geschweige denn zu leben? Man verweist auf jenen modernen Menschentypus, der unter so schweren realen Bindungen steht, daß ihm ein solches „aus der Muße geborenes" Ideal nicht mehr erreichbar ist und also nichts bedeuten kann.

Es ist eine seltsame Verkehrung, wenn man verlangt, daß sich die Ideale nach unsern äußeren Lebensbedingungen richten sollen, statt zu bekennen, daß es der Sinn der Idee sei, Kraft zu geben, um den Widerstand der Welt zu überwinden. Der Mensch mag heute noch so sehr in Fesseln liegen: er würde sie gar nicht als Fesseln empfinden, wenn ihm nicht diese Ahnung eines höheren, reineren Daseins geblieben wäre. Hätten jene Ideale ihre Wurzeln abseits vom ewigen Kern des Menschen, von der Welt des Strebens und der Arbeit, der Sehnsucht und der Liebe, so wäre es erlaubt, sie als weltfern zu verleugnen. Es ist wahr, daß es dem Menschen von heut schwerer wird, die Tiefe in sich aufzugraben, deren Nacht so hohe Sterne erleuchten. Von uns würde vielleicht niemand die Kraft haben, sie zu entdecken. Das aber ist das Recht der Seher in der Menschheit, daß sie uns das Leben besser und reicher deuten, als wir es vermöchten. Wer da meint, er müsse sich historisch einstellen, um solche Gesichte zu verstehen, bewegt sich auf einer falschen Ebene, eben deshalb, weil er sich nur in der Ebene des fließenden Daseins zu bewegen bereit ist. „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen." Man muß den Weg zu den Müttern hinabgehen und wiederum zu den Höhen emporsteigen, von denen aus die ewige Liebe das Weltgefüge trägt. Dem Dichter dieser Höhen und Tiefen antwortet nur, was in uns aus gleichen letzten Wesensschichten klingt:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

PROOEMION

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf!
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;
In jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

SHAKESPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUSTEN

Das Interesse, welches Shakespeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene

Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantischen genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Wert eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Desohngeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getennt, nicht etwa der äußeren Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind: Antik–Modern, Naiv–Sentimental, Heidnisch–Christlich, Heldenhaft–Romantisch, Real–Ideal, Notwendigkeit–Freiheit, Sollen–Wollen.

Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied

unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen. Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt der Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim L'hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegenteil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Türen gelassen: ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vorteil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Ödipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele

Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst sowie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwengliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachteile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, *soll*; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber *will* sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen

durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Überhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Altertums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert: denn indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsre Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über alles präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen wie Shakespeare die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion, religios zu entwickeln.

Des Paria Gebet

Großer Brahma, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Brahmen,
Nur die Rajahs und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unseresgleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was andre tödlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder eines laß entstehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Legende

Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Brahmen,
Des verehrten, fehlerlosen,

Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken –
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges' Fluten,
Beugt sich zu der klaren Fläche –
Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten
Über ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ewgen Busen schuf.
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,
Weist es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie flutwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ists denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rat und Hilfe gleich versagt? –
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urteil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Totenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuldgen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn.
„Wessen Blut ists? Vater! Vater!" –
Der Verbrecherin! – „Mitnichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen,
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt." –
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! –
„Wessen ist es?" – Schweige! Schweige!
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab ichs;
Deine Gattin magst du töten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,

Seiner einzig teuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn."

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil, enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, atemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Überkreuzt, und so die Häupter –
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das tot erblaßte;
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt ers eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildnis. –
Von der Mutter teuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! welch Übereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage:
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd ich unter Göttern sein;
Ja, des Himmelsknaben Bildnis
Webt so schön vor Stirn und Auge –
Senkt sichs in das Herz herunter,

Regt es tolle Wutbegier.
Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brahma dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittich,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern
Göttlich-einzigem Erscheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenns den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Brahmane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! – Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt euch in der Wildnis fest;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem:
Daß ihn Brahma droben hört!
Ihm ist keiner der Geringste –
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hilf und Rettung,
Sei er Brahma, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wirds empfinden, wirds erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zugute komme das.
Und ich werd ihn freundlich mahnen,
Und ich werd ihm wütend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle –
Ein Geheimnis bleibe das.

Dank des Paria

Großer Brahma! nun erkenn ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn ich,
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr ich, anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

BESUCH BEI PLESSING

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1776, von Wernigerode datiert, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen: man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und

Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Anteil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Anteil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn, nach jenem Zeitsinn, der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren, höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten.
Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgendeine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten, kürzern, aber auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und, sie ihm nicht zu versagen, mich feierlichst beschwor.
Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.
Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, notgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen unternommen, der ich, als damaliger Gast, auch

beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubnis, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.
Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen teilnehmenden Weimarern öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Anteil verlangt, aber diesen konnt ich an irgendeinem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deshalb hatt ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.
Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so lange als Rätsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirt mich gar nicht aufnehmen: die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirtsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weiß zu überziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite, hellerleuchtete Wirtszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirte selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räte, andere Teilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller tätig Teilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigentümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurteilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als säh ich in einer Berghöhle wohlgemute Geister sich erlustigen.

Nach einer wohldurchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereignis ganz genau. Schwarze Marmormassen, aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.
Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die notwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter" die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ists?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Wert
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einen fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könnte es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermuteten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen: er glich seinem Briefe völlig, und so wie

jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.
Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familien-Angelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.
Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben!" Dieses bejaht ich ganz einfach und fing an, von Rat Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrat Bertuch und dessen unermüdeter Tätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Kapellmeister Wolf und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.
Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?" Ich erwiderte, daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er teils allein, teils in andern Verhältnissen lebe.
Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr, mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzenssagazität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.
Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indes die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit

etwas gemäßigteren Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen! ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu raten, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wohl verdient."

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außerstand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen," sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urteilen, ob er nicht irgendeine Antwort, irgendeine Erwiderung verdiente."

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinen Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigentümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Teilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt

hatte: denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmut, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit tat sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage? und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntnis genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zugrunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben: denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören: man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein tätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit

und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde."

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir, als Landschaftsmaler," sagte ich, „mußte dies zuallererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Natur-Bilder und -Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet."

Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese notgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm, mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Turm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle.

Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleichgestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Wert einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Ebensowenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe? eine Be-

schreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.
Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen, als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.
Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademieen zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.
Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehn und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wiederzusehen: in Gefolg dessen bestellt ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte; welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.
Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes, im grimmigen,



mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.
Ich wüßte nicht, wieviel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billett ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb, hereintretend, ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billetts rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtnis, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnisvollen Reisenden abermals hier zu finden."
Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine innern Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen, denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich; nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.
Noch eine Zeitlang unterhielten wir ein briefliches Verhältnis; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, sowie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Teilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzuteilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimnis neigt, woraus er denn die Anfänge

und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessierte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich: er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wütender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet. Zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können: noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mitteilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art, zu sein, konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

*

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.

Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

AUS DER PANDORA

Epimeleia

Einig, unverrückt, zusammenwandernd
Leuchten ewig sie herab, die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln,
Und im Fächeln atmet Philomele,
Atmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leier Töne,
Anders fassen sie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle schon so frühe?
Und wer draußen singe goldnen Saiten?
Mädchen möcht es wissen, Mädchen öffnet
Leis den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt: da regt sich eines!
Wer? das möcht er wissen, lauert, spähet;
So erspähen beide sich einander,

Beide sehen sich in halber Helle.
Und, was man gesehn, genau zu kennen
Und, was man nun kennt, sich zuzueignen,
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich; ein heilger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.

Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Beteuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

*

Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

*

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe, und so ist jedermann zufrieden.

Die Existenz irgendeines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen, dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb tätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Dokument seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Überlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genötigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnden als herausforschen.

Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit getan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

HAUSGARTEN

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert,



Das Gartenhaus. Handzeichnung Goethes

in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

AUS DEM EPILOG ZUM TRAUERSPIELE „ESSEX“ [VON J. G. DYK]

Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Last,
Er wägt sie nicht; entschlossen, wie gefaßt,
Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.
So tatest du. – Was noch so weit entfernt,
Hast du dir anzueignen still gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du hasts gesehn, betrachtet und erkannt. –

Doch mit dir selbst, in Glück und in Gefahr,
Elisabeth, dir selbst getreu und wahr,
Mit Recht verschlossen. – Welches zweite Herz
Vermag zu teilen königlichen Schmerz?
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,
Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;
Und machst du je dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieser. – Und nun sprich es aus:
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. –



Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dies gibt man zu; doch wer gesteht sich frei,
Daß diese Liebe nun die letzte sei;
Daß sich kein Auge mehr mit froher Glut
Zu unserm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraschtem Herzen leicht entquoll,
Verrätrisch mehr die Wange färben soll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt;
Daß von der Sonne klarster Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. – Hier ist es Nacht, –
Und Nacht wirds bleiben in der hohlen Brust.
Du blickst umher und schauest ohne Lust,
Solang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du selbst gestirnt,
Und suchst vergebens um dein fürstlich Haupt
Den schönsten Stern, den du dir selbst geraubt;
Das andre scheint ein unbedeutend Heer,
Gesteh dirs nur! denn Essex lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebste Schmuck an allem, was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauscht ich gern dem wohlbedachten Rat!
Erst reine Klugheit, dann die rasche Tat;
Gemäßigt Feuer erst, dann Flammenglut,
Und königlich war selbst sein Übermut.

Doch ach! zu lange hast du dirs verhehlt:
Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was wir ihm frei bestimmt,
Wenn unsre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft – ich bin es auch! wohlan,
Hier ist der Abschluß! Alles ist getan,
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!
Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn:
Regiere noch, weil es die Not gebeut,
Regiere noch, da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich so zu sehen, ist die Welt gewöhnt;
So unerschüttert zeige dich am Licht,
Wenn dirs im Busen morsch zusammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich stille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einsamstem Gemach
Entledige sich dein gerechtes Ach!
Du seufzest! – Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannst, so danke Gott!

Und immer mit dir selbst, und noch einmal
Erneuet sich die ungemeßne Qual.
Du wiederholst die ungemeßne Pein:
Er ist nicht mehr; auch du hörst auf, zu sein –
So stirb, Elisabeth, mit dir allein!



Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohltat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

HANS HEINRICH SCHAEDER

BETRACHTUNGEN ZUM WEST-ÖSTLICHEN DIVAN

Gedichte, die wir in uns aufnehmen, werden uns, mögen sie in sich noch so unerschöpflich sein, in rückblickender Erinnerung zu ruhenden und festen Gebilden. Sie treten in eine geistige Ordnung, aus der wir sie als vertraute, uns zugehörige Dinge wieder vor die Seele zu rufen vermögen. Der Divan – und es wäre schwer, in diesem Betracht ein zweites lyrisches Werk neben ihm zu nennen – wird uns nie zu eigen. Er nimmt uns auf und entläßt uns wieder. Wir suchten seine Fülle unsern Sinnen einzuprägen – treten wir dann wieder in ihn ein, so finden wir ihn durchaus gewandelt, in allen seinen Teilen und ihren inneren Beziehungen erneuert, vertraut und rätselhaft zugleich. Wir können uns seiner nicht versichern, unser Gefühl verharrt vor ihm in der Ehrfurcht vor den „unbegreiflich hohen Werken". Er führt sein geheimnisvolles und unnahbares Leben, an dem wir für eine Weile und nach unsern Kräften teilnehmen, ohne viel mehr als ein Ahnen von ihm gewinnen zu können.

Mit Andacht und Sorgfalt hat die Forschung alles zusammengebracht, was zum Verständnis seiner Entstehung dienen kann. Ein großer Teil der Gedichte ist auf den Tag datiert, der Gang der Komposition bis zum Abschluß des vielschichtigen Buches ist nachgezeichnet, die Beziehungen zu den Lebensumständen des Dichters sind festgestellt, die Quellen, aus deren Durchforschung ihm die Anschauung des Ostens aufstieg, sind ans Licht gezogen. Und das alles ist in der würdigsten und großzügigsten Form vorgetragen worden. Zwar bleibt für die Auslegung der „Noten

und Abhandlungen“ – die ja kein loser Anhang des Divans sind, sondern Wesensbestandteil eines untrennbaren Ganzen – noch das meiste zu tun. Aber was den poetischen Teil angeht, so ist wohl für kaum ein anderes Gedichtbuch das Einzelverständnis so gesichert und erleichtert. Woher also jene unaufhebbare, bei jeder Begegnung sich erneuernde Fremdheit?

Es ist ja nicht nur jene Fremdheit, die alles Geistgeformte gegenüber dem verstehenden Geist bewahrt – und um so unauflösbarer, je stärker und bedeutender es in sich ist. Diese Fremdheit wohnt jedem großen Gedicht inne, und doch fassen wir es als Ausdruck eines bestimmten Temperamentes, einer bestimmten Altersstufe und ihrer Seelenlage, einer bestimmten geistesgeschichtlichen Situation. Indem wir es deuten, mag es uns so weit anverwandelt und zu eigen werden, daß wir meinen, es könnte, bei gesteigerter Kraft des Fühlens und Formens, unser eigenes Werk sein: denn es erscheint uns als Ausdruck unseres gesteigerten und gereinigten Selbst. Aber nie wird es uns so mit dem Divan gehen. Nie werden seine Verse, wie die anderer Gedichte, zum Spiegel unsrer Seelenbewegung. Sie fügen sich nicht unserm Sehnen oder Träumen, sondern fordern von uns Sammlung und Klarheit. Keines seiner Gedichte ist so bekannt und geehrt wie „Selige Sehnsucht“; und wenige Goethesche Worte mögen in diesen hundert Jahren in empfänglicheren Seelen einen so tiefen und beglückenden Nachhall geweckt haben wie das Stirb und werde. Aber wer, und stünde ihm alles das vor Augen, was sich von der Symbolik dieser fünf Strophen und ihrer Begründung in Goethes Natur- und Lebensansicht, von der Metapher von Falter und Kerze und ihrer orientalischen Herkunft wissen läßt – wer dürfte sagen, ihn habe mehr als ein Hauch von dem Geheimnis berührt, das unauflösbar über den ewigen Versen liegt.

Nicht anders steht es mit den andern gewaltigen Gedichten, in denen die Idee des Divans die gesammeltste Gestalt zu erreichen scheint: „Talismane“, „Im Gegenwärtigen Vergangenes“, „Wiederfinden“, „Höheres und Höchstes“. Je ernsthafter man

ihnen näherzukommen meint, desto entschiedener möchte man sie zu jenen „höchsten Kunstwerken" rechnen, die, nach Goethes Worten, „schlechthin ungefällig sind", „Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative". Neben ihnen gibt es vieles, zumal im Bereich der Spruchweisheit des Divans, das uns sichtbarer und greifbarer anmutet. Fügen wir uns aber der inneren Bewegung des Divans, in der sich die einzelnen Versgebilde zu den zyklischen Einheiten der Bücher und diese zur Einheit des Ganzen zusammenschließen, so entzieht sich uns auch wieder das Einzelne, das wir zu fassen glaubten, und tritt in einen Zusammenhang, dessen Gesetz verborgen bleibt. Versucht man dies Gesetz zu umschreiben, so sieht man sich alsbald auf eine Idee hingewiesen, die den ganzen Divan beherrscht: es ist die Idee der Verwandlung. Verwandlung: das ist nicht bloßes Anderswerden, sondern die höhere Einheit von So-sein und Anders-sein, das Wunder eines Verharrens im Wechsel, des „Eins und doppelt Seins". Verwandlung ist das Leitmotiv des Divans, am eindringlichsten dort zutage tretend, wo Hatem es, in fast befremdender ironischer Steigerung, dem von Suleika vorgetragenen Bekenntnis zum „höchsten Glück der Erdenkinder", dem Bekenntnis zur Einheit und Konstanz der Persönlichkeit entgegenstellt. Goethe erscheint in Hatem verwandelt, aber dessen Name wird wiederum zur leichten, durchscheinenden Hülle, in jener Strophe des Buches Suleika:

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingsrausch und Sommerbrand.

Die Verwandlung in Hatem hat nichts von spielerischer Maskierung, so wie die enthusiastische Huldigung vor Hafis nichts von romantischem Bezaubertsein durch das Orientalisch-Fremdartige an sich hat. Und wie dem Dichter selber, so geht es allem, was der Strom seiner Dichtung ergreift: es wird ein anderes, ohne daß es aufhörte, es selber zu sein. Immer meinen wir das Hiobswort

zu vernehmen, von dem Goethe so bewegt wurde, daß er es vor den Traktat über Bildung und Umbildung organischer Naturen schrieb: „Siehe, es geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke."
An diesem Vorwalten der Verwandlung hat auch die seelische Haltung teil, die das Ganze zusammenhält. Ihr großer Ernst, der sich hier zu brennender Leidenschaft steigert, dort in gewitterndem Unmut entlädt, ist von einer unnennbaren Heiterkeit gebunden. Und beide schaffen vereint, im Buch des Paradieses, ein Element erhabener Ironie, in der die Andacht vor dem Heiligen und das freieste Selbstgefühl in geistige Klarheit zusammenfließen.
Das lyrische Gebilde gilt uns als groß und ehrwürdig, wenn ihm das eine gelungen ist: die Läuterung des bloß Subjektiven zur gültigen Form. Jedes große Gedicht ist das Denkmal eines Sieges, den der formende Geist über das Chaos des Fühlens gewonnen hat. Aber diese Betrachtung scheint vor dem Divan zu versagen. Denn jener Vorgang der Objektivierung ist jeweils ein einmaliger und in seiner Richtung vom formlos Subjektiven zur objektiven Form bestimmter. Der Weg der Gestaltung aber, der im Divan vorwaltet, läßt sich nicht auf diese eine Richtung festlegen: er verläuft, so empfinden wir, jenseits und oberhalb der Spannung zwischen dem „Abgrund des Subjektes" und der reinen Form, ist ein beständiges Hin und Wieder – nicht Emporläuterung, sondern Verwandlung. Nicht Seelengeschehen, sondern Weltvorgang: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt."
Eins der Teilmotive der Verwandlung ist die Verjüngung, von der schon die erste Strophe des Divans kündet, wieder in einem Symbol von orientalischer Herkunft, dem Symbol des Lebensquells. In der orientalischen Alexandersage war der Lebensquell zuerst nur ein märchenhaftes Requisit, bis der schwermütige Tiefsinn des Persers Nizami in ihm das Symbol weltentrückter geheimer Weisheit fand. Nun wird er, vom heiter weltbejahenden

Blick des abendländischen Dichters getroffen, zum Quell nicht mehr eines aus dem Lebensverzicht erhofften gehobenen Daseins, sondern der lebenskräftigsten Verwandlung des Greises zum Jüngling. Aber diesem Verjüngungsprozeß entsprechen im Divan andere Wandlungen des Alters. Wird im Schenkenbuch der Greis durch Vertrauen und Zuneigung des Schenken verjüngt, so erfährt dieser, im Empfang lebenserprobter Altersweisheit und -freudigkeit, die beglückende Wandlung vom Knaben zum Jüngling. In diesem Widerspiel gewinnt der Divan ein menschliches Angesicht, das ununterscheidbar die Züge aller Lebensalter, des Jünglings wie des reifen Mannes und des Greises, trägt. Es ist gerade das „ruhmreiche Geschick des Mannes", das Hofmannsthal im Divan auf jeder Seite bezeugt gefunden hat.

So geschieht auch die Verjüngung, deren Urkunde der Divan ist, nicht als ein bloß naturhafter Vorgang – so gewiß seine Verse uns oft mit der naturhaften Kraft des Frühlings ergreifen –, sondern sie fließt zugleich aus der geistigen Aneignung eines Bildungskosmos: der als Einheit gesehenen und in ihrem geschichtlich-sittlichen Gewordensein ermessenen orientalischen Welt. Wie für das Bewußtsein der abendländischen Menschheit das antike und das christliche Erbe zu Ideen geworden sind, die der sittlichen Erziehung der Generationen Richtung und Würde geben, so ist der Orient vor dem geistigen Auge Goethes ein einheitlicher Zusammenhang geschichtlich-sittlichen Lebens geworden. In der Mannigfaltigkeit des östlichen Lebens, das durch den Anschein seiner Ziel- und Hoffnungslosigkeit den Betrachter allzu leicht verwirrt und ängstigt, hat Goethes Genius die Idee, den Sinn gewahrt, einmalig und unwiederholbar.

Einmalig und unwiederholbar: denn Goethes Vergegenwärtigung des Orients, so verbindlich sie für die Nachfahren ist, hat nur in einem sehr mittelbaren und bedingten Sinne Nachfolge gefunden und finden können. Die Orientkunde, die zu seiner Zeit eben anfing, eine Wissenschaft zu werden, und es in seinem Jahrhundert geworden ist, behält seine Ansicht als Richtungspunkt

vor Augen, ohne hoffen zu dürfen, daß sie sie je erreichen könnte. Sie vermag die orientalische Welt wohl als das widerspruchsvolle Nach- und Ineinander von sich gegenseitig durchkreuzenden, einander tödlichen Kräften zu zergliedern, aber sie vermag nicht, sie als sinnvolle geistige Einheit faßbar zu machen. Wohl mag es ihr gelingen, die geschichtliche und gegenwärtige Realität des orientalischen Lebens aufzufassen und getreu zu zeichnen. Steigt sie aber zur Deutung des Gesehenen auf, so fühlt sie sich nur allzubald nicht mehr zu positiver Würdigung und Sinngebung fähig – ohnmächtig vor einem scheinbar ausweglosen Labyrinth der Not, des Irrtums und der Schuld, in dem kaum ein Schein lebensfreudigen und fruchtbaren Schaffens, das den Bann zu brechen vermöchte, sichtbar wird. Ihr wird der Orient zu einem einzigen warnenden Beispiel für die abendländische Menschheit. Da sucht sie nach einem höheren und menschlicheren Standpunkt der Betrachtung und findet ihn bei Goethe.

Seine Ansicht ist deshalb von unausschöpfbarer Fruchtbarkeit, weil sie von einer Gerechtigkeit beseelt ist, vor der jedes romantische Schönfärben verblaßt. In der Nachfolge des Divans glaubten sich einzelne Versuche, die auf den Reiz der neu in den europäischen Gesichtskreis tretenden orientalischen, insbesondere der persischen Poesie mit einer das Maß überschreitenden Schätzung reagierten. Ihnen steht in den „Noten und Abhandlungen" des Divans das ruhigste Urteil über die persische Dichtung gegenüber. Die zersetzend auf sie wirkenden Kräfte: Einfluß des Despotismus, Rhetorisierung, Überbewußtheit und mangelnde Ursprünglichkeit, das Fehlen des Geschmacks, der „Sonderung des Schicklichen vom Unschicklichen" zumal in der Einführung von Bildern und Metaphern, das alles ist von einem untrüglichen Sinn für das Rechte gekennzeichnet und mit Maß beurteilt. Den Märchen von Tausendundeiner Nacht mag der genießende Betrachter mancherlei Lob und Bewunderung zollen. Was über sie wesentlich zu sagen ist, sagt dieser eine Satz Goethes: „Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher

den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen." Um die Tragweite dieses Satzes zu ermessen, mag man zwei andre Worte Goethes daneben halten: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt", und „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr".

Aber jene Urteile sind nicht das letzte Wort des Divans: sie sind aufgehoben in einem freien und reinen Geltenlassen, dessen Wurzel eine höhere Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Ehrfurcht und Liebe zu allem geistigen Dasein ist. Sie ist vor allem dort fruchtbar geworden, wo der Dichter durch Trübungen und Beschränktheiten hindurch das im unvollkommen entwickelten Keim Verharrende gewahrt und erst zur Form entwickelt hat: so die Verwandlung des in der orientalischen Poesie längst gemein gewordenen Bildes vom Falter und der Kerze zum Symbol des Stirb und Werde, eines gnostischen Weltentstehungsmythos zum Hochgesang des „Wiederfinden", trüber östlicher Zauberei zu dem Geisterruf der „Talismane".

Und dies schöpferische Geltenlassen der orientalischen Welt bedurfte keiner negativen Haltung zur Folie. Es ist nicht so, daß der Divan eine auch nur zeitweilige Abkehr des Dichters von den geschichtlichen Richtungspunkten abendländischer Gesittung bezeugte. Man muß sich immerfort das Wort Goethes an Riemer, aus der Entstehungszeit des Divans, gegenwärtig halten: „Brächte man nicht so viel Form mit sich, so wäre man verloren." Daß es die Alten waren, denen als Spendern der Form Goethe sich schuldig wußte, das bezeugt ausdrücklich eine gleichzeitige Äußerung zu Boisserée. –

Ich fand unlängst Goethes „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen" zitiert und gegen den Eingang von Kiplings Ballade von Ost und West gehalten:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet.

Aber es hat mit diesem einen Vers nicht sein Bewenden, die ganze Strophe muß zu Worte kommen:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet,
Till Earth and Sky stand presently at God's great Judgment Seat;
But there is neither East nor West, Border, nor Breed, nor Birth,
When two strong men stand face to face, though they come from the ends of the earth.

Da bleibt kein Gegensatz. Zwar nicht für die prüfende Erkenntnis, aber für den Glauben und für die Anerkenntnis reinen Menschentums ist die Kluft zwischen Ost und West überbrückbar: das sagt die Strophe Kiplings, und das ist auch der Sinn des West-östlichen Divans. Kipling hat nicht nur diese Strophe geschrieben, und manches andre, das er geschrieben hat, mag die Frage nahelegen, wieviel an dieser Strophe auf ihn kommt und wieviel auf die im englischen Volk und seiner Poesie lebendige Tradition der Gläubigkeit und Ritterlichkeit. Ob es in unserm Volk ein sicheres, gemeinschaftbildendes Erbe des Glaubens und der Menschlichkeit gibt, das sich dem Einzelnen freundlich mitteilt, müssen wir in Tagen wie diesen beunruhigten Herzens fragen. Uns richtet das Gedenken des Einen auf, der die in unserm Volk lebendigen Kräfte des Glaubens und der Menschlichkeit in seinem Werk verewigt hat, das Gedenken Goethes.

VERMÄCHTNIS ALTPERSISCHEN GLAUBENS

Welch Vermächtnis, Brüder, sollt euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihn und seine Großen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,



Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzählgen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal, in so viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsternis geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebendgen übergebt die Toten,
Selbst die Tiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, soweit sich eure Kraft erstrecket,
Was euch unrein dünkt, es sei bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, so seis in Reihen,
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszustechen;
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Ungeschöpfte, tilgt sie miteinander!

Habt ihr Erd und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh zu Mühe so gepeinigt,
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:
Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig.
An des Herdes raschen Feuerkräften
Reift das Rohe Tier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so tuts mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen irdscher Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heilge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.



Da ist unsers Daseins Kaiserspiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesspiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt,
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Senderuds entsagen,
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,
Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu segnen.

RELIEF VON PHIGALIA

„Das Lebendige, die Großheit des Stils, Anordnung, Behandlung des Reliefs, alles ist herrlich. Hingegen kann man bei so viel Schönem die außerordentliche Gedrungenheit der Figuren, die oft kaum sechs Kopflängen haben, überhaupt die vernachlässigten Proportionen der einzelnen Teile, wo oft Fuß oder Hand die Länge des ganzen Beins oder Arms haben usw., kaum begreifen. Und was soll man sagen, daß man an den Koloß beinahe in allen Vorstellungen erinnert wird!" [So Luise Seidler an Goethe, 2. Februar 1818, bei Übersendung einer von ihr gefertigten Zeichnung eines Teiles des phigalischen Frieses. Darauf Goethe:] Was werden Sie aber, teuere Freundin, zu dem entschiedenen Verehrer der griechischen Kunst sagen, wenn er bekennt: daß er das alles zugibt, es aber keineswegs entschuldigt oder auf sich beruhen läßt, sondern behauptet, daß alle diese Mängel mit Bewußtsein, vorsätzlich, geflissentlich, aus Grundsatz verübt worden? Zuerst also ist die Plastik Dienerin der Architektur; ein Fries an einem Tempel dorischer Ordnung fordert Gestalten, die sich zur Proportion seines ganzen Profiles nähern: schon in diesem Sinn mußte das Gedrängte, Derbe hier vorzuziehen sein.

Aber warum gar innerhalb dieser Verhältnisse, und wenn wir sie zugegeben haben, noch Disproportionen? inwiefern sollte denn

dies zu entschuldigen sein? Nicht zu entschuldigen, sondern zu rühmen! Denn wenn der Künstler mit Vorsatz abweicht, so steht er höher als wir, und wir müssen ihn nicht zur Rede ziehn, sondern ihn verehren. Bei solchen Darstellungen kommt es darauf an, die Kraft der Gestalten gegeneinander vortreten zu lassen; wie wollte hier die weibliche Brust der Amazonenkönigin gegen eine Herkulische Mannesbrust und einen kräftigen Pferdehals in ihrer Mitte sich halten, wenn die Brüste nicht auseinandergezogen und der Rumpf dadurch viereckt und breit wäre? Das linke, fliehende Bein kommt gar nicht in Betracht, es dient nur als Nebenwesen zu Eurhythmie des Ganzen. Was die Endglieder, Füße und Hände, betrifft, so ist nur die Frage, ob sie im Bilde ihren rechten Platz einnehmen, und dann ist es einerlei, ob der Arm, der sie bringt, das Bein, das ihnen die rechte Stelle anweist, zu lang oder zu kurz ist. Von diesem großen Begriff sind wir ganz zurückgekommen; denn kein einzelner Meister darf sich anmaßen, mit Vorsatz zu fehlen, aber wohl eine ganze Schule.

Und doch können wir jenen Fall auch anführen.

Leonard da Vinci, der für sich selbst eine ganze Kunstwelt war, mit dem wir uns viel und lange nicht genug beschäftigten, erfrecht sich eben der Kühnheit wie die Künstler von Phigalia. Wir haben das Abendmahl mit Leidenschaft durchgedacht und durchdenkend verehrt – nun sei uns aber ein Scherz darüber erlaubt. Dreizehn Personen sitzen an einem sehr langen, schmalen Tische; es gibt eine Erschütterung unter ihnen. Wenige blieben sitzen, andere sind halb, andere ganz aufgestanden. Sie entzücken uns durch ihr sittlich-leidenschaftliches Betragen, aber mögen sich die guten Leute wohl in acht nehmen, ja nicht etwa den Versuch machen, sich wieder niederzusetzen: zwei kommen wenigstens einander auf den Schoß, wenn auch Christus und Johannes noch so nahe zusammenrücken.

Aber eben daran erkennt man den Meister, daß er zu höhern Zwecken mit Vorsatz einen Fehler begeht. Wahrscheinlichkeit ist die Bedingung der Kunst; aber innerhalb des Reiches der Wahr-



scheinlichkeit muß das Höchste geliefert werden, was sonst nicht zur Erscheinung kömmt. Das Richtige ist nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat.

Die Frage ist also nicht, ob in diesem Sinne irgendein bedeutend Glied in dieser Zusammensetzung zu groß oder zu klein sei. Nach allen drei Kopieen des Abendmahls, die wir vor uns haben, können die Körper des Judas und Thaddäus nicht zusammen an einem Tische sitzen, und doch, besonders wenn wir das Original vor uns hätten, würden wir darüber nicht querelieren; der unendliche Geschmack (daß wir dieses unbestimmte Wort hier in entschiedenem Sinne brauchen), den Leonard besaß, wüßte hier dem Zuschauer schon durchzuhelfen.

Und beruht denn nicht die ganze theatralische Kunst gerade auf solchen Maximen? Nur ist sie vorübergehend, poetisch-rhetorisch bestechend, verleitend, und man kann sie nicht so vor Gericht ziehen, als wenn sie gemalt, in Marmor gehauen oder in Erz gegossen wäre.

Analogie oder auch nur Gleichnis haben wir in der Musik: das, was dort gleichschwebende Temperatur ist, wozu die Töne, die sich nicht genau untereinander verhalten wollen, so lange gebogen und gezogen werden, daß kaum einer seine vollkommene Natur behält, aber sich alle doch zu des Tonkünstlers Willen schicken. Dieser bedient sich ihrer, als wenn alles ganz richtig wäre; der hat gewonnen Spiel: das Ohr will nicht richten, sondern genießen und Genuß mitteilen. Das Auge hat einen anmaßlichen Verstand hinter sich, der wunder meint, wie hoch er stehe, wenn er beweist, ein Sichtbares sei zu lang oder zu kurz.

SOMMERNACHT

Dichter. Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke. Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm ich gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebst, das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
„Jetzo glänz ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle."

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der Beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß- und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Ästen der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Taues luftger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings-Wendung wohl erpasse.



Und da wird es Mitternacht sein,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht sein,
Wenn das All mit mir bewunderst.

HÖHERES UND HÖCHSTES

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten;
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht ich auch für ewge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht ich alle Freunde,
Jung und alt, in eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten,
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Deklinierend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring ich allerorten
Leichter durch die ewgen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendger Weise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ewger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

BEDENKLICHSTES

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die Tat überall entscheidend ist, so kann aus einem tätigen Irrtum etwas Treff-

liches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.
Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgendein anderes Wünschenswerte gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

MAI

Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte.
Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaschen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün.

Still ist Luft und Lüftchen stille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieser Fülle,
Von den Bäumen durchs Gesträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterschar,
Das bewegt und regt so schnelle,
Wie der Morgen sie gebar,
Flügelhaft sich Paar und Paar.

Fangen an, das Dach zu flechten –
Wer bedürfte dieser Hütte? –
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tischchen in der Mitte!
Und so bin ich noch verwundert,
Sonne sinkt, ich fühl es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

DORNBURG 1828

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht –

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

*

Das Publikum, im ganzen genommen, ist nicht fähig, irgendein Talent zu beurteilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht – durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurteilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, [bereit,] ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verruckt, und man zieht diesen zum Vorteile der Welt

und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Tätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgendeinem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden, und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unteilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur als ihr schönstes Erbteil angeboren ist.

Geschrieben und gedruckt im Jahre 1805.
Aber- und abermals erprobt 1823.

*

Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt ich nicht, was dir Besondres bliebe?

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

GUNTHER IPSEN

GOETHES NATURWISSENSCHAFT UND DIE PHILOSOPHISCHE ANTHROPOLOGIE

Unser Verhältnis zu Goethes Wissenschaft ist merkwürdig blaß, unsre Stellung dazu sonderbar schwank, ja nicht ohne eine gewisse Verlegenheit: wie als wäre da etwas nicht im Reinen, und wir müßten uns oder Goethe irgendwie entschuldigen.

Unleugbar und anerkannt ist nur die biographische Bedeutung dieser Wissenschaft für Goethe selbst. Als Biographen fragen wir, was dieser Rausch des Entdeckens, die Leidenschaft und die schöpferische Unruhe des Denkens, was die Begriffsbildung und ihr Ertrag im Sinnzusammenhang dieses Lebens, in der Geschichte dieser Seele und der Entfaltung dieses Geistes bedeuten; wie sich Person und Welt hier aneinander bilden.

Aber gesetzt selbst, daß uns Goethes Wissenschaft also in seinem Bios durchsichtig gemacht und in ihrer allgemeinen, menschenbildenden Bedeutung offenbar wäre, so vermöchte solche Einsicht doch nicht zu genügen. Denn sie klammert gewissermaßen die wissenschaftliche Meinung, die Lehre selbst ein, indem sie sie biographisch übergreift. Sie nimmt die Meinung bestenfalls als Meinung hin, nicht als Erkenntnis.

Darum muß neben das biographische Verständnis dieser Wissenschaft notwendig das geistesgeschichtliche treten: worin und wodurch ordnet sie sich in den Gang der abendländischen Wissenschaft ein? Welche Bedeutung kommt ihr darin zu und welcher Rang?

Diese Fragen finden das nächste und reichste Material zur Beantwortung in den Selbstzeugnissen Goethes. Sie lehren sein Verhältnis zur deutschen philosophischen Bewegung kennen; sie zeigen, wie Goethes Entdeckungen und sein organisches Denken mit der Bewegung gleichlaufen, die um die Jahrhundertwende zur Erneuerung der Biologie führt; und wie eng die Beziehungen, wie stark zumal der Einfluß ist, der von Goethes Wissenschaft

zur Naturphilosophie und der romantischen Naturwissenschaft läuft.

Und mehr als dies. Goethes Naturwissenschaft ist ein wesentlicher Schritt zur Begründung der neuen Geisteswissenschaften und die großartigste ihrer ersten Ausprägungen. Damit rückt sie mitten in die entscheidende Wendung des wissenschaftlichen Denkens ihrer Zeit.

Aber bei alledem bleibt eine Sonderstellung Goethes unverkennbar, sein eigner Ursprung und die durchgreifende Selbstbestimmung. Goethe steht abseits vom allgemeinen Wege: eben dies bleibt sein Eigentümliches; eben dies bestimmt seinen Rang jenseits von Geltung und Wirkung.

So drängt notwendig auch diese Fragerichtung unbefriedigt über sich selbst hinaus zu jener letzten, die allein dem Gegenstande angemessen ist: was bedeutet Goethes Wissenschaft eben als solche? Was leistet sie als Erkenntnis? Nicht die biographische Antwort, nicht die Bemühung der Geistesgeschichte vermag uns zu befriedigen, sofern uns Goethes Wissenschaft ernsthaft angeht – sondern nur das Eingehn auf die Sache selbst und die Wahrheitsfrage nach dem Erkenntnisgehalt und dem Erkenntniswert dieses Denkens.

Diese Frage ist seit hundert Jahren im Ganzen und im Einzelnen oft gestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Meist überwog die Neigung, irgendeine wissenschaftliche Richtung, die eben gang und gäbe war, durch den Ruhm des großen Namens zu legitimieren. Häufig wich man dem eigentlichen Ernst der Frage aus, indem man ihm ein Vorläufertum zu dem und jenem zusprach; natürlich war man selber unterdessen weiter. Das Anmaßliche solchen Beginnens hat sich schließlich doch um den Glauben gebracht.

Prüfen wir aber, was sich an Sachlichem wirklich ergab: es sind vereinzelte Berührungspunkte, einige verwandte Gedanken, gewisse ferne Parallelen zu manchen Beobachtungen und Gedankengängen, vor allem der neueren Biologie. Aber wie weniges

ist dies, wie unzusammenhängend, wie fern den wirklich bewegenden Antrieben des wissenschaftlichen Denkens seitnun! Täuschen wir uns darum nicht: seit dem Zusammenbruch der romantischen Naturphilosophie ist Goethes Wissenschaft im Ganzen untergegangen. Auch die wenigen Berührungen gehn kaum je auf unmittelbare Fortwirkung zurück. Kein Zweifel ist möglich: ein Jahrhundert ausgreifender wissenschaftlicher Arbeit, das Jahrhundert unbeschränkten Wissenschaftsglaubens hat Goethes Naturwissenschaft verworfen.

Zugleich aber steht zweierlei fest. Goethes Beobachtungen, seine Entdeckungen, seine Versuche sind in allem wesentlichen richtig; ihre Deutung ist meistens einleuchtend, die Begriffsbildung im Einzelnen wie im Ganzen treffend und stimmig. Wenn Goethes Wissenschaft fallen gelassen ist: so gewiß nicht, weil sie falsch wäre.

Zum andern. Goethes Wissenschaft steht an Rang weit über dem allermeisten, was das Jahrhundert nach ihm wissenschaftlich geleistet hat. Welche Tiefe der Einsicht, welche Fruchtbarkeit der Begriffe! Wieviel vermag sich an metaphysischem Gehalt damit zu messen! Und wie beschämend klein und einseitig erscheinen die Diskussionen über synthetisches und analytisches Denken, Teleologie und Kausalität, Mechanismus und Vitalismus angesichts der Weisheit und Weite Goetheschen Denkens!

So treten die beiden Partner einander entgegen: Goethes Wissenschaft, von unangefochtner Richtigkeit im großen ganzen und überlegnem Rang, und das wissenschaftliche Jahrhundert, das unbeirrt einen andern Weg verfolgt; jener fordert – mit allem Recht – Anerkennung, dieses verweigert sie – scheinbar ohne Grund.

Oder hätte es doch seine guten Gründe? Freilich Gründe, die es offenbar selbst nicht weiß (denn wo wäre ein durchschlagender Einwand jeweils vorgebracht worden?) –, aber vielleicht Gründe, die mit der blinden Sicherheit eines Instinkts eine Gefahr ahnen, der sie entgehen wollen; Gründe, die um so besser sind, je weniger sie sich zu begründen vermögen?

Ich glaube in der Tat, daß es sich so verhält.
Um diese Meinung zu beweisen, bedarf es einer kurzen Besinnung auf die Denkform der Naturwissenschaft. Dazu mag uns der große Feind Goethes, Newton, mit seiner Optik als nächstliegendes Beispiel dienen.
Newtons Optik setzt mit einer kühnen Hypothese ein: man könne die Natur des Lichtes aus einer Zusammensetzung elementarer Teile erklären. Teilung des Lichts, elementare Teile – was könnte unwahrscheinlicher sein! Was widerspräche mehr dem sichtbaren Wesen des Lichts! Aber die kühne Vermutung kann sich auf Erscheinungen berufen, auf jene Lichtbündel, die gradlinig zwischen Wolken hervorschießen. Und von da ist ein kurzer Weg zu jenem Strahl, der, fadendünn, durch die camera obscura eintritt. Also findet die Hypothese des Lichtstrahls im sinnlichen Material eine Anknüpfung; darauf findet sich verwiesen, wer an dem Elementargedanken Anstoß nimmt – es gibt offenbar Lichtstrahlen –, und warum sollten sie nicht die Elemente des Lichtes sein? Geometrische Vorstellungen vom Verhältnis der Linie zu Flächen und Körpern, des einfachen Strahls zu räumlichen Kontinuen vermitteln den Gedanken der Zusammensetzung des Lichts aus solchen Lichtstrahlen. Darum erscheint die Hypothese möglich. Immerhin, sie ist nicht etwa aus einer Hingabe an die Erscheinungen, aus einem nachtastenden Denken geboren: sondern die Anwendung eines Denkschematismus, der Elementaranalyse mit mathematischer Synthese eigenartig verbindet, auf die Erscheinungen des Lichts; der Lichtstrahl ist die sinnliche Brücke vom Schematismus zum Phänomen.
Auch in der Durchführung bleibt die erste Hypothese eine kühne Setzung; sie nimmt die Antwort zur Hälfte vorweg und kann darum aus der Erfahrung auch bestenfalls zur Hälfte bewiesen werden. Gleichviel: daß damit überhaupt Resultate erzielt werden können, ist zugleich ihre einzige, aber auch hinreichende Rechtfertigung. Und nicht die Hypothese, sondern ihre Ergebnisse sind die wissenschaftliche Leistung Newtons.

Diese Leistung gründet auf einem genialen Griff; auf der Entdeckung einer Qualität des Lichts, die zwei Bedingungen erfüllt: Unabhängigkeit vom menschlichen Sehen, so daß die Lichterscheinungen vom Subjekt ablösbar werden, gleichsam Sinnesqualitäten ohne Sinne; und Meßbarkeit, so daß sie eindeutig in der Welt der Zahlen, als Größe beschrieben werden können und darum mathematischer Behandlung, synthetischem Denken im Sinne der Mathematik zugänglich werden. Diese Qualität ist die Brechbarkeit des Lichts; indem das Licht in sich selbst zurückschlägt, bedarf es nur des brechenden Gegenstandes, nicht des Auges, um in der Unterscheidung in sich selbst als Strahl und Rückstrahl faßbar zu werden. Die Brechbarkeit des Lichts ist eine objektive Qualität, die die Bedingungen des hypothetischen Denkschematismus erfüllt.
Erbringt die Refrangibilität durch ihre Ablösung vom Auge den ersten, durch ihre Meßbarkeit den zweiten Schritt zur Objektivierung, so vollendet eine neue, durch Beobachtung stützbare Hypothese die Wendung ins Objektive: die Annahme der Konstanz der Brechbarkeit als substanzieller Eigenschaft des Lichts. Was diese Hypothese verlangt, ist nicht mehr und nicht weniger als die Preisgabe aller sinnlichen Farben; denn der bestimmten einfachen Farbe entspricht kein konstant brechbares Licht, die gleiche Farbe ist durch objektiv verschieden beschaffenes Licht herstellbar. In dem Opfer der Farbigkeit triumphiert der tyrannische Wille dieses Denkens – eine Optik ohne Auge und ohne Farben. Wiederum aber wird selbst diese Zumutung gerechtfertigt: wohl ist jede Farbe objektiv mehrdeutig, aber jedes Licht konstanter Brechbarkeit erzeugt stets nur eine sinnliche Farbe. Die Beziehung der substanziellen Eigenschaft und der unmittelbaren sinnlichen Erscheinung ist einseitig bestimmt, dann aber eindeutig. Wohl sind die Sinnesqualitäten objektiv ungültig, aber das wissenschaftliche Denken wahrt noch in der entschlossensten Entfernung davon eine Beziehung dazu, ohne die es sich ins Bodenlose verlöre.
Mit der Begründung der Optik auf konstant brechbare Farben

ist die Analyse am Ziel. Das Denken wendet sich zurück zur Welt der Erscheinungen und versucht diese in synthetischer Konstruktion aus den angenommenen Elementen mit Hilfe mathematischer Behandlung zusammenzusetzen. Zwei Aufgaben unternimmt Newton hier zu lösen, die die Richtigkeit und Fruchtbarkeit seines Denkens am sinnlichen Befund belegen sollen: die Erklärung des Weißen als gleichmäßig allgemeiner Mischung aus den elementaren konstant brechenden Lichtern – eine Erklärung, die Goethes sinnliches Denken zur Verzweiflung brachte, weil sie „weiß" sagte, während sie die reine Helligkeit meinte, und „reine Helligkeit", während sie die ungewisse Trübe von Mischfarben durch ein Gedankenexperiment in fortschreitender Aufhellung fortgesetzt dachte. Und die Erklärung der Körperfarben, wonach die farbigen Dauerqualitäten natürlicher Körper auf einer Lichtbrechung beruhten, die das weiße Licht entmischte.

Dies in großen Zügen die Leistung Newtons. Niemand vermöchte zu sagen, daß damit die Lichterscheinungen erschöpfend begriffen wären. Im Gegenteil. Ungefähr alle qualitativen Züge der Augenwelt fehlen hier; der Kosmos der Augenwelt ist bis auf differentielle Reste aus der Natur verbannt und – als „nur subjektiv" – der Psychologie überantwortet. Aber: das, was davon in die wissenschaftlichen Begriffe eingegangen ist, ist „objektiv" im Sinne der drei Schritte der Ablösung vom Menschen, der Meßbarkeit in sich, der eindeutigen Konstanz. Das scheint wenig. Gewiß, man wird die Energie dieses Denkwillens und die Genialität ihrer Zugriffe bewundern; aber wozu dies alles, wozu eine Natur, die wahrhaft unmenschlich ist mit ihrer Ausklammerung des Menschen und Verstrebung in sich selbst? Wozu dies schattenhafte Gespensterreich ohne Licht und Farbe, dies Grau in Grau qualitätsloser Eigenschaften? Ist dies nicht alles bare Verirrung des menschlichen Geistes, woraus eines Tags ein schreckhaftes Erwachen den seiner schlichten Welt beraubten Menschen aufrütteln muß? Oder ein grauenhafter Spuk, der den Menschen entselbstet, indem er seine Welt zerstört?

Frage über Frage. Wozu der Totentanz solcher Natur? Eine geheime Angst hat uns befallen, wie vor dem Jüngsten Gericht. Sind wir die Totengräber der lebendigen Wirklichkeit, um unser eignes Grab zu schaufeln? Gleicht die Erkenntnis nicht dem Raubtier, das seine Beute zerfleischt und zerfetzt? Nur sinnloser als die Bestie, denn wir entfremden uns dem Gegenstand, statt ihn uns einzuverleiben. Die Angst und dieses Grausen werden wir nimmer los; unheimlich wie ein Schatten begleiten sie den Triumphzug der modernen Wissenschaft. Zuweilen übertönen sie die Zuversicht des Fortschritts; dann werden Parolen laut, die zur Einkehr, zur Umkehr mahnen – zurück von diesem Weg! Los von diesem Geist!

An diesem Punkte begegnen wir der Wissenschaft Goethes. An diesem Punkte steht Goethes Wissenschaft. Weist sie nicht einen andern Weg? Ist sie nicht einen andern Weg gegangen? Gewiß.

Sie ist einen andern Weg gegangen aus einer andern Haltung. Ihre Grundhaltung zur Welt ist wesensverschieden der Gesinnung, woraus die europäische Wissenschaft gespeist wurde. Erkennen ist ihr kein brutales Zerschlagen jeder Ganzheit, kein gewalttätiger Einbruch in fremdes Dasein, kein Abbruch der sinnlichen Gewißheit, sondern ein Innewerden des Wesens, eine zarte Erfahrung gegenständlichen Denkens und Verehrung des Geheimniszustands, worin sich ein Inneres sinnlich verhüllt. Wie es in der „Studie nach Spinoza" heißt: „Alle beschränkte Existenzen sind im Unendlichen, sind aber keine Teile des Unendlichen, sie nehmen vielmehr teil an der Unendlichkeit.

Wir können uns nicht denken, daß etwas Beschränktes durch sich selbst existiere, und doch existiert alles wirklich durch sich selbst, obgleich die Zustände so verkettet sind, daß einer aus den andern sich entwickeln muß und es also scheint, daß ein Ding vom andern hervorgebracht werde, welches aber nicht ist; sondern ein lebendiges Wesen gibt dem andern Anlaß, zu sein, und nötigt es, in einem bestimmten Zustand zu existieren.



Jedes existierende Ding hat also sein Dasein in sich und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert...
In jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit denselben begriffen werden können, und es können weder die Teile zum Maß des Ganzen noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden, und so nimmt, wie wir oben gesagt haben, ein eingeschränktes lebendiges Wesen teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr es hat etwas Unendliches in sich, wenn wir nicht lieber sagen wollen, daß wir den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen können und es also ebenso wie das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, für unendlich erklären müssen."
Dieselbe Grundhaltung, die in solchen Äußerungen andeutend umschrieben wird, kehrt, zur Ansicht entfaltet, zum Weltbild gefügt in den Grundgedanken wieder und bewährt sich in den tragenden Kategorieen ihrer Erkenntnis: in der tellurischen Ansicht der Erde als eines in sich geschlossenen, sich selbst bestimmenden und sich selbst genügenden konzentrischen Systems mannigfaltiger Schichten; im Dynamismus der Geologie, der an Stelle mechanischer Verlagerung des Gewordenen „das lebendige Spiel der Elemente und ihrer Anziehungen im Momente des Entstehens" erkennt; im chemischen Urphänomen der Kristallisation, das in drei Stufen der Steigerung die Gestaltung der Erdoberfläche und ihrer Schichtfolgen bestimmt. Sie stellt sich dar in den Begriffen des lebendigen Wesens, der Urpflanze und des Typus, des Individuums und der Metamorphose. Sie bewährt sich im Standort und in der Ausführung der Farbenlehre. Sie erfüllt den Gehalt der letzten Begriffe – Bildung, Gestalt, Urphänomen – und erhebt sich zu methodischem Selbstbewußtsein in der Lehre vom Beobachten, Vergleichen und Ableiten.
Hier also liegt ein wissenschaftlicher Ansatz vor, der aus dem Irrweg einer unmenschlichen Natur herauszuführen scheint, eine Erkenntnis ohne Frevel, ein Ausblick ins Freie nach dem Spuk

der Unwesen. In der Ausführung zeugt er für sich selbst: sie beweist die Möglichkeit einer andern Wissenschaft aus einer Erkenntnishaltung, die hingebend der Wirklichkeit inne wird.
Nichts scheint im Wege zu stehn, die Abirrung des menschlichen Geistes zu verwerfen und auf dem Weg, den Goethe eingeschlagen hat, eine neue Wissenschaft zu begründen. Goethes Wissenschaft: das hieße dann Wende und Einkehr des Erkennens, Besinnung und Umkehr von dem Verhängnis der neueren Jahrhunderte.
Und doch! Was hat denn ein Jahrhundert seither gehindert, die neue Bahn zu beschreiten und verfolgen? Sollten Hoffart und Torheit allein die Not-Wende zunichte gemacht haben? Sollte man blindlings aus Trägheit dem Verderben in die Arme gerannt sein?
Wir haben vorhin wohl die Schritte verfolgt, wodurch die moderne Naturwissenschaft die Welt konstruiert, die sie Natur nennt; wir haben die Erkenntnishaltung beschrieben, die sie zum Ziele führt, und das Verhältnis des Menschen zur Natur. Aber mit alledem ist moderne Naturwissenschaft nicht hinreichend beschrieben. Wir haben das Letzte, das Entscheidende vergessen.
Wir haben vorgebracht, was wider Newtons Optik im Namen der Sinnenwelt des Auges vorzubringen ist. Und das ist viel. Nur eine Kleinigkeit haben wir außer acht gelassen; aber diese entscheidet: mit Newtons Optik konnte man Fernrohre bauen, mit Goethes Farbenlehre nicht.
Wir dachten, man könnte und sollte Naturwissenschaft als reine Theorie ansehn. Unsere Kritik galt ihrem theoretischen Gehalt. Aber die moderne Naturwissenschaft ist im Letzten nicht reine Theorie; sie ist mit der Technik unzertrennlich verbunden.
Es ist notwendig, diese Verbindung richtig zu sehn. Es ist nicht so, daß man die Resultate oder auch die Denkweisen der modernen Naturwissenschaft gleichsam hinterher, wie zufällig, jedenfalls aber in einem zweiten Akt des Denkens „anwenden" könnte zu technischen Zwecken. Es ist auch nicht so, daß gewisse Kunstfertigkeiten der äußere Anstoß wären, der das Denken anregte, sich in

die Höhen reiner Betrachtung zu erheben, um alsbald die Eierschalen eines banausischen Ursprungs abzuwerfen. Das Verhältnis beider wäre damit ganz unzureichend beschrieben.
Vielmehr sind Technik und Naturwissenschaft in ihrem Wesen eines und dasselbe; nur darin sind sie unterschieden, daß diese im Erkannten ihr Genüge findet, während jene zur Tat drängt. Moderne Naturwissenschaft ist von Anbeginn und Grund auf technisch durchsetzt, moderne Technik naturwissenschaftlich vermittelt. Als das naturwissenschaftliche Denken in Männern wie Galilei erwachte, da war die Analyse einfacher menschlicher Arbeitsvorgänge und menschlicher Geräte das erste, was es leistete; klassische Mechanik ist wesentlich Analyse technischer Gegenstände und Vorgänge. Und die geheime Intention naturwissenschaftlichen Denkens war immer: der arbeitende Naturvorgang, die Maschine. Nicht in dem kurzatmigen Sinne subjektiver Zwecke oder praktischer Absichten, wohl aber in dem großen Sinne einer immanent technischen Denkstruktur. Ein technisches Verhältnis zur Welt ist die Grundhaltung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, die ihre Klassiker als Herrschaftsanspruch des Menschen über die Natur formulierten.
Es ist also gar nicht wahr, wenn wir vorhin die Ablösung der Natur durch wissenschaftliche Objektivierung als Entmenschung bezeichnet haben. Oder besser: diese Wendung ist nur die halbe Wahrheit; sie beschreibt nur den ersten Schritt einer dialektischen Paradoxie. Die Entfremdung der Natur vom Menschen ist nämlich zugleich die Voraussetzung eines neuen Verhältnisses beider, das eben dadurch gestiftet wird: der Beherrschung der Natur, des technischen Verhältnisses im prägnanten Sinne des Worts. Nur indem der Mensch aus dem Dasein in der Welt heraustritt, indem Mensch und Welt sich als Partner verselbständigen, vermag er in die Welt so einzugreifen, daß seine Zwecke sich im Sinne natürlichen Geschehens bewegen; die Subjektivität seines Tuns erfüllt sich mit objektivem Gehalt.
Damit sind wir beim entscheidenden Einwand gegen Goethes



Mondbeschwörung. Handzeichnung Goethes

Wissenschaft. Nicht Theorie, nicht Experiment, nicht nachgewiesener Irrtum haben sie überwunden, sondern der mechanische Webstuhl und der Hochofen. Um der Technik willen ist Goethes Wissenschaft verlassen worden. Und stünde uns heute nochmals die Wahl offen: wir könnten und dürften nicht anders entscheiden als das vergangene Jahrhundert. Technik ist uns zum Schicksal geworden.

Natürlich kann der Einzelne für sich anders wählen – gesetzt, daß er ehrlich alle Konsequenzen auf sich nimmt. Aber im Ganzen – als Gruppe, als Volk, als europäische Menschheit – bleibt uns keine andre Wahl, seit wir, im wörtlichsten Wortverstande, unsre Existenz auf Technik gegründet haben.

So wäre denn Goethes Wissenschaft ein köstliches Zwischenspiel der Geistesgeschichte, unnütz, ohne Vorgang, ohne Nachfolge? Sie wäre ein schöner Traum, der an der Lebenswirklichkeit zerschellt? Ein ästhetisches Weltbild, wie man wohl sagt, mit aller Unverbindlichkeit der Feierstunde?

Nein!

Denn Technik als Schicksal heißt nicht: daß wir blindlings auf eingeschlagenem Weg ins Dunkel tappen; heißt nicht: daß wir unwissend und unbewußt, wie als müßte es so sein, im Gewohnten weiterschreiten; heißt nicht: daß wir um nackter Notdurft willen die Stimmen der Besinnung abwürgen. Technik als Schicksal auf uns nehmen heißt vielmehr, daß wir um unsern Weg wissen und um sein Ende; daß wir wissen: ein Frevel ist geschehn, der jeden Tag neuen Frevel zeugt; daß wir den Adel und das Verhängnis unsrer Entscheidung erkennen. Technik als Schicksal heißt den Fluch der Entfremdung, des Ausgestoßenseins, des Elends auf uns nehmen: und dennoch weitergehen.

Wer aber vermöchte uns solches Wissen eindringlicher zu lehren, wer könnte Bewußtsein und Gewissen klären und schärfen, wie eine Wissenschaft, die eine andre Möglichkeit verwirklicht? Erst diese andre Möglichkeit macht uns sehend und frei. Und nur die wissende Freiheit unsrer Entscheidung verleiht unserm Tun

menschliche Würde und sittlichen Adel. Goethes Wissenschaft kann und soll uns Geburtshelferin sein, in Freiheit zu tun, was notwendig ist.
Wir sind der Technik verfallen, wir sollen und wollen zu ihr stehn, wissend und frei: also bekennen wir uns notwendig zur klassischen Naturwissenschaft und ihrem Denken. Gewiß wandeln sich ihre Verfahren, gewiß ihre Meinungen, ihre Einsichten; gewiß erfolgen hier und dort Korrekturen. Wir empfinden Grenzen, Einseitigkeiten, Fehler. Wendungen kündigen sich an, die grundsätzlich Neues eröffnen. Dabei begegnen wir uns, heute häufiger als je seither, mit Einsichten, mit Begriffen Goethes. Aber täuschen wir uns nicht: bei alledem bleibt eine letzte Kluft unüberbrückt. Denn wie sehr auch die klassischen Naturwissenschaften sich ändern mögen, so bleibt doch die technische Grundhaltung mit ihrer Dialektik der Entfremdung und des Zugriffs notwendig bestehn. Und diese ist es, die uns von Goethes Wissenschaft letzthin scheidet. Gerade weil wir ihre eigne Art und ihren hohen Rang erkennen, wünschen wir keine Vermittlung noch Vermengung. Nicht um der Berührungen willen, sondern durch ihre Anderheit ist sie uns am wertvollsten.
Allein damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Wir haben die Unterschiede weit aufgerissen, wir haben Grenzen abgesteckt. Wir glauben zu wissen, warum wir Goethes Naturwissenschaft nicht übernehmen, nicht fortführen dürfen. Aber jenseits solcher Unterscheidung bleibt ein letztes Ja. Es wird nicht von der Naturwissenschaft ausgesprochen, sondern von der Philosophie.
In weitausholender Bewegung hat sich die Philosophie heute wieder auf ihren substanziellen Kern besonnen; wir wissen wieder, daß Philosophie zuinnerst Metaphysik ist und daß sie aus dieser metaphysischen Tiefe lebt, sofern sie sich nicht selbst aufgibt. Wir glauben, daß sie darin ihren eigensten Gegenstand hat, fernab aller Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit. Wir glauben darum an ihre bindende, ordnende Macht im Chaos, im Zerfall der Gegenwart. Die Fragen, die wir stellen, der Grund, worauf wir bauen, sind

zugleich alt und neu: wir fragen wieder nach dem Sinn des Menschendaseins, nach seiner Stellung im Kosmos, nach dem Wesen des Geistes, der Seele, der Wirklichkeit. Und der Grund, dem wir vertrauen, sind wir selbst – der Mensch in der Mitte. In diesem Sinne nennen wir den Inbegriff unsrer metaphysischen Fragen Anthropologie.

In diese Anthropologie mündet Goethes Wissenschaft ein. Sein Denken, seine Erkenntnis sind, wo nicht durchaus, so doch letzten Endes im Antrieb, in der Haltung, nach ihrer Struktur anthropologische Metaphysik. Seine Farbenlehre ist geradezu das erste Meisterwerk einer philosophischen Anthropologie.

Wir haben uns von Goethes Naturwissenschaft als Wissenschaft abgewandt; als Philosophie kehren wir zu ihr zurück.

TYPUS

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.
Vor schlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist.

Was freut denn jeden? Blühen zu sehn,
Das von innen schon gut gestaltet;
Außen mags in Glätte, mag in Farben gehn,
Es ist ihm schon voran gewaltet.

IM GEGENWÄRTIGEN VERGANGNES

Ros und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterschloß gekrönet,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Tal versöhnet.

Und da duftets wie vor alters,
Da wir noch von Liebe litten
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen,
Wie's der Busen wollt und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,
So ermutigt euch mit diesen;
Was ihr sonst für euch genossen,
Läßt in andern sich genießen.
Niemand wird uns dann beschreien,
Daß wirs uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebensreihen
Müsset ihr genießen können.

Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafisen;
Denn es ziemt, des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

Wenn eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.

Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde, hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.

Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebauete und so sehr ge-

schätzte Weizen. Ja es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arzenei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hilfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsart fahren zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie so viel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden

und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres so viel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: Was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.

Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein auf diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!

So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Be-

hikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

DER BRÄUTIGAM

Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte –
Was ist es mir, so viel er bringen mag?

Sie fehlte ja! mein emsig Tun und Streben
Für sie allein ertrug ichs durch die Glut
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend wars und gut.



Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht, der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet!
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

*

Wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

ERINNERUNG

Er: Gedenkst du noch der Stunden,
Wo eins zum andern drang?

Sie: Wenn ich dich nicht gefunden,
War mir der Tag so lang.

Er: Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie: Wir irrten uns aneinander;
Es war eine schöne Zeit.

AUS DER EINLEITUNG ZUR FARBENLEHRE

Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

> Wär nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnten wir das Licht erblicken?
> Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen; aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja, wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt, was denn Farbe sei. Dieser Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir umständlich gezeigt, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen, die Farbe sei die gesetzmäßige Natur in bezug auf

den Sinn des Auges. Auch hier müssen wir annehmen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne; denn mit dem Blinden läßt sich nicht von der Farbe reden.

GEGENWART

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ists.

VERHÄLTNIS, NEIGUNG, LIEBE, LEIDENSCHAFT, GEWOHNHEIT

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.
Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.
Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.
Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.
Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß.

Die Leidenschaft bringt Leiden! – Wer beschwichtigt,
Beklommnes Herz, dich, das zu viel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ewger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Wert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich – o daß es ewig bliebe! –
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

*

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet,

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schädlich sind. Elektrizität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sei auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitentüre in den Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben, schwer aber wird uns zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

SCHLECHTER TROST

Mitternachts weint und schluchzt ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster,
Und ich schämte mich.
Nachtgespenster, sagt ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst



Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiß ich.
Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet;
Großes Übel betrifft ihn! –
Und die Nachtgespenster
Mit langen Gesichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weise oder törig,
Völlig unbekümmert.

LESEBUCH

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab ichs gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Nisami! – doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löst es?
Liebende, sich wiederfindend.

KUNST UND WISSENSCHAFT UND DIE DEUTSCHEN

Das Glück der griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr

Kolorit ebenso hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Übriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hilfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußre Einwirkung irregemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zuteil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, notwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrtum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die



vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften, sie zu vereinigen, so liegen sie doch in der gesamten Menschheit offenbar da und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorteile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tötenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam sein können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nötig zu sagen: daß die Gesamtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und voneinander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Überlieferte, das, was andre geleistet, in sich aufzunehmen genötigt. Tut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vorteil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Übereinstimmung daraus entspringen, das, was man in der Kunst Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und ebendadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt

werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigentümlichkeiten karikaturmäßig voneinander zu entfernen streben.
Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehrern Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Überzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

*

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man sagt', es sei ein Hochzeittag,
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt ich endlich nach der Braut –
Mir einer starr ins Angesicht schaut:
„Das mögt Ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,
Und hat noch niemand an sie gedacht."

Will einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

DER VERSUCH ALS VERMITTLER VON OBJEKT UND SUBJEKT

Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder miß-



fallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen und zu beurteilen, scheint so leicht zu sein, als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrtümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntnis die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen untereinander zu beobachten strebt: denn sie vermissen bald den Maßstab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in bezug auf sich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht, was behagt. So soll den echten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältnis zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen, und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen und übersehen und den Maßstab zu dieser Erkenntnis, die Data der Beurteilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältnis mit andern betrachten und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Teilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände untereinander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohlorganisierten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das

Leben weist uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urteilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte achtgeben, sich vor jeder Übereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgendeinen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbeizulassen, wenn er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolliert werden kann, sein eigner strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll, so sieht wohl jeder, wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man hoffen kann, sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja, man darf wohl sagen, diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichste zu tun, und wir werden wenigstens am weitsten kommen, wenn wir uns die Mittel im allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in allem, was der Mensch unternimmt, so auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich spreche, den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand leugnen, so wenig als man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferisch-unabhängige Kraft absprechen wird. Allein wie diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt sein.

Sobald Menschen von scharfen frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seit-

dem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandele und, wie es zu geschehen pflegt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich soeben sehr interessiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich teils nicht gekannt, teils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu tun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die teils zufällig, teils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Wert eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sei nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, sooft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Kombinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind und, man darf wohl sagen, täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch, einzeln betrachtet, sein mag, so erhält er doch nur seinen Wert durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die miteinander einige Ähnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene miteinander verwandt sein, aber doch noch lange nicht so nah, als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen, auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in acht nehmen, aus Versuchen

nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauren: Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag; alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist, als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgendeinen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrtümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu geraten, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolierter Teil unserer Erkenntnis; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolierte Kenntnis zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur der Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistenteils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er

sich dieselbe vorstellt, sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältnis zu bringen, das sie, streng genommen, untereinander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorieen, Terminologieen und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens notwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer Natur nach als isoliert anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt, so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgendein Verhältnis, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistenteils Theorieen und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr, als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger, als recht ist, erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und beiseite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen

lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Überhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligtum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinem Menschensinne wieder vindizieren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug sein, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die *unmittelbare* Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgendeiner Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine *mittelbare* Anwendung desselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nötig, sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert *erscheinen*, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert *seien*; es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrtume unterworfen waren, welche ein isoliertes Faktum mit ihrer Denk- und Urteilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemeinern Kräfte



und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem frei schwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst auf ihn folgt. Dieses ists, worauf wir mehr zu sehen haben als auf das, was sich auf ihn bezieht. Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrigläßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu tun übriglassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgendeiner Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner „optischen Beiträge" eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst aneinander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur einen Versuch ausmachen, nur eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halt ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns

keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Teilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu tun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweis, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolierte Verhältnisse enthalten und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Ebenso kann man zugunsten eines Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammenstellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu tun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, nebeneinander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältnis gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und



geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurteilen, ob die vielen einzelnen Teile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können; denn hier findet keine Willkür statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolierte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urteil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen: es wird nicht schädlich, ja, es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlischen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt beiseite legen muß.

*

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib ich symmetrische Reime;
Nicht mehr faß ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,

Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckts
Durch alle Glieder.
„Hier! vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun, der zarte?
Ferhad, der kräftige? Dschemil, der daurende?
Oder von jenen tausend
Glücklich-Unglücklichen einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd ihn!“
Suleika, du aber ruhst
Auf dem zarten Polster,
Das ich dir bereitet und geschmückt.
Auch dir zuckts aufweckend durch die Glieder.
„Er ist, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem, Hatem!“

GESPRÄCH ZWISCHEN WILHELM MEISTER UND DER SCHÖNEN-GUTEN

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher, aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr gewisse Schwermut, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dies der Fall sei. Ich habe, fuhr sie fort, wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätig wußte,

man mochte die ganze Summe oder einen Teil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Täler sich durchs Gebirg schlingen, wie das, wodurch Sie herabkamen, noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugnis gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.
Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere; entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das andere hat sein Bedenken, aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen?

*

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! –
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre törig, zu verlangen:
Komm, ältele du mit mir.

AUS DEN MAXIMEN UND REFLEXIONEN, AUS DEN SPRÜCHEN UND AUS DEN WERKEN

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst, wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt.

O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen:
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von Einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter wars, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussen verbrannte: die Zeitalter sind sich immer gleichgeblieben.



Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß.

Die Gedanken kommen wieder, die Überzeugungen pflanzen sich fort; die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein! Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Der Glaube ist ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskassen gibt, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst.

Kennte der Jüngling die Welt genau,
Er würde im ersten Jahre grau.

In der Welt kommts nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern, daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Die Natur gerät auf Spezifikationen wie in eine Sackgasse: sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getötet.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär es, wenn es nicht erschiene?

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zugrunde richten, und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Übertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.



Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Ein irdischer Verlust ist zu bejammern,
Ein geistiger treibt zur Verzweiflung hin.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Alles, was wir treiben und tun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird!

Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Ein dürres Blatt, im Wind getrieben,
Sieht öfters einem Vogel gleich.

Die Mängel erkennt nur der Lieblose; deshalb, um sie einzusehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu nötig ist.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Narrenpossen, sagte er, sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe,

vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommts an.

Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe. Eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihresgleichen hervorzubringen.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.

Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist.

Man könnte zum Scherze sagen, der Mensch sei ganz aus Fehlern zusammengesetzt, wovon einige der Gesellschaft nützlich, andre schädlich, einige brauchbar, einige unbrauchbar gefunden werden. Von jenen spricht man Gutes: nennt sie Tugenden; von diesen Böses: nennt sie Fehler.

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig,
Nun abnehmend in Eil, könnten gefallen sie mir.

Wer wohl versteht, was so sich schickt und ziemt,
Versteht auch seiner Zeit ein Kränzchen abzujagen;
Doch bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.



Wenn ich bis an mein Ende rastlos fortwirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

MAX HECKER

GOETHES TOD

„Es geht mir schlecht: denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt", so beklagt sich Goethe am 22. Mai 1822 mit scherzhafter Verdrießlichkeit in einem Gespräche mit dem Kanzler v. Müller. Er hat Ähnliches auch wohl sonst gesagt. In fröhlicher Gesellschaft hatte er am 12. August 1801 die Ruine Pleß bei Göttingen besucht; als er sich vierzehn Jahre später dieses Ausflugs erinnert, faßt er seine damalige Empfindung in heiter-ernster Klage zusammen:

Auf diesen Trümmern hab ich auch gesessen,
Vergnügt getrunken und gegessen,
Und in die Welt hinaus geschaut;
War aber wenig nur davon erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner:
So war die ganze Welt umgraut.

Diese Worte, so harmlos-neckisch sie klingen, eröffnen tiefen Zugang in des Dichters eigenstes Wesen; unter dem Bilde anmutiger Liebeständelei verbirgt sich die Offenbarung einer seelenhaften Grundstimmung, die für alle seine Beziehungen zur wechselnden Umwelt, für sein gesamtes Handeln und Leiden gültig ist. Ihm

ist nur dann das Leben lebenswert, wenn ihn eine geistig-sittliche Erscheinung des menschlichen Daseins, wenn ihn das Rätsel der geheimnisvollen Natur zu lebendiger Teilnahme aufruft. Wie seines Herzens wird er seines ganzen Ichs nur in dauernder Bewegung bewußt: er will lieben und geliebt werden, er will ergriffen werden und ergreifen, er will wirken und im Wirken wachsen, er will schenken und in der Verschwendung sich bereichern. So wirbt er mit unermüdlicher Liebeskraft um die wandelbar-ewigen Formen der Natur und Kunst, die sich ihm mit Zuneigung öffnen, wie sich das Herz einer Braut dem Geliebten erschließt. Darum hat er das Leben so lange festgehalten und das Leben ihn, weil er ihm stets erneuten Inhalt gab; über manchen gefährlichen Krankheitsanfall hinüber hat er Tag an Tag und Jahr an Jahr gebunden, weil er Werk an Werk und Ziel an Ziel zu reihen wußte. Aus seinem Schöpferwillen hat sein physisches Dasein Dauer und die Möglichkeit ununterbrochener Selbsterneuerung geschöpft: das Neue findet ihn immer wieder neu. Die gewaltige Faustdichtung, sie, die strenge Freundin aus stürmender Jugend, die mahnende Begleiterin durch ein strebend bemühtes Mannestum hindurch bis hinein in bedachtsames Greisenalter, sie vor allem hat den Dichter ans Leben gekettet; wie sie alle seine Kräfte in Anspruch nahm, so hat sie auch alle Kräfte lebendig erhalten. Dieses Werk, einmal ans Licht des Tages gehoben, hat nicht geduldet, daß sich das Leben seines Schöpfers vollende, ehe es nicht selbst vollendet sei.

Und nun liegt seit der Mitte des Augusts 1831 der Faust vor dem Dichter fertig da; schon das Tagebuch vom 22. Juli meldet: „Letztes Mundum. Alles Reingeschriebene eingeheftet." Das gewichtige Manuskript, von Schreiberhand geschrieben, von Goethe selbst vielfach gebessert und ergänzt, wird eingesiegelt, damit nun endlich ein wirkliches Ende sei; es ist dazu bestimmt, den Bänden des dichterischen Nachlasses dereinst vermehrtes Gewicht zu geben. Wer will sich erdreisten, den Gefühlen nachzuspüren, mit denen Goethe die kostbaren Blätter in ihre Hülle geborgen haben wird:

das „Hauptgeschäft" ist abgetan, des Lebens letztes Ziel erreicht. Zwar hat der Nimmermüde schon lange vorher neue Fäden angesponnen, die in die Folgezeit hineinleiten, er hat sich, nun da im Reiche der Dichtung der Gipfel beharrlichen Schritts erreicht ist, zur Naturwissenschaft gewendet: er ordnet ältere morphologische Arbeiten für die künftigen Nachlaßbände, er gibt aufs neue den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" von 1790 heraus, den er mit bedächtigem Bericht über den Gang seiner botanischen Studien versieht, er will seine Betrachtungen über die Spiraltendenz der Gewächse zusammenschließen, er erwägt den Gedanken, die Farbenlehre, dieses sein vielgeliebtes Schmerzenskind, „zwar nicht zu einem Lesebuch, aber doch zu einem lesbaren Buche" zusammenzudrängen. Auch ist auffallend, wie sehr sich der Briefwechsel mit Zelter, mit Marianne v. Willemer belebt. Aber alle diese Pläne und Beschäftigungen sind doch nur ein letztes Verebben der Schaffelust; die gespannten Saiten eines gewaltigen Geistes, die mit mächtigen Akkorden die Welt gefüllt hatten, schwingen noch lange in immer leiserem Verzittern, ehe sie für immer verstummen. Das Hauptgeschäft ist vollendet; der Mittelpunkt, um den dieses tätige Leben gekreist hat, ist aufgehoben.

Einundachtzig Jahre ist Goethe alt, als er am 28. August 1831, sieben Monate vor seinem Abscheiden, den letzten Geburtstag feiert: „Faust, im höchsten Alter wandelnd." Nicht ohne Spuren zu hinterlassen, ist die Flucht der Zeit mit Freude und Schmerz, mit Arbeit und Spiel, mit Liebe und Haß über dieses königliche Haupt dahingegangen: das Haar über der gefurchten Stirne ist ergraut, die Schläfen sind eingefallen, die Wangen schlaff, in die Hornhaut des braunen Auges, des strahlenden, das weit geöffnet war, alle Schönheit und Merkwürdigkeit der Erde freudig zu erfassen, hat sich ein mißfarbener Altersring eingegraben, und die Lippen sind schmal geworden und pressen sich fest aufeinander, als gelte es, ein tiefstes Weltgeheimnis zu bewahren. Auch die Gestalt zeigt nicht mehr die selbstbewußt aufrechte Haltung der

Mannesjahre: wenn jetzt der Greis sinnend seinen stillen Klostergarten durchschreitet, so trägt er Kopf und Nacken leicht vorgeneigt; seine Schultern senken sich sacht der endlichen Ruhe zu. Ob er wohl, wenn er auf schweigsamem Gang zwischen duftenden Beeten dann vor einer Blume betrachtend Halt macht, unter dem Farbenschmelz ihrer Blüte den geheimnisvollen Lettern nachforscht, die das ewige Schicksal unvermeidbarer Vergänglichkeit verkünden? Um wieviel hinfälliger und flüchtiger ist die Blume als der Mensch, und doch ist sie dauerhafter als er; denn weil ihr bewußte Individualisation in animalischem Sinne versagt geblieben ist, kennt sie kein bewußtes animalisches Sterben, und die Blume des künftigen Jahres ist dieselbe wie die heutige, von ihr nur in der Erscheinung unterschieden. Ob der Hochbetagte, der einst so Lebensfreudige, der sich sonst immer mit entschiedenster Daseinsbejahung von jedem Gedanken an Tod und Grab abgekehrt hat, nun nicht täglich williger dem nahenden Tage entgegenlauscht, der auch ihn der schönen und lehrreichen Erde entrücken wird? Wohl war es ein Bild erhabensten Menschentums, dieses Leben unverdrossener Arbeit und Mühe, jedem strebenden Geiste eine Mahnung, auch in bescheidenstem Kreise seiner zugewiesenen Pflicht Genüge zu tun; aber mit schauernder Ehrfurcht sehen wir die gelassene Hoheit, mit der sich ein Auserwählter allgemeinem Menschenlose unterwirft.

An dem letzten Geburtstage, den das Schicksal ihm schenkt, nimmt Goethe Abschied vom Leben. In Weimar enthüllt man das gewaltige Bildwerk, das schon jetzt den noch Lebenden in der mythisch übermenschlichen Größe darstellt, mit der er über flacher Nachwelt ragen wird, die von David d'Angers geschaffene Büste. Goethe ist nach Ilmenau gefahren, jenem kleinen Städtchen im Thüringer Walde, das einst so viele übermütig-laute und seelenvoll-glückliche Tage gesehen hatte. Er sucht am 27. August auf der Gipfelhöhe des Kickelhahns die Jägerhütte auf, die ihm in jener denkwürdigen Mondnacht des 6. Septembers 1780 anspruchloses Obdach geboten hatte; er will hier oben ein Erinnerungsfest, ein

Abschiedsfest begehen. Er will das Ende an den Anfang anknüpfen. Wie man von hohem Berge ins Tal hinabschaut, so will er vom letzten Gipfel des Lebens mit beruhigtem Blick in die Vergangenheit niederblicken: das Gelungene tritt vor und erheitert, das Mißlungene ist vergessen und verschmerzt. Er „rekognosziert" sein „Nachtlied", das er damals mit flüchtigen Bleistiftzügen an die Bretterwand angeschrieben hatte, und die tröstlichen Worte:

Warte nur, balde
Ruhest du auch,

damals nur die Verheißung der besänftigenden Ruhe eines stillen Schlafes, aus dem ein neuer Morgen ihn zu neuer Tat und neuer Liebe wecken soll, werden nun zum Ausdruck der Gewißheit jener tieferen Nacht, der kein irdisches Erwachen folgt. Er wehrt sich gegen diese Gewißheit nicht mehr: sein Leben ist ausgelebt. Die gleichmütige Natur, wie sie vor Goethes müdem Auge daliegt, ist die alte, vertraute geblieben im heiligen Wechsel von Blüte und Frucht; aber die Welt hat sich geändert. „Nun wollen wir gehen", spricht Goethe auf dem Kickelhahn zu seinem Begleiter und wendet sich entschlossen zum Abstieg.

Den Heimgekehrten umfängt sein Haus mit der warmen Behaglichkeit altgewohnter Verhältnisse. Die Enkel bringen ihre kindlichen Sorgen und Freuden getragen, die Schwiegertochter die Aufregungen einer vergnügungssüchtigen Gesellschaft. Die vertrauten Freunde sitzen in heiter-geistreichem Gespräche an seinem gastlichen Tisch, anmutige Frauen wetteifern, die kleinen Gaben ihrer Verehrung darzubringen, jeden Donnerstag tritt zu festgesetzter Stunde die Großherzogin ein. Ein letztes Mal poltert Zelter in die abgeschiedene Dichterstube, um mit derbem Witz das Getriebe Berlins in dem stillen Raume aufsteigen zu lassen. In einsamen Stunden neigt sich Goethe über kostbare Blätter seiner Kunstsammlung; abends muß Ottilie vorlesen, und mit gütiger Duldsamkeit läßt der Alte es geschehen, daß ihre unruhigen Gedanken mehr einen unbeständigen Helden ihrer schweifenden


Weimar 1832
23. März.
n. d. N. gez. v. Heinrich Matthaei

Liebessehnsucht als die Feldherrn des griechischen Geschichts- schreibers umflattern. Dem Blicke des Seelenkünders kann es nicht verborgen geblieben sein, welche Gefahren durch die zügel- lose Phantastik dieser lebensgierigen Frau heraufbeschworen werden können: so hat er denn beizeiten daran gedacht, über seine dereinstige Hinterlassenschaft feste Bestimmungen zu treffen. In langwierigen Verhandlungen mit dem Kanzler v. Müller ent- worfen, liegt sein Testament, das die drei Enkelkinder zu Univer- salerben einsetzt, schon seit dem 6. Januar 1831 unterschrieben da; Nachträge vom 22. Januar und 15. Mai geben Anweisung, wie mit dem schriftstellerischen Nachlaß zu verfahren sei. Ein um- sichtiger Familienvater hat nach bestem Wissen sein Haus be- stellt; er legt den Ausgang seiner treuen Überlegungen ver- trauensvoll auf die Kniee der Götter.

So geht der Winter dahin, im sonst so kalten Thüringen ein trüber regnerischer Winter. Nur selten fällt scharfer Frost vom wolkenlosen Himmel. Schon um die Mitte des Januars 1832 bricht das Eis der Saale; schon um den 17. März verkünden rauhnasse Stürme das Nahen des Frühlings. Trotz ungünstiger Witterung werden am 13. und 14. März mittägige Spazier- fahrten gewagt; der Dichter, so möchte man meinen, sucht durch seine verwegene Ungeduld das Nahen der lang entbehrten Sonne zu beschleunigen. „Fragt man mich," so hatte er erst vor wenigen Tagen in einer tiefsinnigen Unterhaltung mit Eckermann ge- sprochen, „fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich: durchaus! Denn sie ist eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns." Er hat die Sonne des jungen Jahres nicht mehr gesehen; die Ausfahrt des 14. März ist die letzte geblieben. Donnerstag, der 15. März, ist der letzte Tag, für den die Reinschrift des Tagebuches den üblichen Über- blick enthält. Auch für sein Tagebuch hat Goethe vorbereitende

Entwürfe herzustellen gepflegt; ein einziger hat sich davon erhalten: eben der, der der letzte geblieben ist. Er trägt zunächst einen knappen Entwurf zu dem ausführlichen Tagebucheintrag von Donnerstag, dem 15. März. Dann heißt es: „Freitag, den 16. ejusdem. Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht." Dann folgt noch die Überschrift des nächsten Tages: „Sonnabend". Und dann folgt nichts mehr! Der Tod schickt sich an, sein unwiderrufbares Finis unter Tagebuch und Leben zu setzen; das Sterben beginnt.

Wir wissen: Goethe ist gestorben, weil seine Sendung durchaus erfüllt war. Nach Vollendung seiner schicksalgesetzten Aufgabe mußte das tragende Leben in den Urgrund der Dinge zurücksinken. Aber wir wollen auch erfahren, welchen Mittels sich die lösende Natur bedient hat, die Vereinigung der geistig-körperlichen Kräfte aufzuheben. In jener Todesanzeige, mit der die Hinterbliebenen den Freunden das Hinscheiden Goethes bekannt gemacht haben, heißt es: er starb „am Stickfluß infolge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers". Wir dürfen annehmen, daß unter Katarrhalfieber eine durch Erkältung hervorgerufene Erkrankung an Grippe oder Influenza zu verstehen sei, wie denn eben damals die Grippe in Weimar und anderen Orten als endemische Krankheit nicht selten war. Diese Grippe ist zum Teil in ein Nervenfieber übergegangen, das Herz hat sich der fieberhaften Infektion gegenüber als zu schwach erwiesen, eine Lungenlähmung ist die Folge gewesen. So ist Goethe gestorben.

Über Goethes letzte Lebenstage und seinen Tod liegen mehrere Berichte vor, die nicht in allen Einzelheiten übereinstimmen. Es liegt uns fern, ihre Aussagen kritisch gegeneinander abzuwägen. So steht es gleich anfangs nicht fest, bei welcher Gelegenheit Goethe sich die verhängnisvolle Erkältung zugezogen haben mag, die des Endes Anfang gewesen ist. Am 15. März, einem Donnerstag, fühlt sich Goethe unbehaglich, er ißt wenig und ohne Appetit und geht zeitig zu Bette. Die Nacht ist unruhig, Frost wechselt mit Hitze, ein häufiger trockener Husten quält den

Schlaflosen, in den äußeren Teilen der Brust macht sich Schmerz fühlbar. So wird denn am Morgen der Arzt gerufen: es ist Freitag, der 16. Hofrat Dr. Carl Vogel kommt, ein Mann, den Goethe als Menschen und als Mediziner aufs höchste schätzt. Der Kranke schlummert, als Vogel gegen acht Uhr bei ihm eintritt; er erwacht, ohne sich sogleich ermuntern zu können. Der matte Blick der geröteten Augen, die wiederholten Hustenanfälle, die Heiserkeit der Stimme, die Zerschlagenheit der Glieder, vor allem aber eine ungewöhnliche Teilnahmlosigkeit sind bedenkliche Zeichen. Angemessene Arznei und leichteste Nahrung werden verordnet. „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht“: so der Entwurf zum Tagebuchbericht, der letzte! Eine sichtliche Besserung zeigt sich im Laufe der Stunden: der Kopf wird freier, der Blick lebhafter, der Husten seltener, die Haut scheint sich mit wohltätigem Schweiß bedecken zu wollen; in den Abendstunden hat sich der Geist schon so weit zur sonstigen Regsamkeit zurückgefunden, daß Freund Riemer für ein leichtes Geplauder über Sprachstudien Aufmerksamkeit erwarten darf. Die Besserung schreitet in den nächsten Tagen stetig fort: will der Tod noch einmal an dem verehrten Haupte vorübergehen? Die Nächte füllen sich mehr und mehr mit erquickendem Schlaf, der Husten schwindet, die Brustschmerzen sind gewichen. Die Eßlust belebt sich: ein Glas des üblichen Würzburger Tischweins zum Mittag, ein Glas Madeira zum Frühstück darf erlaubt werden. Schon am Sonntag, dem 18. März, verläßt Goethe für mehrere Stunden das Bett, am Montag bleibt er fast den ganzen Tag über auf. Er ist noch matt und körperlich angegriffen; aber das Gemüt ist heiter, die Aufmerksamkeit lebendig. Die Neigung zur Beschäftigung kehrt zurück: ein französisches Heft wird gelesen, eine Kupferstichmappe durchgesehen; der sichtlich Genesende fragt nach den Vorgängen seines Amtsbereichs. Er wird täglich gesprächiger, die Freude an scherzhafter Unterhaltung wacht wieder auf. Um die Mitte der Nacht vom 19. zum 20. März aber, vom Montag zum Diens-

tag, wacht Goethe auf, er empfindet Kälte, die sich, von den Händen aufsteigend und immer stärker werdend, über den ganzen Körper verbreitet, der frühere Schmerz fällt die gequälte Brust mit vermehrter Heftigkeit an. Der Diener möchte den Arzt rufen, Goethe erlaubt es nicht, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei". Vogel wird erst am Morgen um 1/2 9 Uhr herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartet ihn. Fürchterlichste Angst und Unruhe treiben den Kranken mit jagender Hast bald ins Bett, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klappern vor Frost. Der Schmerz der Brust preßt dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge sind verzerrt, das Antlitz aschgrau, die trüben Augen tief in ihre Höhlen gesunken, der Blick drückt die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper trieft von Schweiß, der schnelle Puls ist kaum zu fühlen, heftigster Durst quält den Kranken. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte geben die Besorgnis vor einer Wiederholung jenes Blutsturzes zu erkennen, der schon einmal, im November 1830, den durch den Tod des Sohnes aus allen Lebensfugen gerissenen Greis dem Grabe nahegebracht hatte. Schnelles Handeln ist geboten. Es gelingt dem Arzt in anderthalbstündiger Mühe noch einmal, den allgemeinen Zustand zu bessern, den Schmerz der Brust zu beseitigen; schwacher Zimtaufguß, mit Wein gemischt, stillt den heftigen Durst. Der Abend sieht den Kranken in leidlichem Behagen. Schon am Vormittag hatte er, halb bewußt- und willenlos, eine Anweisung an die Kassenverwaltung unterzeichnet, der jungen Bildhauerin Angelika Facius als Beitrag für ihren Studienaufenthalt in Berlin hundert Taler auszuzahlen; nun am Abend freut er sich, von Vogel zu vernehmen, daß auch eine andere Vergütung, die er dringlich befürwortet hatte, durch großherzogliches Reskript bewilligt worden sei: er bleibt „liebevoll bis zum letzten Hauche". Eine Freundin der Schwiegertochter, die reizende Gräfin Louise Vaudreuil, sendet ihm ihr Bild: der letzte Gruß der herrlichen Gotteswelt, die dieses bewegliche Herz so oft beglückt hat, ist ein Abbild weiblicher

Schönheit. „Nun, der Künstler soll gelobt werden," spricht Goethe, „der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete." Bekleidet mit seinem weißen Schlafrock, eine leichte Decke über den Beinen, die Augen geschützt durch einen grünen Schirm, so sitzt der verehrungswürdige Greis im Lehnsessel neben dem Bette, freundlich und gefaßt, verklärt in seiner rührenden Schwäche. Bis auf wenige Tage ist es nun gerade ein Jahr her, daß Goethe den eben gekauften grünen Lehnstuhl dem getreuen Eckermann gezeigt hatte: „Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen", hatte er damals gesagt – nun benutzt er ihn, um darin zu sterben!

Aber noch ein voller Tag ist ihm im Dasein vergönnt: der 21. März, ein Mittwoch. Wie ein freiheitslüsterner Vogel, der auf der Schwelle seines Käfigs die Flügel ausbreitet und wieder zusammenfaltet, zaudernd, ob er dem liebgewordenen Gefängnis entfliehen soll, so Goethes Geist; immer wieder wird der geistig-körperliche Niedergang durch hoffnunggebende Pausen unterbrochen, in denen der Atem freier geht und die verschattenden Schleier sich von Augen und Seele sichtlich hinwegheben. Bis weit in den Vormittag hinein bleibt ein zaghafter Ausblick auf Besserung gestattet; am Nachmittag sogar zuckt die erlöschende Flamme noch einmal schüchtern empor. Aber dann entscheidet sichs. Ein leises Rasseln in der Brust, schon am Vormittag vernehmbar, im Verlauf des Tages in lauteres Röcheln übergehend, kündet die todbringende Lungenlähmung an. Der kalte Körper ist von Schweiß überströmt, die Kälte steigt, der Puls verliert sich, das Antlitz wird fahl. Die Sinne schwinden; immer häufiger folgen sich immer längere Dämmerzustände.

So kommt die Nacht, die nur zu kurze letzte Lebensnacht, die der langen Nacht des Todes vorangeht. Aus schlafähnlicher Benommenheit kehrt der Sterbende hin und wieder zum Bewußtsein zurück; er befiehlt dem Diener Friedrich, ein zeitgeschichtlich-politisches Buch, das die Großherzogin geschickt hat (es ist des schweizerischen Staatsmannes Salvandy „Seize Mois ou la Révolution de 1830 et les Révolutionaires"), aufzuschneiden

und zwischen zwei Lichtern vor ihn hinzulegen: mit schwacher Hand wendet er die Blätter, zu lesen vermag er nicht mehr.
Und dann der letzte Morgen, der Morgen des 22. März. Friedsam und still ruht Goethe im grünen Lehnsessel. Neben ihm kauert auf dem Bette Ottilie; sie war am Tage zumeist fern geblieben und hatte nur in gefahrdrohenden Nächten im Arbeitszimmer gewacht; nun hält sie die Hand des Scheidenden. Im Arbeitszimmer weilen mit ihrem Hauslehrer die Enkelknaben, bei ihnen der Diener Friedrich und Goethes Sekretär Johann John. In einem anderen Raume harren die nächsten Freunde und Arbeitsgenossen des Ausgangs: Riemer, Eckermann und Kräuter, Soret, Coudray und der Kanzler v. Müller; Dr. Vogel geht ab und zu. Gelegentlich tritt der eine oder andere von ihnen in die enge Türe des Schlafstübchens und lauscht auf die Atemzüge des Schlummernden, auf die zusammenhanglosen Worte, die er träumend vor sich hinmurmelt. Die Züge des gesenkten Antlitzes sind beruhigt; die Furcht des Irdischen ist von dem Vollendeten abgefallen, der den schweren Kampf der Todesnot bereits in jenem Angstanfall des 20. März überstanden hat. In letztem Spiele scheint die erlöschende Phantasie schwache, heitere Bilder durch das verdämmernde Bewußtsein zu werfen. Die Leiden der Krankheit sind gewichen; kein Gedanke des nahen Endes, kein Vorgefühl des Todes beunruhigt die Seele, die, in ihrer Schwäche keiner klaren Begriffe mehr fähig, sich eher an dem Truggedanken baldiger Genesung zu ergötzen scheint.
Gegen neun Uhr verlangt Goethe zu trinken; er richtet sich im Sessel auf und leert das mit Wein und Wasser gefüllte Glas. Dann erhebt er sich vollends, unterstützt von John und Friedrich, und fragt stehend, welches Datum man schreibe. Man erwidert: den 22. März. „Also hat der Frühling begonnen," sagt Goethe, „und wir können uns um so eher erholen." Er setzt sich in seinen Lehnstuhl, er verfällt in leichten Schlummer, er beginnt zu träumen und flüstert abgebrochene Sätze. Das Gemälde der Gräfin Vaudreuil scheint vor ihm aufzutauchen; er murmelt: „Seht den

schönen weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde." Zu halber Besinnung flüchtig erwacht, spinnt er die Vorstellungen seiner Träume weiter: „Friedrich, gib mir die Mappe da mit den Zeichnungen." Eine Mappe ist nicht da, so will Friedrich ein Buch reichen. „Nicht dies Buch, sondern die Mappe." Friedrich erklärt, eine Mappe sei nicht vorhanden. „Nun, so war's wohl ein Gespenst", sagt Goethe; er meint damit das von einem früheren Eindruck im Auge zurückgebliebene subjektive Bild. Er fragt nach der Zeit. Es ist zehn Uhr; Goethe fordert sein Frühstück. Man bringt kleingeschnittenes kaltes Geflügel, von dem Goethe einige Stückchen zu sich nimmt. Er möchte trinken; doch nach kurzem Schluck setzt er das Glas ab: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan?" Er bestellt für Mittag ein bestimmtes Gericht und wünscht, daß am nächsten Sonnabend Dr. Vogel, der ständige Tischgast dieses Tages, seine Lieblingsspeise finde. Von John und Friedrich läßt er sich ein letztes Mal aufrichten; aber er schwankt und sinkt in den Sessel zurück: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen", spricht er zu Ottilie. Und dann sein letztes Wort: „Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme." In Besinnungslosigkeit zurückgefallen, hebt er wie träumend die rechte Hand, der Mittelfinger scheint in der Luft Buchstaben zu malen, die Hand sinkt tiefer und tiefer, und der Finger fährt fort, auf der Kniedecke zu schreiben. Zur Rechten des Sessels steht Coudray: er sieht mit Schrecken, wie die Finger der Hände sich blau färben, er hebt den Augenschirm hinweg und sieht Goethes Auge gebrochen. Immer schwächer wird Goethe, und immer schwerer geht sein Atem, er drückt sich bequem in die linke Seite seines Sessels: er stirbt. Es ist $11^1/_2$ Uhr.

Schon früh hat man begonnen, Goethes letztes Wort (daß es wirklich das letzte war, bezeugen Coudray in seinen unmittelbar nach Goethes Tode verfaßten Aufzeichnungen und der Kanzler v. Müller zu bedeutungschwerem Symbol für des Dichters ganzes Leben umzudeuten: „Mehr Licht!" Solche Vergeistigung lag nahe;

sie war nicht unberechtigt. Denn auch der karge Schein des trüben Vorfrühlingstages war jener heiligen Sonne entflossen, der Goethes Auge, weil es selbst sonnenhaft war, auch noch im Brechen zu begegnen strebte, auch er eine Wirkung ewiger Gott-Natur, in deren Schoß sein Göttliches zurückzukehren sich anschickte.

Im Vorraum zu Goethes Arbeitszimmer stand und steht noch heute eine hohe Uhr. Sie war vorzeiten im Flur des väterlichen Hauses aufgestellt gewesen; ihr Gang und Schlag hatte die Stunden des Knaben und Jünglings bezeichnet. Er hatte den vertrauten Klang wieder vernommen, als er nach langen Jahren, ein Mann auf der Höhe des Lebens und Ruhmes, in stiller Nacht an dem alten Hause vorübergeschritten war; ein fürstlicher Freund hatte dann das werte Erbstück erworben und dem Dichter als Geburtstagsgabe dargebracht. Nun, in seiner Sterbestunde, hält Ottilie die Zeiger an: nun weisen sie noch immer auf jene Stunde. Die Zeit ist aufgehoben in diesen geweihten Räumen, die Goethes Leben und Goethes Tod gesehen haben: hier weht fühlbar der Hauch der Ewigkeit.

*

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der irdschen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Gesungen bei Goethes Bestattung



Chorus mysticus

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan.
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

GOETHE

IM INSEL-VERLAG

Was wär ich ohne dich, Freund Publikum?
All mein Empfinden Selbstgespräch,
All meine Freude stumm.

I. Gesamtausgaben der Werke

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 260.—

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten ausbreitet. Einer der wesentlichsten inneren Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben. So wurde der Faust in dreierlei Gestalt, der Werther von 1774 neben der völligen Umgestaltung von 1787, Wilhelm Meisters theatralische Sendung neben den Lehrjahren, die Stella aus dem Jahre 1776 neben der späteren Bearbeitung aufgenommen. Die Naturwissenschaftlichen Schriften werden in einer den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden reichen Auswahl geboten, vor allem mit den zur Farbenlehre gehörigen 48 meist farbigen Tafeln.

Die Bände sind auch einzeln ohne Bandbezeichnung unter folgenden Titeln erhältlich:

I. Romane und Novellen I. In Leinen M 10.—
II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). In Leinen M 9.—
III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). In Leinen M 8.—
IV. Autobiographische Schriften II. In Leinen M 8.—
V. Autobiographische Schriften III. In Leinen M 9.—
VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). In Leinen M 6.—
VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 9.—
VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 10.—
IX. Kunstschriften I. In Leinen M 9.—
X. Kunstschriften II. In Leinen M 9.—
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M 9.—
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. In Leinen M 9.—
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. In Leinen M 9.—



XIV/XV. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—

XVI/XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. 2 Bände. In Leinen M 24.—

In gleicher Ausstattung erschienen die in den Abteilungen III und IV aufgeführten Briefe, Tagebücher und Gespräche (4 Bände), so daß Goethes Lebenswerk in einer einheitlichen Ausgabe von insgesamt 21 Bänden vorliegt.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—

Diese Ausgabe, die unter dem Namen „Der Volksgoethe" berühmt geworden ist, umfaßt:

I. Gedichte. Faust. – II. Dramen. – III. Romane. Novellen. Epische Dichtungen. – IV. Wilhelm Meister. – V. Dichtung und Wahrheit. – VI. Vermischte Schriften.

II. Einzelausgaben der Werke

(Dünndruckausgaben, mit Ausnahme der Gedicht-Auswahl und der Liebesgedichte.)

Dichtung und Wahrheit. In Leinen M 8.—

Farbenlehre. Vollständige Ausgabe. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von Gunther Ipsen. In Leinen M 12.—

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 3.50

Italienische Reise. In Leinen M 6.—

Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Pappband M 3.—

Naturwissenschaftliche Schriften. Mit vielen Abbildungen und 32 farbigen Bildtafeln. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Leder M 34.—

West-östlicher Divan. In Leinen M 3.50

Wilhelm Meister. (Lehr- und Wanderjahre, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung.) In Leinen M 9.—

III. Goethes Briefe

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 32.—
Leitgedanke dieser umfangreichen Auswahl war, alle dichterisch und menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes zu bringen, sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt. Über 1000 Briefe an die wichtigsten der Persönlichkeiten, die mit Goethe im Briefwechsel gestanden haben, und über 800 Tagebuch-Eintragungen sind hier zusammengestellt.

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. In Leinen M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. In Leinen M 14.—

Goethes Briefe an Frau von Stein. In Auswahl herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50
Erst diese Ausgabe ermöglicht es uns, das dämonische Kind Bettina, ein Rätselwesen wie Mignon, in seinem wahren Verhältnis zu Goethe zu sehen. Die umfangreiche Einleitung folgt vorsichtig deutend dem Lebensweg Bettinas, schildert die Beziehungen zwischen dem Dichter und seiner „kleinen Freundin" und zeichnet die Hintergründe zu diesem wechselvollen Spiel.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 7.—
Der Briefwechsel mit Marianne von Willemer, der Suleika des West-östlichen Divans, ist nicht nur der einzig vollständig erhaltene, den Goethe mit einer geliebten Frau geführt hat, er ist auch durch die bezwingende Anmut von Mariannes Persönlichkeit von höchstem Reiz. Nach langem Fehlen liegt das Buch nunmehr in neuer, mustergültiger Bearbeitung durch Max Hecker vor.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. In Leinen M 18.—



August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneke. In Leinen M 8.—

IV. Goethes Gespräche

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—
Aus der vollständigen fünfbändigen Sammlung von Goethes Gesprächen ist diese Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde Auswahl zusammengestellt, in der auf 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethebiographie geschaffen wurde, die sich denken läßt.

V. Goethes Handzeichnungen

Dreißig Handzeichnungen Goethes. In Originalgröße durch mehrfarbigen Lichtdruck wiedergegeben. Einmalige Auflage von 300 Exemplaren. Die Blätter in Passepartout, das Ganze in Leinenmappe. Subskriptionspreis M 225.–
Zum ersten Male seit der Erschließung des Goethischen Nachlasses vor 45 Jahren wird in originalgetreuen Faksimiles eine Reihe von Handzeichnungen des Dichters vorgelegt, die sein künstlerisches Schaffen von der Jugend bis ins Alter begleiten. Nicht Goethe, der Schüler von Zeichenmeistern, spricht aus den dreißig Blättern zur Nachwelt, sondern Goethe, der große Dilettant, der die Elemente der Kunst trotz mehrfacher Anläufe nicht voll eroberte, doch mit der Leidenschaft des Auges die Natur erfaßte, um bei aller Gebundenheit an die Sehweite seines Jahrhunderts diese ebensooft überraschend zu überfliegen. In solchem Sinne bietet die Mappe die künstlerisch stärksten Blätter aus Goethes Hinterlassenschaft.

VI. Goethe-Literatur

Eugen Kühnemann: Goethe. Zwei starke Bände. In Leinen M 24.—
Dieses zweibändige Werk, die Frucht der Denkarbeit von drei Jahrzehnten, stellt den Faust in den Mittelpunkt des Goethe'schen Lebens und entwickelt es an der Hand dieser unserer größten Dichtung. Es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

Franz Landsberger: Die Kunst der Goethezeit. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—
Dieses zum Goethejahr 1932 erschienene Buch ist die erste wirkliche Kunstgeschichte dieser Zeit. Aus der Aschenbrödelrolle herausgenommen, die sie bisher in der Kunstgeschichte spielte, stellt sich uns hier die Kunst der Goethezeit als eine abgeschlossene, der Vergangenheit wie dem Kommenden gegenüber klar abgegrenzte Kunstepoche dar.

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von Hans Wahl. In Leinen M 6.50
Wie sah Goethe aus? Noch nie ist auf diese Frage eine so gründliche und umfassende Antwort gegeben worden, wie in diesem Buche, das zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethebiographieen ist.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bisher erschienen neun Bände mit vielen Bildtafeln. In Halbleinen Band 1—9 zum Gesamtpreis von M 45.—

Hans Wahl: Die Dornburger Schlösser. Mit 17 Abbildungen. In Pappband M 3.—

Oskar Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. Gesammelte Aufsätze. Zweite, vermehrte Auflage. In Halbleinen M 8.—
Darin: Die künstlerische Form des jungen Goethe und der deutschen Romantik. – Goethe und das Problem der Faustischen Natur. – Goethes „Wahlverwandtschaften" im Rahmen ihrer Zeit.

VII. Goethe in der Insel-Bücherei

(Jeder Band 90 Pfennig)

Chronik von Goethes Leben. Zusammengestellt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. (Nr. 415)
Diese Aneinanderreihung der wichtigsten Daten und Tatsachen des Goethe'schen Lebens ist das getreueste Spiegelbild seiner körperlichen und geistigen Existenz und seiner Umwelt. Ehrfürchtig durchmessen wir in diesen Kolumnen die erstaunliche Weite und Breite seines Lebensweges.

Emerson: Natur. (Mit Goethes Hymnus an die Natur.) (Nr. 72)

Faust in ursprünglicher Gestalt: Der Urfaust. (Nr. 61)

Goethe über seinen Faust. (Nr. 44)

Geschichte Gottfrieds von Berlichingen: „Der Urgötz". (Nr. 160)

Hermann und Dorothea. (Nr. 363)



Novelle. Mit 36 Zeichnungen von Bernhard Hasler. (Nr. 296)

Die Metamorphose der Pflanzen. (Nr. 380)

Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg. (Nr. 10)

Goethes Lili in ihren Briefen. (Nr. 255)

Henrich Stillings Jugend. Von Goethe bearbeitet und herausgegeben. (Nr. 248)

Karl Friedrich Zelters Reisebriefe an Goethe. (Nr. 244)

Goethe-Lieder von Franz Schubert. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Herausgegeben von Max Friedländer. (Nr. 284)

Emerson: On Nature, with Goethe's „Natur". (Pandora Nr. 4)

VIII. Goethekreis und Goethezeit

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Leinen M 10.—

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—

Bettina von Arnim: Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. In Leinen M 6.—

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Neue Ausgabe. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—

Clemens Brentano: Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. In Leinen M 6.—

Carolinens Leben in ihren Briefen. Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.—
„Sie ist nicht bloß eine Meisterin, sondern wirklich ein Genie im Briefschreiben" – so hat Kuno Fischer von den Briefen Carolinens gesagt, die zwei bedeutenden Männern, August Wilhelm Schlegel und Schelling, vermählt gewesen ist.

Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. In Pappband M 15.—

Joseph von Eichendorff: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. In zwei Bänden. In Leinen M 7.50

Johann Georg Hamann: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbpergament M 6.—

Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 7.—

Wilhelm von Humboldt: Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 3.50

Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—

Briefe Heinrich von Kleists. Herausgegeben von Friedrich Michael. In Leinen M 3.50

Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50

Romain Rolland: Beethovens Meisterjahre (von der Eroica bis zur Appassionata). Aus dem Französischen übertragen von Th. Mutzenbecher. Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—

Philipp Otto Runge: Sein Leben und sein Werk. Von Paul Ferdinand Schmidt. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 80.—

Arthur Schurig: Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 18.—

Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Leinen M 3.50

Joachim Winckelmann: Kleine Schriften und Briefe. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Leinen M 12.—

IX. Liebhaber-Ausgaben

Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisiert von J. W. Goethe. Mit Lithographien von Werner Schmidt. 220 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Pappband M 15.—

Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von Chodowiecki. In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—

Stella. Ein Schauspiel für Liebende. In der ursprünglichen Fassung. Gedruckt als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig in 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbpergament M 20.—; in Lederhandband M 35.—



Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—

Es ist Goethes eigener Plan gewesen, eine illustrierte Ausgabe seiner „Italienischen Reise" zu veranstalten, worein die reiche zeichnerische Ernte jener Jahre aufgenommen werden sollte, sowohl was er selbst skizziert und ausgeführt, als was er von der Hand der Freunde und Kunstgenossen gesammelt und heimgebracht hatte. Dieser Plan, der einst an den Schwierigkeiten der technischen Reproduktion gescheitert ist, konnte erst in der Gegenwart mit den vollendeten Mitteln des Lichtdrucks ausgeführt werden.

Katalog der Sammlung Kippenberg. (Goethe. Faust. Alt-Weimar.) Zweite Ausgabe. Mit 73 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. 600 numerierte Exemplare. Zwei Bände und ein Registerband. In Halbleder M 120.—

Dieser Katalog der größten Goethe-Sammlung, die sich in privatem Besitz befindet, erschließt die Welt Goethes in einer Fülle und Breite, wie sie an ein und derselben Stelle nirgends wieder anzutreffen ist. Drei Bände umfassen an Büchern, Handschriften, Kunstblättern, Plastiken und Silhouetten das Ganze der Goethe'schen Existenz.

X. Vergriffene Ausgaben

Goethe: Annette. Faksimile-Wiedergabe der 1767 von Ernst Wolfgang Behrisch geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten J. W. Goethe. Hergestellt in den Werkstätten der Staatlichen Akademie zu Leipzig. Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren. 1923.

Goethe: Das römische Carneval. Nachbildung der Originalausgabe, Weimar und Gotha 1789, in 250 numerierten Exemplaren. Mit gestochenem Titel, den 20 illuminierten Tafeln und dem Originalumschlag. 1905.

Goethe: Römische Elegien. Faksimile-Ausgabe der Handschrift aus dem Goethe-Schiller-Archiv. Mit einem beigefügten Nachwort von Max Hecker. Einmalige Auflage in 240 Exemplaren. 1920.

Goethe: Faust. Eine Tragödie. Mit siebzehn Lichtdrucktafeln nach den Lithographien von Eugène Delacroix. Einmalige Auflage. 615 Exemplare, davon Nr. 1–100 auf van-Gelder-Büttenpapier. 1912.

Goethe: West-östlicher Divan. Textrevision von Max Hecker. Gedruckt nach Angaben und mit Zeichnungen von Marcus Behmer in einer einmaligen Auflage von 1300 Exemplaren; davon 100 numerierte Exemplare auf Japanpapier. 1910.

Goethe: Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, Bey Bernhard Christoph Breitkopf & Sohn. 1770. Lithographische Nachbildung der Originalausgabe in 300 Exemplaren, mit einem Nachwort von Albert Köster. 1906.

Goethe: Die neue Melusine. Mit acht Lithographien von W. Harwerth. Gedruckt als zweiter Druck der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig in 350 Exemplaren. 1922.

Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Erster Theil – Zweyter Theil. Leipzig 1774, in der Weygandschen Buchhandlung. Faksimile-Neudruck in 500 numerierten Exemplaren. Titel-Vignette in Kupferdruck. 1907.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und sechs Lichtdrucktafeln nach Handzeichnungen von Chodowiecki. 400 numerierte Exemplare. In Nr. 1–25 erfolgte der Druck der Kupferstiche von den unverstählten Platten. 1910.

Goethe: Hermann und Dorothea. Mit Titel und Initialen von F. W. Kleukens. Zweiter Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Druck in Schwarz, Grün und Gold. 200 Exemplare, davon 20 auf Japanpapier. 1908.

Goethe: Gott und Welt. Einundzwanzigster Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 100 Exemplare, davon 30 auf Japan. 1913.

Die Natur. Ein Hymnus von Goethe. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Erster Druck als Frühlingsgeschenk des Insel-Verlages in 120 Exemplaren, davon 20 auf Japan; zweiter Druck in 100 Exemplaren, davon 20 auf Japan. 1910 und 1911.

Goethe: Trilogie der Leidenschaft. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 300 Exemplare, davon 50 auf Japan. 1912.

Goethe: Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein vom September 1806 bis dahin 1807. Der Prinzeß Caroline von Weimar unterthänigst gewidmet von Goethe. Farbige Faksimile-Wiedergabe in 400 numerierten Exemplaren. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. 1927.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 45 Lichtdrucktafeln. 1909–1912.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Drei Bände. 1912.

Musen-Almanach für 1797, herausgegeben von Schiller. Mit dem Titelkupfer, den sämtlichen Musikbeilagen und dem Originalumschlag. Neudruck in 300 numerierten Exemplaren. Mit einem gesondert beigefügten Geleitwort von Hanns Holzschuher. 1907.

Corona Schröter: Fünfundzwanzig Lieder, in Musik gesetzt. Weimar 1786. Faksimile-Neudruck mit einem Nachwort von Leopold Schmidt. 225 numerierte Exemplare. 1907.

Carl Schüddekopf: Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Mit sechs Faksimiles und Lichtdrucken. 1907.

Waldemar von Wasielewski: Goethes meteorologische Studien. Mit neun Tafeln in Lichtdruck. 1910.

Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Große Ausgabe des Führers, im Auftrag der Direktion bearbeitet von M. Schuette. Mit 32 Grundrissen und 26 Bildertafeln. 1910.

Johann Heinrich Merck: Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben von Kurt Wolff. Mit einem Porträt Mercks in Lichtdruck und Faksimiles. Zwei Bände. 1909.

Johann Heinrich Merck: Briefe an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. Zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Hans Gerhard Gräf. 1911.

Rodolphe Töpffer: La Bibliothèque de mon oncle. Faksimile-Ausgabe des vom Verfasser an Goethe gesandten Widmungsexemplares mit zahlreichen Federzeichnungen. Mit einem beigefügten Nachwort von Walther Vulpius. Einmalige Auflage von 800 Exemplaren. 1923.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. 1911–1913.

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. Mit dem Bildnis Friedrich v. Müllers.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. Aus Aktenstücken und Originalbriefen einiger deutscher Männer. Mit dem Bildnis Joh. Falks.

Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen. 1806–1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit zahlreichen Abbildungen.

INHALT

DIE BILDER

★

Die Originale der abgebildeten vier Handzeichnungen Goethes befinden sich im Goethe-Nationalmuseum, Weimar, die der anderen Abbildungen in der Sammlung Kippenberg, Leipzig.

Der Almanach wurde herausgegeben von A. Kippenberg.
Zeichnung des Umschlags von F. H. Ehmcke; Druck des Textes durch Poeschel & Trepte, der Bilder durch Fr. Richter in Leipzig.



INSEL-ALMANACH

INSEL-ALMANACH AUF DAS JAHR 1933



ZU LEIPZIG IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Unsre Tage sind zu dunkel, um nicht eine neue Sonne zu verheißen. Auf diese Sonne warte ich.

Paul de Lagarde

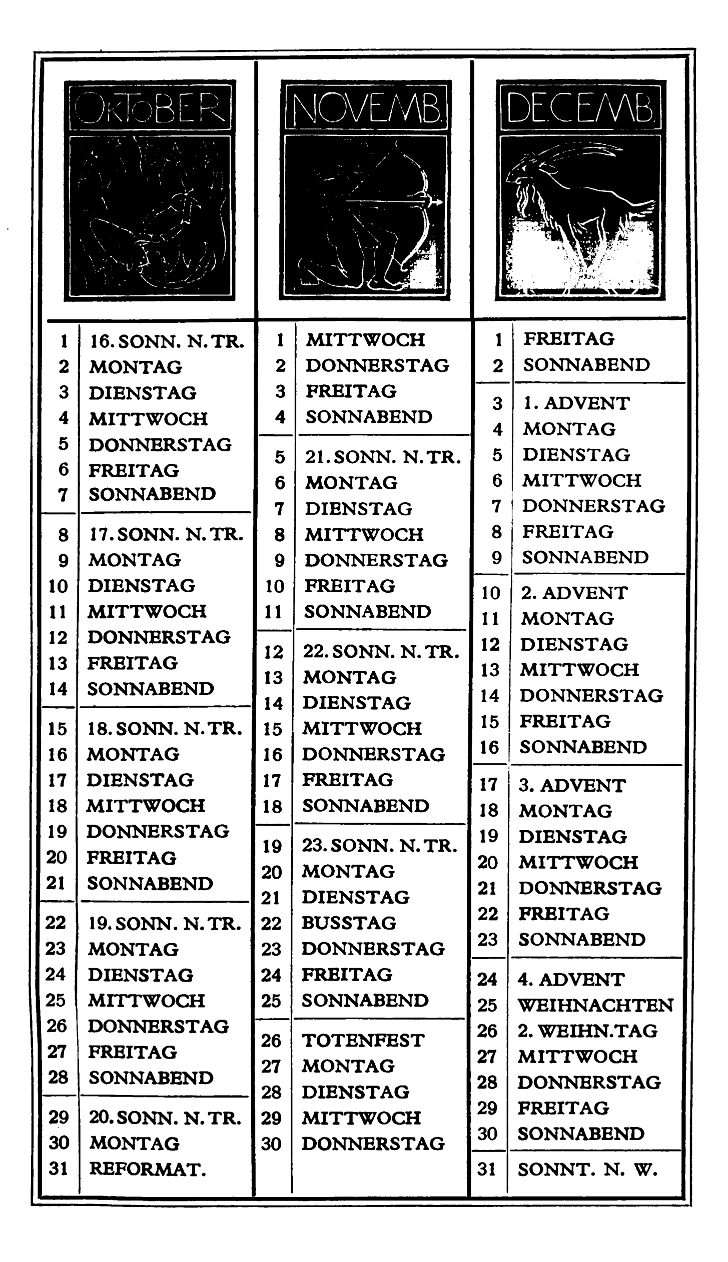
1	NEUJAHR	1	MITTWOCH	1	ASCHERMITT.
2	MONTAG	2	DONNERSTAG	2	DONNERSTAG
3	DIENSTAG	3	FREITAG	3	FREITAG
4	MITTWOCH	4	SONNABEND	4	SONNABEND
5	DONNERSTAG	5	5. SONNT. N. EP.	5	INVOCAVIT
6	EPIPHANIAS	6	MONTAG	6	MONTAG
7	SONNABEND	7	DIENSTAG	7	DIENSTAG
8	1. SONNT. N. EP.	8	MITTWOCH	8	MITTWOCH
9	MONTAG	9	DONNERSTAG	9	DONNERSTAG
10	DIENSTAG	10	FREITAG	10	FREITAG
11	MITTWOCH	11	SONNABEND	11	SONNABEND
12	DONNERSTAG	12	SEPTUAGESIM.	12	REMINISCERE
13	FREITAG	13	MONTAG	13	MONTAG
14	SONNABEND	14	DIENSTAG	14	DIENSTAG
15	2. SONNT. N. EP.	15	MITTWOCH	15	MITTWOCH
16	MONTAG	16	DONNERSTAG	16	DONNERSTAG
17	DIENSTAG	17	FREITAG	17	FREITAG
18	MITTWOCH	18	SONNABEND	18	SONNABEND
19	DONNERSTAG	19	SEXAGESIMA	19	OCULI
20	FREITAG	20	MONTAG	20	MONTAG
21	SONNABEND	21	DIENSTAG	21	DIENSTAG
22	3. SONNT. N. EP.	22	MITTWOCH	22	MITTWOCH
23	MONTAG	23	DONNERSTAG	23	DONNERSTAG
24	DIENSTAG	24	FREITAG	24	FREITAG
25	MITTWOCH	25	SONNABEND	25	SONNABEND
26	DONNERSTAG	26	ESTOMIHI	26	LAETARE
27	FREITAG	27	MONTAG	27	MONTAG
28	SONNABEND	28	FASTNACHT	28	DIENSTAG
29	4. SONNT. N. EP.			29	MITTWOCH
30	MONTAG			30	DONNERSTAG
31	DIENSTAG			31	FREITAG

APRIL		MAI		JUNI	
1	SONNABEND	1	MONTAG	1	DONNERSTAG
2	JUDICA	2	DIENSTAG	2	FREITAG
3	MONTAG	3	MITTWOCH	3	SONNABEND
4	DIENSTAG	4	DONNERSTAG	4	PFINGSTSONN.
5	MITTWOCH	5	FREITAG	5	PFINGSTMONT.
6	DONNERSTAG	6	SONNABEND	6	DIENSTAG
7	FREITAG	7	JUBILATE	7	MITTWOCH
8	SONNABEND	8	MONTAG	8	DONNERSTAG
9	PALMARUM	9	DIENSTAG	9	FREITAG
10	MONTAG	10	MITTWOCH	10	SONNABEND
11	DIENSTAG	11	DONNERSTAG	11	TRINITATIS
12	MITTWOCH	12	FREITAG	12	MONTAG
13	GRÜNDONN.	13	SONNABEND	13	DIENSTAG
14	KARFREITAG	14	CANTATE	14	MITTWOCH
15	SONNABEND	15	MONTAG	15	DONNERSTAG
16	OSTERSONNT.	16	DIENSTAG	16	FREITAG
17	OSTERMONT.	17	MITTWOCH	17	SONNABEND
18	DIENSTAG	18	DONNERSTAG	18	1. SONNT. N. TR.
19	MITTWOCH	19	FREITAG	19	MONTAG
20	DONNERSTAG	20	SONNABEND	20	DIENSTAG
21	FREITAG	21	ROGATE	21	MITTWOCH
22	SONNABEND	22	MONTAG	22	DONNERSTAG
23	QUASIMODOG.	23	DIENSTAG	23	FREITAG
24	MONTAG	24	MITTWOCH	24	SONNABEND
25	DIENSTAG	25	HIMMELFAHRT	25	2. SONNT. N. TR.
26	MITTWOCH	26	FREITAG	26	MONTAG
27	DONNERSTAG	27	SONNABEND	27	DIENSTAG
28	FREITAG	28	EXAUDI	28	MITTWOCH
29	SONNABEND	29	MONTAG	29	DONNERSTAG
30	MIS. DOMINI	30	DIENSTAG	30	FREITAG
		31	MITTWOCH		

1	SONNABEND
2	3. SONNT. N.TR.
3	MONTAG
4	DIENSTAG
5	MITTWOCH
6	DONNERSTAG
7	FREITAG
8	SONNABEND
9	4. SONNT. N.TR.
10	MONTAG
11	DIENSTAG
12	MITTWOCH
13	DONNERSTAG
14	FREITAG
15	SONNABEND
16	5. SONNT. N.TR.
17	MONTAG
18	DIENSTAG
19	MITTWOCH
20	DONNERSTAG
21	FREITAG
22	SONNABEND
23	6. SONNT. N.TR.
24	MONTAG
25	DIENSTAG
26	MITTWOCH
27	DONNERSTAG
28	FREITAG
29	SONNABEND
30	7. SONNT. N.TR.
31	MONTAG

1	DIENSTAG
2	MITTWOCH
3	DONNERSTAG
4	FREITAG
5	SONNABEND
6	8. SONNT. N.TR.
7	MONTAG
8	DIENSTAG
9	MITTWOCH
10	DONNERSTAG
11	FREITAG
12	SONNABEND
13	9. SONNT. N.TR.
14	MONTAG
15	DIENSTAG
16	MITTWOCH
17	DONNERSTAG
18	FREITAG
19	SONNABEND
20	10. SONN. N. TR.
21	MONTAG
22	DIENSTAG
23	MITTWOCH
24	DONNERSTAG
25	FREITAG
26	SONNABEND
27	11. SONN. N. TR.
28	MONTAG
29	DIENSTAG
30	MITTWOCH
31	DONNERSTAG

1	FREITAG
2	SONNABEND
3	12. SONN. N. TR.
4	MONTAG
5	DIENSTAG
6	MITTWOCH
7	DONNERSTAG
8	FREITAG
9	SONNABEND
10	13. SONN. N. TR.
11	MONTAG
12	DIENSTAG
13	MITTWOCH
14	DONNERSTAG
15	FREITAG
16	SONNABEND
17	14. SONN. N. TR.
18	MONTAG
19	DIENSTAG
20	MITTWOCH
21	DONNERSTAG
22	FREITAG
23	SONNABEND
24	15. SONN. N. TR.
25	MONTAG
26	DIENSTAG
27	MITTWOCH
28	DONNERSTAG
29	FREITAG
30	SONNABEND



OKTOBER	
1	16. SONN. N. TR.
2	MONTAG
3	DIENSTAG
4	MITTWOCH
5	DONNERSTAG
6	FREITAG
7	SONNABEND
8	17. SONN. N. TR.
9	MONTAG
10	DIENSTAG
11	MITTWOCH
12	DONNERSTAG
13	FREITAG
14	SONNABEND
15	18. SONN. N. TR.
16	MONTAG
17	DIENSTAG
18	MITTWOCH
19	DONNERSTAG
20	FREITAG
21	SONNABEND
22	19. SONN. N. TR.
23	MONTAG
24	DIENSTAG
25	MITTWOCH
26	DONNERSTAG
27	FREITAG
28	SONNABEND
29	20. SONN. N. TR.
30	MONTAG
31	REFORMAT.

NOVEMB.	
1	MITTWOCH
2	DONNERSTAG
3	FREITAG
4	SONNABEND
5	21. SONN. N. TR.
6	MONTAG
7	DIENSTAG
8	MITTWOCH
9	DONNERSTAG
10	FREITAG
11	SONNABEND
12	22. SONN. N. TR.
13	MONTAG
14	DIENSTAG
15	MITTWOCH
16	DONNERSTAG
17	FREITAG
18	SONNABEND
19	23. SONN. N. TR.
20	MONTAG
21	DIENSTAG
22	BUSSTAG
23	DONNERSTAG
24	FREITAG
25	SONNABEND
26	TOTENFEST
27	MONTAG
28	DIENSTAG
29	MITTWOCH
30	DONNERSTAG

DECEMB.	
1	FREITAG
2	SONNABEND
3	1. ADVENT
4	MONTAG
5	DIENSTAG
6	MITTWOCH
7	DONNERSTAG
8	FREITAG
9	SONNABEND
10	2. ADVENT
11	MONTAG
12	DIENSTAG
13	MITTWOCH
14	DONNERSTAG
15	FREITAG
16	SONNABEND
17	3. ADVENT
18	MONTAG
19	DIENSTAG
20	MITTWOCH
21	DONNERSTAG
22	FREITAG
23	SONNABEND
24	4. ADVENT
25	WEIHNACHTEN
26	2. WEIHN. TAG
27	MITTWOCH
28	DONNERSTAG
29	FREITAG
30	SONNABEND
31	SONNT. N. W.

FELIX TIMMERMANS / DER GÖTTLICHE KEHRREIM

In einer wüsten Höhle, oben auf einem felsigen Berg, neben einem fürchterlichen Bergstrom, hält sich Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio auf, um die Regel neu zu schreiben. Das war ganz plötzlich gekommen. Nachdem er noch einen Sommer und einen Winter lang traurig umhergeirrt, war er wieder in Portiunkula gelandet, wo er, ständig betend, heftige Schmerzen litt. Er hatte einen sonderbaren Traum: Soweit man sehen konnte, war das ganze Land voll hungernder Brüder. Um jeden zu sättigen, sammelte er Brotkrumen auf der Erde und gab jedem eine. Wie könnte man aber davon satt werden? Er war ganz verzweifelt. Da sprach die himmlische Stimme seiner Träume: „Mache aus allen Krumen eine Hostie und gib jedem davon, der danach verlangt.“ Er machte eine Hostie, und jeder, der davon aß, wurde ordentlich satt. Wer nichts nehmen wollte oder sie wieder ausspie, bekam plötzlich den Aussatz. Am nächsten Tage wurde ihm der Sinn dieses Gesichtes, dieses Traumes klar. Die Krumen sind die Worte des Evangeliums, die Hostie ist die Regel, der Aussatz die Sünde. Mache eine Hostie daraus, schreibe die Regel neu. Wenn Gott spricht, ist er nicht mehr zu halten. Sofort machte er sich mit den beiden Brüdern auf in die Felsen von Fontecolombo. Er ist still in sich gekehrt, ernst und entschlossen. „Du und ich“, spricht er zu Gott. Zwischen ihm und Gott, dem ewigen Gott, der sich im Licht der Milliarden Sterne verbirgt, wird die Regel geschrieben werden. Franziskus nimmt

es nicht leicht. In der Tiefe dieser Höhle liegt er flach am Boden und lauscht mit der Seele auf das, was Gott ihm in der Einsamkeit eingeben wird. Dem Ausgang näher steht Bruder Bonizio und lauscht. Leo hat das Pergament auf einen Stein gelegt und schreibt, was Bonizio dem Franziskus nachspricht. So dringt die neue Regel aus dem Dunkel an das Licht des Tages. Alle drei warten, der eine auf Gott, der zweite auf Franziskus, der dritte auf Bonizio. Ab und zu nur ein Satz; stunden- und tagelang herrscht Stille. Nachts herrscht die Ruhe des Schlafes. Nachts legen wohltätige Leute aus den einsamen Tälern das Essen vorsichtig vor der Höhle nieder. So wird die Regel neu geschrieben, und wieder lautet wie in der alten Regel der göttliche Kehrreim der Armut: Auf ihrer Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot . . . Das ist der Kern, die Seele, das Rückgrat der Regel. Tage und Nächte gehen vorüber in Einsamkeit und Stille. Steinerne Einsamkeit, endlose Stille, die ewig und dunkel vom Dröhnen des Bergstromes durchbraust wird. Gewitterwolken und Blitze ziehen vorüber, die Welt rauscht im Regen, die Felsen heulen im Orkan. Dann wieder strahlt über allem die sengende Sonne. Geheimnisvoll rauscht der große Geist über die Seele des Franziskus.

Als sie nach Portiunkula zurückkehren, die Augen leuchtend von einem seltsamen Feuer, kommt Elias ihnen entgegengelaufen, um Franziskus die Füße zu waschen, und setzt ihm sofort einen Honigbrei vor. Elias ist stets wie eine Mutter für das leibliche Wohl des Franziskus besorgt. Wäre er nur ebenso um seine seelische Not besorgt! Franziskus beeilte sich, ihm die neue Regel zu geben. Er überrreichte ihm die kleinen Pergamentrollen mit der heiligen Ehrfurcht, mit der etwa der Engel Gabriel Maria die frohe Botschaft brachte.

„Gut, gut, ich werde sie einmal lesen und mit den Oberen darüber sprechen.“ Er schob das heilige Pergament achtlos zwischen seine Lendenschnur. „Das ist die Regel, wie Gott sie mir diktiert hat“, mahnte Franziskus. Elias zeigte nur sein langweiliges Lächeln. „Komm,“ sagte er, „nun schnell die Salbe an deine Augen, die köstliche Salbe, die ich selbst für dich zubereitet habe. Deine Augen sind wie frische Wunden.“ Die Augen waren für ihn wichtig, die Regel nicht. Franziskus wehrte ab. „Ich will“, sprach Elias, „im Namen des Heiligen Gehorsams, daß du die Augen mit dieser Salbe einreiben läßt.“ Er ließ es geschehen. „Guter Elias“, sagte Franziskus.

Die Tage gingen vorüber voll Sonne, die Nächte voll Mondschein oder Sternenglanz. Licht bei Tag und Licht bei Nacht. Franziskus lechzte nach Licht, dem Symbol Gottes. Aber seine kranken Augen konnten die Sonne nicht ertragen. Er hatte ständig die Kapuze tief über den Kopf gezogen und hielt dann noch die Hand vor die Augen. Erst wenn die Sonne untergegangen war, konnten seine blutenden Augen sehen, im Dämmerlicht des sterbenden Tages, im Licht des Mondes oder der Sterne. Er wanderte nachts durch den Wald, in dem die Stille glänzte. Er streichelte einen Baum, den ein Mondstrahl traf, und bückte sich über die weißen Blumen, die im Mondlicht zu schlafen schienen. „Bruder Mond“, flüsterte er voll Bewunderung. Er betrachtete seine vom Mond beschienenen Hände, kniete im Gras nieder und sagte: „Hab Dank, o Herr, für unseren Bruder, den Mond, der uns im Dunkeln leuchtet.“ Er hörte die Grillen, sah die Kaninchen durch den Wald huschen und einen Frosch, der in einem Wassertümpel quakte. Er fühlte das geheimnisvolle Wachsen der Dinge. Und wenn im Osten die Sonne mit himmlischer Farbenpracht wieder aufstieg, dann zog er die Kapuze über den Kopf und hob die Hand vor die

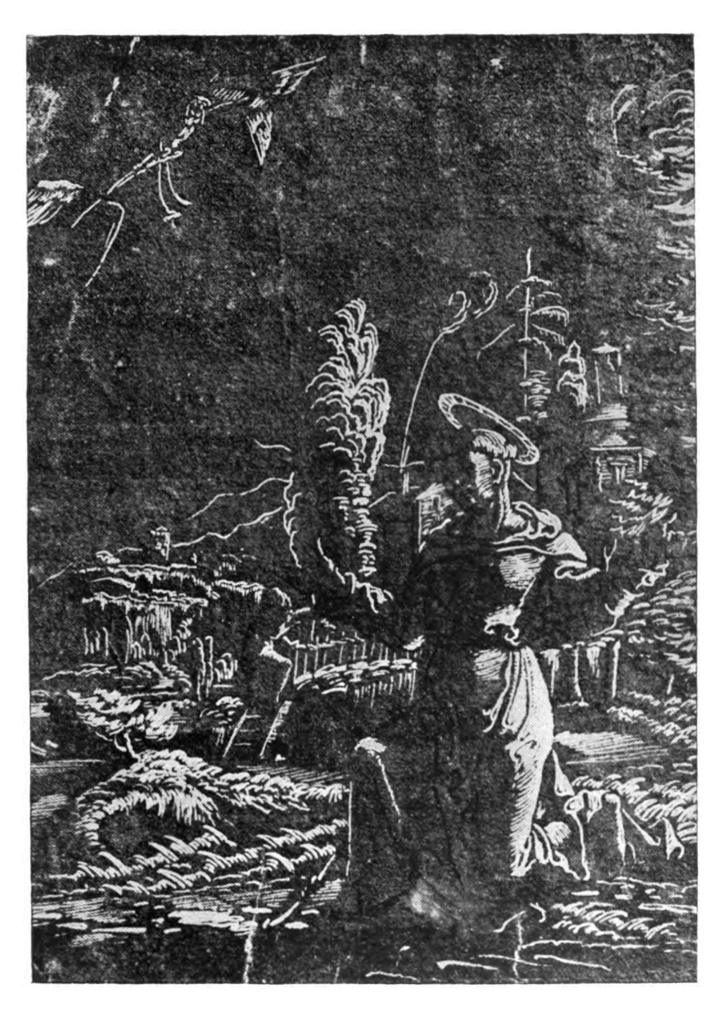
Augen. „Hab Dank, o Herr, für unsere Schwester, die Sonne, die ich nie mehr sehen werde, aber das macht nichts, denn Du hast sie nicht für mich allein gemacht."
Elias bringt ihm wieder etwas, frische, selbstgepflückte Beeren in einer hölzernen Schale. Elias tut alles für ihn. Franziskus wartet schon lange auf Nachricht über die Regel. Er hat gemeint, daß Elias begeistert zu ihm gelaufen käme, rufend: „Wir wollen Gott für diese Regel danken!" Elias sagte nichts. Elias brachte Essen, stärkende Kost, Obst, Salbe und Medizin für die Milz, für den Magen und die Leber. Franziskus wartete. Aber über die Regel fiel kein Wort. Plötzlich greift er Elias beim Arm: „Wie gefällt dir die Regel, Vater Elias?" „Die Oberen, mit denen ich darüber habe sprechen können, finden sie nicht gut; es ist immer dasselbe mit anderen Worten." „Nicht gut? Und sie stammt von Gott selbst! In der dunkeln Höhle hat Er sie mir diktiert! Elias, gib mir die Regel! Zeige mir einen einzigen Satz, der nicht von Gott stammt!" Elias blickte ihn mit seinem unheimlichen Lächeln an. „Was gibt es?" schrie Franziskus, immer lauter werdend. Elias liebte keinen Lärm. „Franziskus, bester Bruder, ich hätte es dir schon längst sagen sollen ... Ich wagte es nicht, um deine Gesundheit zu schonen ..." Er hatte nicht den Mut, Franziskus anzusehen. Die Beeren fielen aus der Schale. „Die Regel ist . . . verloren gegangen; durch irgendeine Achtlosigkeit verloren. Ich weiß nicht wie, weiß nicht ..." „Ah!" schrie Franziskus. Seine purpurblauen Lippen öffneten sich, aber er brachte kein Wort heraus. Elias blickte flüchtig auf und sah die großen blutigen Augen des Franziskus, schwärendes Fleisch. Er sah keine Anklage, keinen Vorwurf darin, nur endlosen Schmerz. Er ließ die Schale fallen. Da sank Franziskus vornüber. Bruder Leo konnte ihn gerade noch auffangen. „Essig, Essig!" rief Elias, „Bruder Franziskus fällt in Ohnmacht!" Weil es nicht

schnell genug ging, lief er selbst danach. Bruder Ginepro brachte den Essig, aber Elias ließ sich nicht mehr sehen.

Wieder sitzt Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio in der Höhle von Fontecolombo, um die Regel von neuem zu schreiben. Sie haben sich hierher geflüchtet, ohne daß jemand davon weiß. Franziskus bittet Gott nicht, ihm ein zweites Mal zu diktieren. Das wäre ehrfurchtslos. Es wird auch so gehen. Sie sind zu dritt, und was der eine nicht mehr weiß, das weiß der andere. Ein Lied, das so tief das Herz ergriffen hat, vergißt man nicht. Sie sitzen zu dritt beisammen, und Bruder Leo schreibt. Hie und da hapert es, eine Lücke. Dann sitzen sie stundenlang, in tiefes Nachdenken versunken, oder beten; Strich für Strich wird die verlorene Regel wieder zusammengesucht, wie man eine zerrissene Perlenschnur mühsam wieder aneinander reiht. Inzwischen wurde es Winter. Der Oktober brachte Regen, Nebel und bösen Wind. Der Bergstrom schwoll mächtig an, so daß der Felsen unter seiner Gewalt zu beben schien. Nachts heulte der Wind über die Bergkuppen und zersplitterte die Bäume. Eines Tages, als die ganze Welt in einem dichten Nebel zu ertrinken schien, saßen sie wieder am Eingang der Höhle bei der Arbeit. Plötzlich und unerwartet tauchten wie gespenstische Tiere aus dem Nebel eine ganze Reihe Brüder vor ihnen auf. Sie schüttelten die Kapuzen vom Kopf. Es waren die Oberen, Elias voran. Wie Wölfe standen sie da und sperrten den Eingang. Franziskus sprang auf: „Was wollt ihr hier?" Elias tat einen Schritt vorwärts und blickte gebietend auf ihn herab. „Endlich haben wir dich gefunden! Was wir vermuteten, ist richtig. Du schreibst die verlorene Regel neu, und ich sage dir, im Namen der Oberen und Tausenden von Mönchen, daß wir nicht nach dieser Regel leben wollen. Eine solche Regel kannst du für dich allein schreiben, nicht

für uns.“ Von Entrüstung geschüttelt und mit heftigen Gebärden schreit Franziskus ihm ins lächelnde Gesicht: „Diese Regel stammt von Gott; nichts darin ist von mir, alles von Ihm. Und Er will, daß sie buchstäblich nachgelebt wird, buchstäblich, ohne Deutelei, ohne Deutelei! Und wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt!“ Er zitterte am ganzen Körper und hob sich auf die Zehen. Seine blutigen, fürchterlichen Augen blickten einem nach dem anderen ins Gesicht. Wie das Gras unter der Sichel fällt, schlugen sie die Augen nieder unter der Feuerkraft dieses Blickes, der keinen Teufel fürchtete. Elias machte eine Bewegung, er wollte etwas sagen. Aber wie gestochen sprang Franziskus auf ihn zu, schwenkte die Arme und schrie von neuem: „Keine Deutelei, keine Deutelei! Wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt.“ Schritt für Schritt kam er drohend auf sie zu, und unter dem Zwang seines Willens, der aus seinen roten Augen glühte, wichen sie zurück. „Kommt“, sagte Elias zu den Brüdern, drehte sich um und ging. Die anderen folgten ihm, und plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie im Nebel. Wie der Wächter Gottes stand Franziskus da, grollend von einem inneren dunklen Feuer. „Der heilige Engel Michael“, flüsterte Leo.

Franziskus ging dann mit seiner Regel selbst nach Rom. Sie waren zu dritt: er, Leo und ein Lamm, das sie unterwegs gefunden hatten. Das Tierchen hatte sich verirrt, und Bruder Leo trug es wie ein Kind auf dem Arm. Franziskus trug es auch ab und zu, aber er wurde zu schnell müde. „Ach, Lämmlein, liebes Schwesterchen,“ sagte er und streichelte seine seidigen Locken, „ich werde dich irgendwo hinbringen, wo man dich liebhaben wird.“ Unterwegs erbettelten sie Milch für das Lamm, und in Rom brachten sie es zu Bruder Jakoba, die sich sehr darüber freute und ver-



Wolfgang Huber / Der heilige Franziskus
Zeichnung

sprach, aus seiner Wolle für Franziskus eine Kutte zu spinnen. Er aß wieder von ihren guten Mandelküchlein und las mit nassem Finger jedes Krümchen auf, so schmeckten sie ihm. Am nächsten Tage übernachtete er im Hause des Kardinals. Als die Zeit zum Abendessen kam, war die Tafel schön gedeckt, und verschiedene Adlige und hohe Persönlichkeiten waren erschienen, um Franziskus zu hören. Er war nicht zu finden, und so mußten sie ohne ihn zu Tisch gehen. Plötzlich kam er hereingehumpelt, einen nur wenig gefüllten Beutel auf dem Rücken. Er setzte sich auf seinen Platz neben dem Kardinal und leerte den Beutel auf seinen Teller: altes Brot, Krusten und vertrocknete Butterbrote. Er hatte schnell von Tür zu Tür etwas zusammengebettelt. Er machte ein Kreuz darüber und lief dann froh und munter um den Tisch. „Liebesbrot", sagte er und legte auf jeden Teller ein Stück. Er kehrte auf seinen Platz zurück und fing an zu essen, als ob es die herrlichsten Dinge wären. Die hohen Herren sahen einander an und wußten nicht recht, was sie tun sollten. Einige empfanden es als ein gewaltiges Glück, solches Brot zu bekommen, und aßen es mit großer Ehrfurcht; andere hoben es wie eine Reliquie auf, und die, die sich davor ekelten, hoben es ebenfalls auf, aber sie taten wenigstens so, als wäre es eine Reliquie. Während der Mahlzeit sprach Franziskus über die Engel, deren einzige Aufgabe es sei, Gott zu loben, und meinte, daß dies auch unser Ziel sein müsse. Nach dem Essen nahm Monseigneur ihn zur Seite. „Bruder," sagte er, „warum hast du mir diese Schande angetan?" „Ich habe Euch eine große Ehre angetan", antwortete Franziskus. „Ich habe das Brot der Engel auf Euren Tisch gebracht, denn erbetteltes Brot ist Engelsbrot."

Einige Tage später begann Franziskus mit Monseigneur die Regel durchzusehen. Es war ein großer Kampf zwischen

diesen beiden, der schwerste Kampf, den Franziskus in seinem Leben zu bestehen hatte. Sterben wäre im Vergleich dazu leicht zu nennen. Monseigneur ist ein kluger Mann. „Die Welt bleibt nicht, wie sie ist," sagt er, „alles ändert sich: Sitten, Gebräuche und Königreiche. Aber die Kirche bleibt über allem wie ein Licht in der Nacht, und deine Regel muß die Lampe sein, die die Kirche von innen erleuchtet. Aber dazu ist sie so nicht geeignet. Dann mußt du erst dich selbst vergessen, dich, diese Zeit, mich und alles. Sie muß für alle Zeiten gelten." „Gott hat sie mir so diktiert und will, daß ihr buchstäblich nachgelebt wird, ohne Deutelei. Das hat Gott selbst mir so gesagt." „Gerade weil Gott aus ihr spricht, sonst machte ich keinen Federstrich daran." Monseigneur legt die Feder weg. „Aber die Form ist nicht gut." „Das sind nur Worte, Monseigneur. Gott hat sie mir so diktiert." „Worte sind die Muscheln der Wahrheit. Wenn Gott zwei Menschen dasselbe eingibt, werden sie es doch anders niederschreiben, obwohl der Geist derselbe bleibt. Diese Form ist nicht richtig, nicht richtig für die Zukunft. Und darauf kommt es an. Deine Bruderschaft muß eine Stütze der Kirche bleiben. Das muß und das wird sie! Das kann nur durch eine feste, klare Regel geschehen. Es ist zum Beispiel verkehrt, in der Regel zu schreiben, daß die Brüder überall, wo sie das Allerheiligste Sakrament in einem verwahrlosten Tabernakel antreffen, die Priester ermahnen sollen. Das ist nicht richtig, weil es zwischen Geistlichen und Brüdern Zank und Streit hervorrufen muß. Wenn ein Bruder so etwas bemerkt, wird er von selbst darauf hinweisen, aber man soll es nicht in der Regel schreiben, damit kein Mißbrauch damit getrieben wird. Ist es nicht so?" Franziskus schwieg. Monseigneur strich den Satz über das Allerheiligste Sakrament durch. „Das Noviziat ist Pflicht, du weißt, warum." „Hat der Heiland seinen Jüngern ein Noviziat auferlegt?" „Die Kirche tauft jeden, der zu ihr

kommen will, selbst die größten Heiden. Eine Bruderschaft ist etwas anderes." Stille. Monseigneur ergriff die Feder und schrieb etwas über das Noviziat. So wurde jeder Punkt durchgesprochen und festgelegt. Aber der heftigste Kampf entstand um den Kehrreim des Evangeliums: Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot . . . Darüber wurde eine regelrechte Schlacht geschlagen zwischen ihm und Monseigneur. „Ein Minderbruder darf nichts bei sich haben als seine Harfe," sagte Franziskus, „das heißt seine Seele, mit der er ununterbrochen Gott lobt." „Ganz meine Meinung," rief Monseigneur heftig, „aber nicht jeder kann das. Ein Mensch ist nicht wie der andere." „Mögen sie sich dann einen anderen Orden auswählen", schrie Franziskus ebenso heftig, „und nicht unsere Bruderschaft beschmutzen!" „So ist es! Deshalb habe ich so sehr auf dem Noviziat bestanden, damit die neuen Brüder richtig geprüft werden können. Deine Bruderschaft muß auch jeden aufnehmen, der sich dazu gerufen fühlt." „Mögen sie ruhig kommen, dazu ist kein Noviziat erforderlich! Die schlechten werden von selbst wieder abfallen." So wurde tagelang hin und her gestritten. Franziskus wollte auf den Kehrreim nicht verzichten. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" rief er, „darauf ist die ganze Bruderschaft aufgebaut. Das ist die Seele, das Licht! Nehmt es hinweg, und die Bruderschaft hat keinen Sinn mehr." „Ich nehme es nicht hinweg, ich sage es nur anders. Ich sage es so, daß Bruder Antonius auf seinen Predigerfahrten die Bücher mitnehmen kann, in denen er die nötige Erleuchtung findet, um die Ketzer zu bekehren. Der Besitz an sich hat wenig zu sagen, wenn die Seele ihm nicht versklavt ist." „Wer in Üppigkeit lebt, richtet sein Leben danach ein." „Das Verlangen nach Üppigkeit kann auch in der Armut vorhanden sein. Ach, Bruder Franziskus, wenn wir nun schreiben: die Brüder dürfen kein persönliches Eigentum

besitzen, kein Haus, keine Zelle, kein einziges Ding, als Pilger auf dieser Welt dienen sie dem Herrn in Armut und Demut; wenn wir schreiben, daß sie mit Vertrauen und ohne Scham Almosen einsammeln dürfen, daß darin der Adel der höchsten Armut bestehe; daß die Brüder sich mit ärmlichen, geflickten Kleidern zufrieden geben sollen und kein Geld annehmen dürfen; wenn wir schreiben, daß sie überall, wo sie hinkommen, sprechen sollen: ‚Friede sei mit diesem Hause', daß sie stets freundlich und demütig sein sollen; wenn wir schreiben, daß die Brüder nicht nach Gelehrtheit streben und stets für ihre Feinde beten sollen, ist das nicht nach dem Evangelium? Ist darin nicht alles enthalten?" Die Hände Monseigneurs zitterten, er bebte am ganzen Körper. Franziskus sagte ruhig: „Gott hat mir die alte Regel diktiert." „Der Papst ist Gottes Stellvertreter." „Der Papst sei gesegnet!" „Dann höre auch auf ihn." „Der Papst kann uns das Evangelium nicht verweigern." Monseigneur war ratlos und enttäuscht. „Ich höre jetzt auf", rief er. „Das dauert nun schon Jahre. Einmal muß Schluß sein! Mach, was du willst, leb nach dem Evangelium. Das behaupten auch die Ketzer, sie führen stets das Evangelium im Munde. Bevor ein Jahr vorüber ist, wird deine Bruderschaft ein Nest von Ketzereien sein!" „Wir wollen beten," sagte Franziskus, „daß es nicht so sein möge." „Entweder du glaubst an die göttliche Weisheit der Kirche oder nicht. Im ersten Fall mußt du auch auf sie hören, im zweiten Fall bist du hier nicht am Platze. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich! Dann haben wir einander nichts mehr zu sagen." Da weinte Franziskus schluchzend und fragte wie ein Kind: „Warum kann die Kirche die Regel nicht annehmen, wie Gott sie mir diktiert hat?" „Weil die Kirche in ihrer Weisheit die Person von dem Gesetz zu unterscheiden hat." Monseigneur nahm Franziskus bei der Hand: „Bruder, es ist genau dasselbe, nur ein wenig einfacher und sachlicher ausgedrückt.

Bruder, willst du wegen einer persönlichen Auffassung über die Form deinen Orden zugrunde gehen lassen? Denk an die Tausende von Brüdern, wie uneinig sie auch sind! Alle sind doch mit gutem Willen gekommen, nicht wahr? Bring sie wieder zusammen! Denke an die Brüder, die noch hinzukommen, wenn wir schon lange tot sein werden, denk an die kommenden Jahrhunderte, sei du das Zeichen der Versöhnung." Monseigneur hielt noch immer seine Hand fest. Franziskus machte sich frei und kniete nieder. Unbeweglich wie ein Bildwerk saß er da, die schwärenden Augen geschlossen. Er lauschte nach innen, auf die Stimme Gottes in seinem Herzen. Monseigneur wartete auf seine Antwort, die blaßblauen Augen starr auf ihn gerichtet. Es dauerte lange. Mit zitternden Händen wartete er. Welche Qual für Franziskus! Seine Regel zersplittert, die ihm und seinen Brüdern das Buch ihres Lebens, die Hoffnung der Seligkeit, das Mark des Evangeliums, der Weg des Kreuzes, der Zustand der Vollkommenheit, der Schlüssel zum Paradies und der Vorgeschmack des ewigen Lebens war. Für diese schöne Regel hatte er gelebt und gelitten, von ihr hatten sich die anderen angezogen gefühlt wie die Falter vom Licht. Aus dieser schönen Regel war nun ein Mischmasch geworden. Ihn schauderte. „Für den Frieden unter den Brüdern," flehte Monseigneur, „für den Frieden!" Franziskus öffnete die Augen, und die Hände emporgereckt, rief er: „O Herr, vergib mir meine Schwäche, ich tue es nur um meiner Brüder willen ..." Monseigneur ging ans Pult und machte einen dicken, schwarzen Strich durch den Kehrreim des Evangeliums: „... Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen ..." Er griff einmal durch seine langen weißen Haare, und ein Schauer lief über sein blasses Gesicht.

Aus dem neuen Buche „Franziskus".

EGON CAESAR CONTE CORTI / EINE RAFFINIERTE SPEKULATION

Am 11. März des Jahres 1837 herrschte in der Stadt Bordeaux große Aufregung. Für diesen Tag war ein sensationeller Prozeß angesetzt. Die wohlhabenden Zwillingsbrüder, Louis und François Blanc, die sich seit einiger Zeit als Bankiers betätigten, waren beschuldigt, sich in ihren Spekulationen durch Betrug und Bestechung unerlaubte Vorteile verschafft zu haben. Man war in der ganzen Stadt um so begieriger, durch den Prozeß Näheres darüber zu hören, als man sich überall erzählte, daß die Art und Weise, wie jene Brüder ihr Geld erworben hätten, besonders schlau und listig gewesen sei.

Die beiden Männer, die da im Mittelpunkt des Interesses standen, stammten aus einfachsten Verhältnissen; sie waren am 12. Dezember 1806 als nachgeborene Söhne des kleinen, unbemittelten Steuereinnehmers Claude Blanc und seiner Witwe Marie-Thérèse Janin in Courthezon nördlich von Avignon in Südfrankreich zur Welt gekommen. Freunde des Vaters, ein Strumpfwirker und ein Schuhmacher, waren die Taufpaten der Zwillinge. Sie waren einander lächerlich ähnlich, in der äußeren Gestalt wie in Charakter und Wesen. Ihre Mutter tat alles, um trotz ihren beschränkten Mitteln den aufgeweckten und tatendurstigen Knaben eine möglichst gute Erziehung angedeihen zu lassen. Dann freilich mußte sie die Söhne ihrer eigenen Kraft überlassen und gab ihnen so viel Geld, wie sie konnte, mit auf den Weg, mit dem Wunsche, sie möchten sich, so gut es ginge, durch das Leben schlagen. Die Brüder brannten vor Verlangen, sich eine Stellung in der Welt zu erringen. Abenteuerlustig und unternehmend vagabundierten sie in Frankreich von Stadt zu Stadt und versuchten mit allen Mitteln ihre Lage zu bessern. Sie befaßten sich in Avignon, in Lyon und in Paris

mit den verschiedensten Dingen. Am meisten sagte ihnen aber das Börsen- und Bankgeschäft zu, und sie suchten mit Vorliebe bei großen Kreditunternehmungen Beschäftigung.
Daneben besaßen sie einen ausgesprochenen Spieltrieb, der sie nicht nur an der Börse mit kleinsten Beträgen, sondern auch in Klubs und privaten Gesellschaften Karten, und zwar besonders Ekarté und Bakkarat spielen ließ. Sie hatten dabei häufig Glück, und es gelang ihnen mit der Zeit, das von der Mutter mitbekommene Kapital nicht nur zu erhalten, sondern auch in bescheidenem Maße zu mehren. Damit gelangten sie schließlich nach Bordeaux, wo sie sich selbständig machten und ein kleines Bankgeschäft betrieben, das sie durch Spekulationen, insbesondere Ausnützung der Hausse und Baisse der französischen Rente, nährten.
Damals, um das Jahr 1834, diente dem staatlichen Nachrichtendienst ausschließlich der sogenannte Télégraphe aérien; es war das ein Signalsystem, bei dem an mehreren Zwischenpunkten Beobachter und Fernrohre aufgestellt waren, welche die Signale aufnahmen und weitergaben. Seit 1823 war dieser von den Brüdern Chappe erfundene Apparat zwischen Paris und Bordeaux eingerichtet. Einer der Beamten dieser optischen Telegraphenlinie war zufällig ein Bekannter der Blanc, erzählte ihnen von der praktischen Einrichtung, die die Übermittlung von Nachrichten gegen früher so sehr beschleunige, mußte aber auf die Frage, ob man sich dessen auch privatim bedienen könne, antworten, daß sich der Staat die ausschließliche Verwendung vorbehalten habe. In der Erkenntnis der Bedeutung der Sache dachten die Blanc daran, an anderer Stelle für sich eine solche Linie einzurichten. Da sie Geschäfte halber oft in Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich reisten, planten sie zunächst eine solche optische Telegraphenlinie zwischen Brüssel und Antwerpen. Als daraus nichts wurde, kehrten sie

nach Bordeaux zurück; doch nach wie vor von der Bedeutung der Ferntelegraphie erfüllt, beschlossen sie, sie in den Dienst ihrer Börseninteressen zu stellen.
Aufmerksam hatten sie bisher beobachtet, welcher Mittel sich ihre Bankiersgenossen bedienten, um die Kursbewegungen der wichtigsten Papiere vor ihren Konkurrenten zu erfahren und dann mit sicherem Gewinn spielen zu können. Sonderkuriere, Taubenposten mußten dazu dienen, und eines der beliebtesten Mittel in dem mit Windmühlen übersäten Frankreich damaliger Zeit war die Weitergabe durch Zeichen von Mühle zu Mühle: war das Fenster einer solchen geöffnet, so hieß das Hausse, und das Zeichen wurde von den nächststehenden Mühlen aufgefangen und weitergegeben; blieb das Fenster geschlossen, so hieß das Baisse, und die Nachricht wanderte auf dem gleichen Wege von Mühle zu Mühle aus der Hauptstadt in die Provinz. Aber diese Mittel versagten oft, und nur allzuhäufig kam es vor, daß ein Müller das Fenster zu öffnen oder zu schließen vergaß. Die Folge waren falsche Nachrichten und Verluste an der Börse. Welch ungeheuren Vorteil mußte es haben, so sagten sich die Brüder Blanc, wenn man die optischen Schnelltelegraphen für den finanziellen Nachrichtendienst nutzbar machen konnte. Da aber Private sich der staatlichen Linien nicht bedienen durften, kamen die Blanc auf die Idee, neben ihrem Bekannten in Bordeaux auch einen Telegraphenbeamten in Paris dazu zu bestimmen, ihnen gegen entsprechende Entlohnung nur einen Buchstaben in ein Staatstelegramm einzuschmuggeln, der sie über den jeweiligen Stand der französischen Rente so schnell unterrichten sollte, daß sie allen anderen Bankiers in Bordeaux zuvorkamen. Es gelang diesen Beamten zu gewinnen, und eines schönen Tages im Jahre 1834 übermittelte jener Pariser Telegraphist auf Bitte eines Agenten der Blanc in einem Staatstelegramm ein H nach Bordeaux, das die Hausse



Im Spielsaal von Homburg

Nach einem Gemälde

der Rente anzeigen sollte. Um den Buchstaben zu kennzeichnen und sich überdies gegen Entdeckung zu sichern, gab er hinter dem H auch noch ein Irrungszeichen. Als aber nun der gleichfalls für die Blanc gewonnene Aufnahmebeamte in Bordeaux das ihm besonders signalisierte Staatstelegramm durchmusterte, war zu seiner und der Blanc großer Enttäuschung kein einzelner vielsagender Buchstabe und kein Irrungszeichen darin vorhanden. In Tours saß nämlich ein Beamter, der nicht ins Vertrauen gezogen war und dessen Auftrag dahin lautete, die Telegrammtexte vor der Weitergabe auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Dieser hatte das H mit dem Irrungszeichen gestrichen. Der Telegraphist in Paris weigerte sich, in weiterer Folge solche Zeichen zu geben. Man mußte also einen Beamten in Tours gewinnen. Auch dies gelang, und die Blanc fanden nun einen interessanten Weg, den Helfer in Tours tagtäglich über die Bewegungen der Rente durch ein kleines unauffälliges Paketchen zu unterrichten, das mit dem am Morgen abgehenden Eilwagen von Paris nach Tours gelangte. Wenn z. B. die dreiprozentige französische Rente eine Hausse von mindestens 25 Centimes aufwies, so sandte der Beauftragte der Blanc in Paris, ein gewisser Gosmand, ein Päckchen mit Handschuhen an den Telegraphenbeamten in Tours namens Guibout, der auf der Adresse wohlweislich als Fabrikant von Handschuhen und Strümpfen bezeichnet war. Gab es aber eine Baisse von mindestens dem gleichen Betrage, so sandte Gosmand Strümpfe oder Krawatten. Auf der Adresse dieses Paketchens war ein Buchstabe oder eine Ziffer geschrieben, die Guibout dann sofort mit Irrungszeichen einem Staatstelegramm nach Bordeaux anfügte.

So gelang es tatsächlich, einen schnell wirkenden Nachrichtendienst einzurichten, der fast volle zwei Jahre vorzüglich funktionierte und den Brüdern Blanc gestattete, in

sicherer Kenntnis der tatsächlichen Bewegung der Rente in Paris an der Börse von Bordeaux gegenüber den minder gut unterrichteten Börsenspielern Vorteile einzuheimsen. Vom 22. August 1834 bis zum 25. August 1836 wurden so 121 Paketchen abgesandt, die ebenso viele, goldbringende Nachrichten bedeuteten. Im August 1835 verbesserte François Blanc die Übermittlung noch dadurch, daß er seinen Agenten anwies, bei einer Baisse von 25 bis 45 Centimes farbige Handschuhe, bei einer solchen von 50 Centimes oder mehr weiße Handschuhe zu senden, was dann durch den Buchstaben c (couleur) oder b (blanc) von Tours weitertelegraphiert wurde.

Da merkte Blanc im Juli 1836 plötzlich, daß noch jemand in Bordeaux die Nachrichten über den Stand der Rente in Paris ebensoschnell bekam wie er und er seine Operationen daher nicht mehr so monopolartig und sicher betreiben konnte wie bisher. Zuerst dachte er an eine Taubenpost Paris–Bordeaux. Als er sich aber durch Entsendung eines Vertrauensmannes vergewissert hatte, daß eine solche nicht bestehe, schöpfte er Verdacht gegen seine Mithelfer, die Telegraphisten, und insbesondere jenen von Tours, Guibout, von dem er vermutete, daß er diese Zeichen auch einem anderen Bankier in Bordeaux gegen Bezahlung zukommen lasse. „Ich habe erfahren," schrieb Louis Blanc an Guibout, „daß jemand in Bordeaux den Rentenkurs ebensoschnell bekommt wie ich; wenn die betreffende Person noch ferner mit Depeschen versorgt wird, werde ich Ihnen nicht mehr als 150 Franken den Monat und 25 für das Signal anstatt 350 Franken geben. Wenn ich aber allein bleibe, sollen Sie weiter die gleichen Bezüge erhalten." Guibout erwiderte den Blanc, es sei ganz ausgeschlossen, daß es in Tours jemand gebe, der das gleiche Geschäft betreibe wie er, sie müßten sich irren, oder aber der Betreffende erhalte die Nachrichten auf andere Weise.

Wie dem immer war, diese durch zwei Jahre fortgeführten Spekulationen auf sicherster Basis hatte den beiden Brüdern, trotz eines Fehlschlages, als gelegentlich der Übernahme des Ministeriums durch Thiers am 22. März 1836 einer ihrer Konkurrenten die Nachricht irgendwie früher erfuhr, einige 100000 Franken eingetragen, die dann zur Grundlage aller ihrer späteren Unternehmungen wurden. Der Krug aber geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Die geheimen Vorgänge waren den Behörden dadurch zur Kenntnis gelangt, daß einer der beteiligten Telegraphenbeamten auf seinem Sterbelager, von Gewissensbissen gequält, seine Verfehlung gestand und auch die Namen der Helfer Guibout und des bei der Bestechung beteiligten Commis voyageur der Blanc nannte. Daraufhin wurden die Gebrüder Blanc, Guibout und der Kommis, die einen wegen Bestechung von Amtspersonen, die anderen wegen Mißbrauches der Amtsgewalt angeklagt. Es kam zu damaliger Zeit noch äußerst selten vor, daß vermögende Bankiers sich vor Gericht zu verantworten hatten, und deshalb war der Gerichtssaal gedrängt voll, und alle Welt erwartete gespannt, welche Geheimnisse der großen Finanzwelt enthüllt werden würden.
Als erster wurde der Telegraphenbeamte Guibout befragt, der erklärte, für seine Tätigkeit in den zwei fraglichen Jahren nur sechs- bis siebentausend Franken bekommen zu haben. Seine Verfehlung sei eigentlich keine, denn obwohl allerdings nur Depeschen der Regierung zur Übermittlung zulässig gewesen wären, so sei es zwar nicht ausdrücklich erlaubt, jedoch auch nicht verboten gewesen, Signale mit Irrungszeichen in sie einzuschmuggeln.
Der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Brüder Blanc, in denen er die Hauptschuldigen sah.
„Verlieh Ihnen", fragte er die beiden, „dieses Vorwissen der Rentenkurse an der Börse von Paris nicht einen ungeheuren Vorteil vor allen anderen Spekulanten?"



„Das hängt davon ab, Herr Präsident", erwiderte Louis, der den Sprecher abgab. „Manchmal ja, manchmal nein."
„Haben Sie niemals an die vertrauensvollen Spekulanten gedacht, die Sie mittels der Informationen ausplünderten, die Sie sich durch Betrug und Verbrechen zu verschaffen wußten?"
„Nein, Herr Präsident, niemand wurde ausgeplündert. Wir bekämpften unsere Gegner nur mit gesetzlichen Waffen. Niemals habe ich eine verbrecherische Handlung begehen wollen und habe nicht geahnt, daß man mich gesetzlich belangen könnte. Das geht schon daraus hervor, daß ich nicht geflüchtet bin, als ich die Verhaftung Guibouts in den Zeitungen las. Alle großen Spekulanten tun auf die eine oder andere Weise das gleiche. Gibt es nicht zwischen Paris und London eine Taubenpost, die den Weg in vier Stunden zurücklegt? Und ebenso zwischen Paris und Brüssel, Amsterdam und Frankfurt, wie übrigens allen Hauptplätzen Europas? Hat man nicht zwischen Brüssel und Antwerpen eine Telegraphenlinie eingerichtet? Ich selbst, meine Herren, sollte eine solche als Konkurrenz für die schon bestehende errichten. Jeder Spekulant hat seinen mehr oder weniger prompten Nachrichtendienst, der mehr oder weniger geheim und sicher ist. Sonderkuriere, Tauben und Telegraphen, alles wird benützt, und um Ihnen ein Beispiel zu nennen, Herr von Rothschild, der ein Grande Österreichs ist, ein großer Bankier und Spekulant, hat er nicht außerordentliche Kuriere, Tauben, Telegraphen, geheime Verbindungen mit den Ministerien, Korrespondenten und Agenten in aller Welt? Und Sie wissen, meine Herren, daß Herr von Rothschild allgemein geachtet bei Hofe empfangen wird und überall gern gesehen ist."
„Sie aber erhielten Ihre Nachrichten heimlich und durch Betrug."
„Ja, aber die anderen Spekulanten bekamen sie doch auch.

mehr oder weniger heimlich, und sie veröffentlichten ihre Depeschen ebensowenig, wie ich die meinen aus Paris jemand zu lesen gab."

Daraufhin wurden mehrere Bankiers über ihre Geschäfte mit den Blanc befragt, wobei einige erklärten, verloren zu haben, andere aber behaupteten, im Kampfe mit den Blanc gewonnen zu haben. Der Präsident konnte sich nicht erklären, wie es möglich war, daß die Brüder Blanc auch Verluste erlitten, wenn sie so sicher informiert waren.

„Ja," warf da François Blanc ein, „wahrscheinlich, und ich glaube sogar sicher, weil ich da mit Spekulanten zu tun hatte, die noch besser informiert waren als ich."

Aus dem Buche „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo".

PRINZ PAO YÜ

NACHDEM Lenzanfang, die kaiserliche Gemahlin, von ihrem Besuch im Park der Augenweide an den Hof zurückgekehrt war, äußerte sie den Wunsch, daß ein Gedenkstein im Park gesetzt werden solle mit einer Inschrift, die für alle Zeiten das glückliche Ereignis ihres Besuchs in der Erinnerung festhalten solle. Herr Kia Tschong beeilte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen, und übertrug das Werk den tüchtigsten Steinmetzen und Inschriftkünstlern, die er auftreiben konnte.

Die kaiserliche Gemahlin bedachte weiter, daß ihr Vater den Park der Augenweide, der eigens für ihren Besuch geschaffen war, nun, nachdem der Besuch vorüber war, aus pflichtschuldigem Respekt wieder abschließen und das Tor versiegeln würde, und sie sagte sich, daß es doch eigentlich schade wäre, wenn diese schöne Stätte fortan verlassen und unbenutzt daliegen würde. Warum sollte er nicht ihren Schwestern und Basen zugänglich gemacht werden, die so

trefflich Verse zu reimen und Stanzen zu setzen wußten? Waren sie nicht würdig, Gemüt und Geist an den Schönheiten des Parkes zu erfreuen? Und sollte nicht auch ihr Bruder Pao Yü an dieser Vergünstigung teilhaben, der nun einmal von Kind auf an den Umgang mit Mädchen gewöhnt war und sich schrecklich einsam und verlassen vorkommen würde, wenn er nun auf einmal den gewohnten Umgang entbehren müßte?

Von solcherlei Erwägungen bewegt, sandte die kaiserliche Gemahlin den Obereunuchen Hsia mit entsprechenden Befehlen zum Yung kwo Palais. Herr Tschong und Gattin säumten nicht, sofort Leute in den Park zu schicken und die verschiedenen Räumlichkeiten, die als Aufenthaltsstätte für Pao Yü und die jungen Mädchen in Betracht kamen, säubern und wohnlich herrichten zu lassen.

Pao Yü war über die bevorstehende Veränderung ganz besonders erfreut. Gerade weilte er bei seiner Großmutter und besprach mit ihr dieses und jenes wegen des Umzugs, als ein Diener eintrat und ihn zu seinem Vater rief. Pao Yü erblaßte. Seine frohe Laune war augenblicklich weggefegt. Krampfhaft und Schutz suchend drückte er die großmütterliche Rechte, als ob sie ein Stück Zucker wäre, das zum Bestreuen einer süßen Speise zerdrückt werden solle. Um keinen Preis wollte er hingehen, denn er glaubte, es handle sich wieder um eine der gefürchteten väterlichen Zurechtweisungen. Die Fürstin Ahne redete ihm gut zu, daß er nichts zu befürchten habe und daß ihm sein Vater vermutlich nur einige gute Lehren für sein Verhalten in der künftigen Wohnstätte mit auf den Weg geben wolle. Von zwei würdigen Matronen geleitet, die als Leibwache über seine Person zu wachen hatten, trat Pao Yü doch den gefürchteten Gang an, aber er tat es so schleppend und zögernd, daß er mit jedem Schritt kaum drei Zoll zurücklegte. Endlich betrat er zaghaft den elterlichen Wohn-

pavillon. Wie lästig diese halb neugierigen, halb spöttischen Blicke, die ihn beim Durchschreiten des Dienerspaliers vor dem Eingang trafen! Eine Zofe, namens Goldspange, erfrechte sich sogar, ihn beim Vorübergehen am Ärmel zu zupfen und ihm zuzuraunen: „Nun, wie wärs? Hättet Ihr nicht Lust, von meiner Lippenschminke zu lecken? Sie ist ganz frisch und parfümiert."

Worauf eine ältere Zofe, namens Buntwolke, ihr einen Schubs gab und tadelnd hinzufügte: „Ungezogenes Ding! Du siehst doch, daß ihm in diesem Augenblick nicht nach solchen Scherzen zumute ist! Verschwinde!"

Drinnen fand Pao Yü Vater und Mutter auf dem Diwan einander gegenüber sitzen und in Unterhaltung begriffen. Zu ihren Füßen saßen auf niedrigen Schemeln die drei Lenzmädchen und der jüngere Bruder Kia Huan, der Sohn einer Nebenfrau seines Vaters. Die jüngeren Geschwister, Lenzgeschmack, Lenzweh und Kia Huan, erhoben sich bei Pao Yü's Eintritt. Herr Tschong ließ sein Auge eine Weile prüfend auf dem Ankömmling ruhen, dann schweifte sein Blick zu dem anderen Sohn hinüber, und er verglich. Wie vorteilhaft stach Pao Yü's einnehmendes, kultiviertes Äußere von der plumpen, groben Erscheinung des Bastards ab! Herr Tschong bedachte weiter, daß sich sein Haar schon silbern zu färben begann und daß er schwerlich einen anderen, einen besseren Sprößling als Pao Yü zu erhoffen habe. Die Abneigung, die er gewöhnlich gegen Pao Yü empfand, verflüchtigte sich im Verfolg dieser stummen Betrachtung zu acht bis neun Zehnteln, und es klang milder denn sonst, als er jetzt sprach: „Die kaiserliche Hoheit hat geruht zu befehlen, daß du deine Studien künftig in Gesellschaft deiner Schwestern und Basen im Park der Augenweide fortsetzen sollst. Aber sie wünscht, daß du dich zusammennimmst und nicht herumbummelst, sondern fleißig lernst. Also, richte dich danach und sei auf deiner Hut!"

Pao Yü brachte einige hastige schi! ja! hervor, es folgte ein kurzes Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn, das seine Gesundheit betraf, und dann scheuchte ihn ein barsches „Was steht denn das Produkt, dieser Kummer meines Lebens, immer noch hier herum?“ wieder zur Tür hinaus. Mit vergnügter Miene und behenden Schrittes durchlief er diesmal das Dienerspalier im Vorraum und steckte im Vorübergehen vor Zofe Goldspange übermütig die Zunge heraus.

Herr Tschong setzte den Zweiundzwanzigsten des Monats als geeigneten Tag des Umzuges fest. Inzwischen wurden die einzelnen als Behausung bestimmten Örtlichkeiten in wohnlichen Stand gesetzt. Pao Yü und Blaujuwel wußten es einzurichten, daß sie ihr Quartier ganz in der Nähe angewiesen bekamen. Jedes wohnte für sich, und jedes bekam außer den bisherigen Zofen noch zwei ältere Anstandsdamen zur Aufsicht und vier Mägde für die gröberen Arbeiten in sein Heim mit.

Am Zweiundzwanzigsten zog also Leben und Jugend in den bisher verödeten Park ein, und die bunten Blumenbeete und die vom Zephir umkosten Weidenblätter brauchten nicht mehr zu trauern und über Einsamkeit zu klagen. Pao Yü war durch die Ortsveränderung auch in seinem Wesen wie umgewandelt. Sein Trübsinn war verflogen und hatte Frohsinn und Heiterkeit Platz gemacht. Von nun ab verbrachte er die Tage damit, in Gesellschaft der Mädchen zu lesen und zu schreiben, auf der Laute zu klimpern oder Schach zu spielen, zu malen oder Verse zu rezitieren, während die Mädchen fleißig an ihren Phönixmustern stickten, Blumen pflückten und Pflanzen bestimmten, sich mit Fingerknobeln und anderen Gesellschaftsspielen vergnügten und mit sanfter Stimme Lieder sangen. Er war vollkommen glücklich und wie nie zuvor zum Dichten aufgelegt.

Viele seiner Verse und Stanzen, die, wenn auch nicht von übermäßigem Talent, so doch von Empfindung und guter Naturbeobachtung zeugten, wie beispielsweise die Gesänge von den vier Jahreszeiten, fanden den Weg in die Öffentlichkeit. Denn es fehlte nicht an gunstbeflissenen Schmeichlern und Schmarotzern, die sich bemüßigt fühlten, auf Gassen und Märkten den Ruhm des vornehmen vierzehnjährigen Dichterjünglings im Yung kwo Palais zu künden und mit Abschriften von seinen Poesieen zu prunken. Es wurde in Kreisen der jungen Lebewelt Mode, Fächer und Zimmerwände mit den neuesten Schmachtergüssen aus dem Pinsel des berühmten Pao Yü zu zieren; es gehörte zum guten Ton, in Gesellschaften seine letzten Verse und Stanzen zu rezitieren; man drängte sich danach, ein paar eigenhändig von ihm geschriebene Schriftzeichen, seien es Verse oder Sinnsprüche oder auch nur kurze Mottos, zu ergattern. Pao Yü fühlte sich gewaltig und hatte alle Hände voll zu tun, um die vielen von außen an ihn herantretenden Ansprüche zu befriedigen.

Wer hätte gedacht, daß sich trotz allem schon so bald wieder seine alte Unrast regen würde? Eines Tages begannen ihn die Herrlichkeiten des Parkes, die anfangs sein Entzücken gewesen waren, zu langweilen. Er hatte an diesem zu mäkeln und an jenem auszusetzen und fühlte sich verdrossen und unbefriedigt. Auch die Gesellschaft seiner Gefährtinnen genügte ihm nicht; ihr lautes heiteres Tollen, ihre naive oberflächliche Jungmädchenart ließen ihn gleichgültig. Er verlangte nach neuer Ablenkung, nach stärkeren Eindrücken. Der Tor!

Auch Ming Yen, sein Leibdiener, hatte lange vergeblich versucht, mit diesen und jenen Anregungen und Zerstreuungen seine Unlust zu bannen. Bis er endlich mit einem neuen Einfall Erfolg hatte: er brachte seinem Herrn eines Tages von einem Gang durch die Buchhändlergasse einen

ganzen Stapel unbekannter leichter Lektüre mit, lauter Novellen und Romane aus alter und neuer Zeit, schlüpfrige Liebesgeschichten und abenteuerliche Erzählungen von berühmten Kurtisanen und ähnliches.

Pao Yü hatte derartige Lektüre noch nie vorher zu Gesicht bekommen. Als er jetzt einen Blick hineintat, war er wie berauscht und glücklich wie über einen kostbaren Fund. Und daß er, wie ihm Ming Yen einschärfte, diese Bücher nur heimlich lesen dürfe, erhöhte ihren Reiz erst recht. Er versteckte sie, so gut es ging, im Bett und an anderen sicheren Stellen und verbrachte von nun an seine Zeit, sooft er allein und ungestört war, mit eifrigem Schmökern.

Eines Tages, um die Mitte des dritten Monats, schlenderte er nach dem Frühstück, das Hsi hsiang ki, die ‚Historie vom westlichen Pavillon' in der Hand, zur Brücke, die über das ‚Wehr der Düfte' führte, und ließ sich auf einem Felsblock am Weiherrand unter blühenden Pfirsichbäumen zum Lesen nieder.

Wie er nun so saß und bei seiner Lektüre gerade an die Stelle kam, wo von dem ‚fallenden Rot, zu Haufen geschichtet' die Rede ist, fuhr zufällig ein jäher Windstoß in die Zweige und ließ über ihn und sein Buch einen dichten Blütenregen herabrieseln. Er war über und über von rötlichen Blättern bedeckt und mußte sich abschütteln, um sich von der zarten Last zu befreien. So zart und lieblich dünkten ihn diese Blätter, daß es ihm leid getan hätte, sie mit Füßen zu treten. Er raffte also die rosige Schicht rings um seinen Platz mit beiden Händen zusammen und trug sie zum nahen Ufer, um sie auf die Wasserfläche zu schütten. Und jedesmal, wenn er so zwei Handvoll ausgeschüttet hatte, verweilte er noch eine Zeitlang am Ufer und schaute den Blütenblättern sinnend nach, wie sie auf den Wellen dahintänzelten und mit der Strömung sacht dem Wehr zutrieben.

Als er sich gerade wieder bückte, um einen neuen Haufen Blätter zusammenzuraffen, hörte er hinter sich eine Mädchenstimme fragen: „Was machst du hier?"
Er wandte den Rücken. Da sah er Blaujuwel vor sich stehen. Sie trug über der Schulter ein Grabscheit, an dessen Schaft ein Blumenbeutel aus leichter Gaze hing, in der Linken hielt sie einen Besen.
„Gut, daß du kommst! Du kannst mir helfen, diese Blütenblätter zusammenzufegen und ins Wasser zu werfen. Ich habe schon eine ganze Masse hineingeworfen", sagte er.
„Das solltest du nicht tun! Hier ist das Wasser zwar leidlich rein, aber später, wenn die Blüten weitertreiben und mit dem Wasserlauf in fremde Grundstücke gelangen, kommen sie mit allem möglichen Schmutz und Unrat in Berührung. Es ist doch schade um die zarten, reinen Blätter, wenn sie besudelt werden. Nein, wir wollen sie lieber in das Blütengrab schaffen, das ich ihnen dort hinter jenem Hügel gegraben habe. Ich werde sie zusammenfegen. Du stopfst sie in den Beutel, und dann wollen wir sie gemeinsam zu Grabe tragen. Im Laufe der Zeit werden sie sich dann in gute Gartenerde verwandeln. Ist das nicht hübscher und sauberer, als sie ins Wasser zu werfen?"

Aus dem Roman „Der Traum der Roten Kammer".

MAHATMA GANDHI ÜBER DAS HEIMATLAND

Nur wenige Dinge in Mahatma Gandhis religiöser Erlebniswelt haben durch ihr für mich ganz unerwartetes Auftauchen und ihre Eigenart einen so starken Eindruck auf mich gemacht wie die Tatsache, daß er das ‚Swadeshi' mit großem Nachdruck zur religiösen Pflicht erhob. ‚Swadeshi' ist ein zusammengesetztes Wort und bedeutet ‚Hei-

matland'. Für Mahatma Gandhis Gefühl ist es mit dem Hinduismus so eng verknüpft, daß ich es hier als Teil seines Glaubensbekenntnisses anführen muß, wenn auch viele ernsthafte strenggläubige Leute es wohl nicht als einen unabtrennbaren Bestandteil des Hinduismus anerkennen werden. Am besten sollte man es vielleicht als eine ganz persönliche Neigung Gandhis bezeichnen, als seine durchaus eigene Art, eine gewisse Seite seines hinduistischen Glaubens auszudrücken.

Für Mahatma Gandhi bedeutet Swadeshi den Grundsatz, daß jeder Mensch seine Umwelt jedem anderen Bezirk vorzuziehen hat; daß wir alle unserem Heimatlande vor allen Ländern die Treue zu halten haben. Es bedeutet ferner für ihn, daß ihm der Übergang von einer Religion zu einer anderen fast unbegreiflich erscheint. Swadeshi ist für ihn ein Grundsatz, aus dem sich sein Verhältnis zum Christentum und zu anderen Religionen folgerichtig ergibt. Vaterlandsliebe muß sich nach seiner Anschauung ebensosehr auf religiösem wie auf politischem Gebiet äußern.

Die Swadeshi-Lehre, der er mit solchem Nachdruck den Rang eines religiösen Glaubenspunktes gibt, läuft deutlich darauf hinaus, daß der Mensch in der ihm durch Geburt zugewiesenen gesellschaftlichen Stellung zu bleiben hat. Sie zwingt ihn, ,in jenen Lebensumständen zu verharren, in die er nach dem Ratschluß Gottes gestellt ist' – um den Katechismus der Church of England mit seinem feudalistischen Hintergrund zu zitieren. Nach Gandhis Auffassung ist damit bis zu einem gewissen Grade begründet, weshalb die Kastenordnung, die er Varnashrama Dharma nennt, als vernünftiger Gesellschaftsaufbau gerechtfertigt sein soll. Es zeigt zugleich, weshalb er sich selbst einen strenggläubigen Hindu nennt, der sich an die den überlieferten Hinduschriften zugrunde liegenden Lehrsätze hält. Die äußerste Grenze dieser Lehre wurde in dem Buche ,The Gospel of

Swadeshi' erreicht, das einer seiner Anhänger geschrieben hat und dem Gandhi ein Vorwort beigab; er hat freilich später seine Zustimmung zu den allzu engherzigen Formen der Swadeshi-Lehre, wie der Verfasser des Buches sie öffentlich verfocht, wieder zurückgezogen. Ich muß hier wiederholen, daß unzweifelhaft viele strenggläubige Hindus die Swadeshi-Lehre nicht als Bestandteil ihres Glaubens anerkennen würden. Andere würden bestreiten, daß die Kastenordnung die Festlegung der gesellschaftlichen Stellung in sich schließt, selbst wenn sie auch unter den heutigen Verhältnissen noch am Verbot der Heirat von Kaste zu Kaste festhalten. Für Gandhi indessen ist das Bekenntnis zu diesen Dingen anscheinend eine Grundsatzfrage. So radikal er auf anderen Gebieten denkt, so ausgesprochen konservativ ist er hier.

Daß Swadeshi bei ihm den Rang einer religiösen Pflicht einnimmt, kann man aus der bedeutsamen Stelle ersehen, die er ihm unter seinen Gelübden für das Satyagraha Ashram in Sabarmati einräumt. Noch deutlicher erhellt es daraus, daß er auf der christlichen Missionars-Konferenz (Christian Missionary Conference) zu Madras am 14. Februar 1916 Swadeshi zum Gegenstand seiner Ansprache wählte: man hatte ihn aufgefordert, zu den versammelten Missionaren über eine Frage zu sprechen, der er selbst die größte Bedeutung beimaß. Er hätte bei einer so einzigartigen Gelegenheit bestimmt nicht Swadeshi gewählt – zum allerersten Male in Indien sprach er damals zu einer Hörerschaft von hingebungsvoll ernsthaften Männern und Frauen, die er von der höchsten Wahrheit überzeugen wollte –, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß der von ihm verfochtene religiöse Grundsatz bis an die tiefsten Wurzeln religiösen Erlebens und Lebens hinanreicht. Viele lange und hitzige Erörterungen mit ihm berechtigen mich dazu, die religiöse Bedeutung des Swadeshi für ihn mit so

starken Ausdrücken zu kennzeichnen; denn in diesem Punkte ist er unbeugsam, und er hat die Frage schon längst bis zur letzten Folgerung durchdacht. Als ich ihn nach seiner abschließenden schriftlichen Niederlegung fragte, gab er mir die folgende Ansprache, die er an die Missionare in Madras gerichtet hat:

„Nach vielem Nachdenken habe ich für Swadeshi eine Begriffsfassung gefunden, die vielleicht meine Absicht am besten erläutert:

Swadeshi ist der Geist in uns, der uns in der Nutzung wie im Dienen zur Beschränkung auf unsere unmittelbare Umgebung und zum Verzicht auf alles aus weiterer Entfernung Stammende treibt.

Daraus ergibt sich: 1. Im religiösen Leben muß ich mich beschränken auf die ererbte Religion – das heißt also auf die religiöse Nutzung meiner unmittelbaren Umgebung. Wenn ich entdecke, daß meine Religion mangelhaft ist, so muß ich ihr dienen, indem ich sie von ihren Mängeln befreie. 2. Auf dem Gebiete der Politik soll ich die einheimischen Einrichtungen und Satzungen nutzen und ihnen dienen, indem ich sie von erwiesenen Mängeln befreie. 3. Auf wirtschaftlichem Gebiet soll ich nur die Dinge benutzen, die von meinen unmittelbaren Nachbarn hergestellt werden; dadurch soll ich die einheimische Erzeugung überall dort kräftig und vollständig machen, wo sie vielleicht noch Mängel zeigt.

Zu 1: Der Geist des Swadeshi, der die Grundlage des Hinduismus bildet, hat ihn zu einer konservativen Religion und dadurch zu einer mächtigen Kraft gemacht. Er ist der duldsamste Glaube, weil er nicht auf den Anhängerfang ausgeht, und er ist heute noch genau so zur Ausdehnung fähig, wie er es nachweislich in der Vergangenheit war. Er ist auf den Buddhismus gefolgt, nicht indem er ihn vertrieb, wie man es wohl irrigerweise angenommen hat, sondern indem

er ihn aufsog. Aus dem Geiste des Swadeshi heraus weigert sich der Hindu, von seiner Religion zu lassen; nicht unbedingt deshalb, weil er sie für die beste hält, sondern weil er weiß, daß er sie ergänzen kann, indem er Verbesserungen einführt. Und was ich hier über den Hinduismus gesagt habe, das trifft, vermute ich, auch auf die anderen großen Glaubensbekenntnisse der Welt zu; nur ist es eben – und dabei bleibe ich – in ganz besonderem Maße beim Hinduismus der Fall. Hier nun komme ich zu dem Punkt, wo ich mich bemühe, mit meiner Lehrtätigkeit einzusetzen.
Sofern in dem, was ich gesagt habe, irgendein vernünftiger Sinn steckt – täten dann nicht die großen Missionsgesellschaften, denen Indien für das in der Vergangenheit und heute noch unvermindert Geleistete tiefen Dank schuldet, besser daran und würden sie nicht dem Geist des Christentums besser dienen, wenn sie das Ziel der Anhängergewinnung aufgeben, aber ihre Wohltätigsarbeit fortsetzen würden? Ich mache diesen Vorschlag in aller Aufrichtigkeit und mit schuldiger Ehrfurcht.
Ich habe mich bemüht, die Bibel genau kennen zu lernen, und mein Gefühl zählt sie zu den heiligen Schriften. Der Geist der Bergpredigt wirbt fast gleich mächtig mit der Bhagavad Gita um den ersten Platz in meinem Herzen. Ich messe mich mit jedem Christen in der Kraft frommer Hingabe, wenn ich ‚Führ, liebes Licht' und andere aus göttlicher Eingebung geborene Lieder gleichen Geistes singe. Ich habe unter dem Einfluß berühmter christlicher Missionare verschiedener Sekten gestanden, und ich erfreue mich bis auf den heutigen Tag des Vorrechts, mit ihnen befreundet zu sein. Deshalb habe ich den oben ausgesprochenen Vorschlag nicht als ein mit Vorurteilen behafteter Hindu gemacht, sondern als ein Mensch, der sich demütig und unparteiisch um die Religion bemüht und dem Christentum sehr zugetan ist.

Wäre es nicht denkbar, daß man die Verkündigung ‚Gehet hin in alle Welt‘ einigermaßen engherzig ausgelegt hat und an ihrem eigentlichen Sinn vorübergegangen ist? Man wird doch nicht leugnen wollen – ich spreche aus Erfahrung –, daß viele von den ‚Bekehrungen‘ diesen Namen nicht verdienen. Vielfach ist der Mahnruf nicht zum Herzen gedrungen, sondern zum – Magen; und in jedem Falle läßt eine Bekehrung eine Wunde zurück, die, wie ich zu behaupten wage, vermeidbar wäre. Jedes der großen Glaubensbekenntnisse läßt – ich sage das abermals aus eigener Erfahrung – die Möglichkeit zur Neugeburt und zur Wandlung des Herzens.
Ich weiß, daß ich mich nun auf dünnes Eis begebe; aber ich schließe dennoch diesen Abschnitt meiner Darlegung ohne entschuldigende Beschönigung mit der Behauptung: Die furchtbare Gewalttat, die sich eben jetzt in Europa abspielt, könnte man als Beweis dafür auffassen, daß Jesus von Nazareth, der Sohn des Friedens, mit seiner Verkündigung in Europa wenig verstanden worden ist und daß vom Osten her ein Licht darauf fallen könnte.

Aus dem Werke: C. F. Andrews, Mahatma Gandhis Lehre und Tat.

RAINER MARIA RILKE / VON DER LANDSCHAFT

MAN weiß so wenig von der Malerei des Altertums; aber es wird nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß sie die Menschen sah, wie spätere Maler die Landschaft gesehen haben. In den Vasenbildern, diesen unvergeßlichen Erinnerungen aus einer großen Zeichenkunst, ist die Umgebung (Haus oder Straße) nur genannt, gleichsam abgekürzt, nur mit dem Anfangsbuchstaben angegeben, die nackten Menschen aber sind alles, sind wie Bäume, die Früchte tragen und Frucht-

kränze, und wie Büsche, die blühen, und wie Frühlinge, in denen die Vögel singen. Damals war der Leib, den man bestellte wie ein Land, um den man sich mühte wie um eine Ernte und den man besaß, wie man ein gutes Grundstück besitzt, das Angeschaute und Schöne, das Bild, durch welches in rhythmischen Reihen alle Bedeutungen gingen, Götter und Tiere, und alle Sinne des Lebens. Der Mensch, obwohl seit Jahrtausenden dauernd, war sich selbst noch zu neu, zu entzückt von sich, um über sich fort oder von sich abzusehen. Die Landschaft, das war der Weg, auf dem er ging, die Bahn, darin er lief, alle die Spiel- und Tanzplätze waren es, auf denen der griechische Tag verging; die Täler, in denen das Heer sich versammelte, die Häfen, aus denen man zu Abenteuern fuhr und in die man unerhörter Erinnerungen voll und älter zurückkehrte; die Festtage und die geschmückten, silbern klingenden Nächte, die ihnen folgten, die Aufzüge zu den Göttern und der Umgang um den Altar –: das war die Landschaft, in der man lebte. Aber der Berg war fremd, auf dem nicht menschengestaltige Götter wohnten, das Vorgebirge, auf dem sich kein weithinsichtbares Standbild erhob, die Hänge, die kein Hirte gefunden hatte, – sie waren keines Wortes wert. Alles war Bühne und leer, solange der Mensch nicht auftrat und mit seines Leibes heiterer oder tragischer Handlung die Szene erfüllte. Ihn erwartete alles, und wo er kam, trat alles zurück und gab ihm Raum.

Die christliche Kunst verlor diese Beziehung mit dem Körper, ohne deshalb der Landschaft sich wirklich zu nähern; Menschen und Dinge waren wie Buchstaben in ihr, und sie bildete lange, gemalte Sätze mit einem Alphabet von Initialen. Die Menschen waren Gewänder und nur in der Hölle Leiber; und die Landschaft durfte selten die Erde sein. Fast immer mußte sie, wo sie lieblich war, den Himmel bedeuten, und wo sie Schrecken erregte und wild und unwirtlich war,

da galt sie als der Ort der Verbannten und für ewig Verlorenen. Man sah sie schon; denn die Menschen waren schmal geworden und durchscheinend, aber es lag in ihrer Art, die Landschaft ebenso zu empfinden, als eine kleine Vergänglichkeit, als einen Streifen von übergrünten Gräbern, unter denen die Hölle hing und über denen der große Himmel sich auftat als die eigentliche, tiefe, von allen Wesen gewollte Wirklichkeit. Nun, da es auf einmal drei Orte gab, drei Wohnungen, über welche viel Redens war: Himmel, Erde und Hölle, – war eine Bestimmung der Örtlichkeit dringend notwendig geworden, und man mußte sich sie ansehen und sie darstellen; in den frühitalienischen Meistern wuchs diese Darstellung, über ihren eigentlichen Zweck hinaus, zu großer Vollkommenheit, und man muß sich nur der Malereien im Campo Santo zu Pisa erinnern, um zu fühlen, daß die landschaftliche Auffassung damals schon etwas Selbständiges geworden war. Man meinte zwar noch einen Ort anzugeben und nichts mehr, aber man tat das mit solcher Herzlichkeit und Hingabe, man erzählte mit so hinreißender Beredsamkeit und so sehr als Liebender von den Dingen, die an der Erde hingen, an der von den Menschen verleugneten und verdächtigten Erde—: daß jene Malerei uns heute wie ein Loblied auf sie erscheint, in welches die Heiligen einstimmen. Und alle Dinge, die man sah, waren neu, so daß mit dem Schauen sich ein fortwährendes Staunen verband und eine Freude an unzähligen Funden. So kam es von selbst, daß man mit der Erde den Himmel pries und sie kennen lernte, da man Sehnsucht war, ihn zu erkennen. Denn die tiefe Frömmigkeit ist wie ein Regen: sie fällt immer wieder auf die Erde zurück, von der sie ausging, und ist Segen über den Feldern.

Man hatte so, ohne es zu wollen, die Wärme gefühlt, das Glück und die Herrlichkeit, die von einer Wiese, einem Bach, einem Blumenhang und von Bäumen, die fruchttra-



gend beieinanderstehen, ausstrahlen kann, daß man, wenn man nun Madonnen malte, sie mit diesem Reichtum wie mit einem Mantel umgab, sie damit krönte wie mit einer Krone und Landschaften wie Fahnen entfaltete, ihnen zum Lobe; denn man wußte ihnen kein Fest zu bereiten, das rauschender war, keine Hingabe kannte man, die dieser glich: alles eben gefundene Schöne ihnen zuzutragen und mit ihnen zu verschmelzen. Man meinte keinen Ort mehr damit, auch den Himmel nicht, man stimmte die Landschaft an wie ein Marienlied, das in hellen, klaren Farben erklang.

Aber damit war eine große Entwicklung geschehen: man malte die Landschaft und meinte doch nicht sie damit, sondern sich selbst; sie war Vorwand geworden für ein menschliches Gefühl, Gleichnis einer menschlichen Freude, Einfalt und Frömmigkeit. Sie war Kunst geworden. Und schon Lionardo übernahm sie so. Die Landschaften in seinen Bildern sind Ausdrücke seines tiefsten Erlebens und Wissens, blaue Spiegel, in denen geheime Gesetze sich sinnend betrachten, Fernen, wie Zukünfte groß und unenträtselt wie sie. Es ist kein Zufall darin, daß Lionardo, welcher zuerst Menschen wie Erlebnisse malte, wie Schicksale, durch die er einsam hindurchgegangen war, auch die Landschaft als ein Ausdrucksmittel empfand für fast unsagbare Erfahrung, Tiefe und Traurigkeit. Diesem Überholer von vielen noch nicht Gekommenen war es gegeben, alle Künste unendlich groß zu gebrauchen; wie in vielen Sprachen redete er in ihnen von seinem Leben und von seines Lebens Fortschritten und Fernen.

Noch hat niemand eine Landschaft gemalt, die so ganz Landschaft ist und doch so sehr Geständnis und eigene Stimme wie jene Tiefe hinter der Mona Lisa. Als ob alles Menschliche in ihrem unendlich stillen Bildnis enthalten sei, alles andere aber, alles, was vor dem Menschen liegt und



über ihn hinaus, in diesen geheimnisvollen Zusammenhängen von Bergen, Bäumen, Brücken, Himmeln und Wassern. Diese Landschaft ist nicht eines Eindrucks Bild, nicht eines Menschen Meinung über die ruhenden Dinge; sie ist Natur, die entstand, Welt, die wurde, und dem Menschen so fremd wie der nie betretene Wald einer unentdeckten Insel. Und Landschaft so zu schauen als ein Fernes und Fremdes, als ein Entlegenes und Liebloses, das sich ganz in sich vollzieht, war notwendig, wenn sie je einer selbständigen Kunst Mittel und Anlaß sein sollte; denn sie mußte fern sein und sehr anders als wir, um ein erlösendes Gleichnis werden zu können unserem Schicksal. Fast feindlich mußte sie sein in erhabener Gleichgültigkeit, um unserem Dasein eine neue Deutung zu geben mit ihren Dingen.

Und in diesem Sinn ging die Gestaltung jener Landschaftskunst vor sich, die Lionardo da Vinci vorahnend schon besaß. Langsam bildete sie sich aus in den Händen von Einsamen, durch die Jahrhunderte hin. Sehr weit war der Weg, der gegangen sein mußte, denn es war schwer, sich der Welt so weit zu entwöhnen, um sie nicht länger mit dem voreingenommenen Auge des Einheimischen zu sehen, der alles auf sich selbst und auf seine Bedürfnisse anwendet, wenn er es schaut. Man weiß, wie schlecht man die Dinge sieht, unter denen man lebt, und daß oft erst einer kommen muß von fern, um uns zu sagen, was uns umgibt. Und so mußte man auch die Dinge von sich fortdrängen, damit man später fähig wäre, sich ihnen in gerechter und ruhiger Weise, mit weniger Vertraulichkeit und in ehrfürchtigem Abstand zu nähern. Denn man begann die Natur erst zu begreifen, als man sie nicht mehr begriff; als man fühlte, daß sie das Andere war, das Teilnahmlose, das keine Sinne hat, uns aufzunehmen, da war man erst aus ihr herausgetreten, einsam, aus einer einsamen Welt.



Und das mußte man, um an ihr Künstler zu sein; man durfte sie nicht mehr stofflich empfinden auf die Bedeutung hin, die sie für uns besaß, sondern gegenständlich als eine große vorhandene Wirklichkeit.
So hatte man den Menschen empfunden zur Zeit, da man ihn groß malte; aber der Mensch war schwankend geworden und ungewiß, und sein Bild floß dahin in Verwandlungen und war kaum mehr zu fassen. Die Natur war dauernder und größer, alle Bewegung war breiter in ihr und alle Ruhe schlichter und einsamer. Es war eine Sehnsucht im Menschen, mit ihren erhabenen Mitteln von sich zu reden wie von etwas ebenso Wirklichem, und so entstanden die Bilder von Landschaften, in denen nichts geschieht. Leere Meere hat man gemalt, weiße Häuser in Regentagen, Wege, auf denen keiner geht, und unsäglich einsame Wasser. Immer mehr entschwand das Pathos, und je besser man diese Sprache verstand, in desto schlichterer Weise gebrauchte man sie. Man versenkte sich in die große Ruhe der Dinge, man empfand, wie ihr Dasein in Gesetzen verging, ohne Erwartung und ohne Ungeduld. Und still gingen unter ihnen die Tiere umher und ertrugen wie sie den Tag und die Nacht und waren voll von Gesetzen. Und als der Mensch später in diese Umgebung trat, als Hirte, als Bauer oder einfach als eine Gestalt aus der Tiefe des Bildes: da ist alle Überhebung von ihm abgefallen, und man sieht ihm an, daß er Ding sein will.
In diesem Aufwachsen der Landschafts-Kunst zu einem langsamen Landschafts-Werden der Welt liegt eine weite menschliche Entwicklung. Der Inhalt dieser Bilder, der so absichtslos aus Schauen und Arbeit entsprang, spricht uns davon, daß eine Zukunft begonnen hat mitten in unserer Zeit: daß der Mensch nicht mehr der Gesellige ist, der unter seinesgleichen im Gleichgewicht geht, und auch derjenige nicht mehr, um dessentwillen Abend und Morgen

wird und Nähe und Ferne. Daß er unter die Dinge gestellt ist wie ein Ding, unendlich allein, und daß alle Gemeinsamkeit aus Dingen und Menschen sich zurückgezogen hat in die gemeinsame Tiefe, aus der die Wurzeln alles Wachsenden trinken.

ALDOUS HUXLEY / KATZENPREDIGT

Neulich wurde mir ein junger Mann vorgestellt, der den Ehrgeiz besitzt, Schriftsteller zu werden. Da er mich als Autor kannte, fragte er, wie er es anfangen solle, seinen Wunsch zu verwirklichen. Ich gab mir alle Mühe, es ihm zu erklären. „Vorerst“, sagte ich, „kaufen Sie eine Menge Papier, eine Flasche Tinte und eine Feder. Und dann schreiben Sie!“ Das war meinem jungen Freund aber nicht genug. Er stellte sich offenbar vor, daß es eine Art esoterischen Kochbuchs voll literarischer Rezepte geben müsse, nach deren gewissenhafter Befolgung man ein Dickens, ein Flaubert oder ein Fontane würde, „nach Geschmack“, wie die Verfasser von Kochrezepten sagen, wenn sie beim Würzen und Süßen angelangt sind. Dürfe er nicht einen Blick in besagtes Kochbuch tun? Ich bedauerte sehr – leider sei mir ein solches Buch noch nicht zu Gesicht gekommen (schade! denn wieviel Zeit und Mühe könnte man sich dadurch sparen!). Er schien bitter enttäuscht. Um den armen Jungen zu trösten, riet ich ihm, sich an die Professoren der Literaturgeschichte an deutschen Universitäten zu wenden oder an einen jener besonders in Amerika zahlreichen Wundertäter, die in ihren Ankündigungen brieflichen Unterricht im einträglichen Schreiben von Kurzgeschichten usw. versprechen: wenn irgend jemand ein verläßliches literarisches Kochbuch besitze, so seien das sicherlich diese Herren. Aber auch das genügte dem jungen Mann nicht. Ent-

täuscht, weil er von mir das schriftstellerische Äquivalent für „Eierspeisen auf hundert Weisen“ oder „Was koche ich heute abend?“ nicht erhalten konnte, unterzog er mich einem Kreuzverhör über meine Methode, „Material zu sammeln“: Benutzen Sie ein Notizbuch oder ein Tagebuch? Führen Sie Ihre Einfälle oder Beobachtungen in einer Kartothek? Besuchen Sie gewissenhaft die Salons reicher, eleganter Leute? Oder ziehen Sie sich im Gegenteil auf das Land zurück? Oder verbringen Sie Ihre Abende auf der Jagd nach Stoff und Typen in den Branntweinschenken der Elendsviertel? Halten Sie es für richtig, in intellektuellen Kreisen zu verkehren? Soll ein Romanschriftsteller nach Bildung streben oder seine Lektüre ausschließlich auf Romane anderer beschränken? Und so weiter. Ich bemühte mich, alle diese Fragen in möglichst unverbindlicher Form zu beantworten. Und da der Jüngling noch immer enttäuscht schien, erteilte ich ihm zum Schluß einen guten Rat als Draufgabe. „Mein junger Freund“ – sagte ich – „wenn Sie ein Verfasser psychologischer Romane werden und über die Rätsel der Menschenseele schreiben wollen, dann ist es das beste, Sie schaffen sich ein Katzenpärchen an.“ Und damit entließ ich ihn.

Ich hoffe, er hat meinen Rat befolgt; denn der Rat war gut – war die Frucht reicher Erfahrung und reiflicher Überlegung. Ich fürchte jedoch, der junge Tor hat nur gelacht über den nach seiner Ansicht dummen Witz, so, wie ich selbst einst lachte, als mir vor Jahren ein reizender, außergewöhnlich begabter Mensch mitteilte, er beabsichtige, einen Roman über die mondänen Kreise Londons zu schreiben, und schiffe sich demnächst nach Westindien ein, um unter den Negern Vorstudien zu machen. Damals lachte ich, heute aber weiß ich, wie recht er hatte. Naturvölker, Kinder und Tiere sind gleichsam zivilisierte Menschen, von denen der Deckel abgehoben wurde – der schwere,

künstlich gearbeitete Deckel guter Manieren, konventioneller Gewohnheiten, überkommenen Denkens und Fühlens, unter dem wir alle unser Dasein verbringen. Diesen Deckel studiert man am besten in Mayfair, in Passy, in der Park Avenue oder im Tiergarten-Viertel. Was aber geht in diesen kultivierten und eleganten Gegenden unter besagtem Deckel vor? Aus unmittelbarer Beobachtung erfahren wir wenig (wenn wir nicht über besonders scharfe Intuition verfügen). Und wenn wir die Vorgänge unter fremden Deckeln nicht aus dem entnehmen können, was ein Blick unter den eigenen uns lehrt, dann ist es am besten, wir nehmen den nächsten Dampfer nach Westindien oder bringen einige Stunden des Vormittags in der Kinderstube zu (was bedeutend billiger kommt), oder aber wir schaffen uns, wie ich meinem jungen Freund nahelegte, ein Katzenpaar an.

Jawohl, ein Katzenpaar. Am besten siamesische Katzen, denn die sind die menschenähnlichsten. Sie sind auch die eigenartigsten und, wenngleich nicht die schönsten, doch gewiß die eindrucksvollsten und phantastischsten. Wie beunruhigend starren die blaßblauen Augen aus der schwarzen Samtmaske des Gesichts! Bei der Geburt schneeweiß, dunkelt das Fell allmählich zu kräftigem Mulattenbraun nach. Die Vorderpfoten stecken fast bis an die Schultern in langen schwarzen Handschuhen, wie Yvette Guilbert sie liebt, die Hinterbeine tragen die enganliegenden schwarzen Seidenstrümpfe, mit denen Félicien Rops perlmutterschimmernde Frauenleiber pervers und unzüchtig zu bekleiden pflegte. Ihre Schwänze, wenn sie welche haben – ja, ich möchte dem angehenden Schriftsteller entschieden empfehlen, die geschwänzte Gattung zu kaufen; denn Katzen verleihen ihren Gefühlen vornehmlich mit dem Schwanze Ausdruck, und die Mankatze gleicht einem Stummen – ihre Schwänze also sind gegen das Ende dünner werdende



Zeichnung von Felix Timmermans
zu Ernest Claes, Hannes Raps

schwarze Schlangen, die, auch wenn der übrige Körper in sphinxgleicher Ruhe daliegt, von ureigenstem zuckendem und unruhigem Leben erfüllt sind. Und was für seltsame Stimmen sie haben! Manchmal wie das Weinen kleiner Kinder, manchmal wie das Blöken von Lämmern, dann wieder wie das qualvolle und wütende Heulen verdammter Seelen. Im Vergleich mit diesen phantastischen Geschöpfen wirken die schönsten und anziehendsten Vertreter anderer Katzenrassen leicht ein wenig fade.

Hat unser angehender Romanschreiber nun die Katzen erworben, so bleibt ihm nichts mehr zu tun übrig, als sie Tag für Tag zu beobachten, die Lektionen, die sie ihm erteilen, zu lernen und innerlich zu verarbeiten und am Ende – ach, diese mühsame und unbequeme Arbeit bleibt ihm zuletzt doch nicht erspart! – seinen Roman über die gute Gesellschaft von Paris, London oder Berlin zu schreiben.

Betrachten wir einige dieser lehrreichen Katzenpredigten, aus denen der Seelenforscher so viel erfahren kann, genauer. Beginnen wir mit dem, womit jeder gute Roman beginnen und nicht widersinnigerweise enden sollte, – mit der Heirat. Die Hochzeit siamesischer Katzen ist, jedenfalls soviel ich beobachten konnte, ein hochdramatisches Ereignis. Schon die Vorstellung des Bräutigams (wir wollen annehmen, daß die beiden, wie es in der Katzenwelt Brauch ist, einander vor dem Hochzeitstage noch nie zu Gesicht bekamen) ist das Zeichen zum Beginn eines beispiellos heftigen Kampfes. Als erste Antwort auf die Annäherungsversuche des hoffnungsvollen Freiers fährt die junge Dame ihm an die Kehle. Man ist, wenn man da die Haare stäuben sieht und die gellenden Schreie der Wut und des Hasses vernimmt, einer gütigen Vorsehung von Herzen dankbar dafür, daß sie diesen Unholden nicht größer zu werden gestattete. Würde der Kampf zwischen Wesen von Menschengröße geführt,

er verbreitete Tod und Zerstörung auf Hunderte von Metern im Umkreis. So aber ist man, auf die Gefahr hin, ein paar Kratzwunden abzubekommen, imstande, die Duellanten beim Genick zu packen und die noch immer fauchenden und widerstrebenden voneinander zu zerren. Was geschähe, wenn man das neuvermählte Paar den Kampf bis zum bittern Ende austragen ließe, weiß ich nicht; bisher hatte ich weder die Wißbegier noch die Seelenstärke, das herauszufinden. Ich vermute nur, daß, umgekehrt wie es in Hamlets Familie geschah, das Gebackene von den Hochzeitsschüsseln bald einen kalten Leichenschmaus geben könnte. Diesen tragischen Ausgang verhinderte ich jedesmal, indem ich einfach die Braut allein in ein Zimmer einschloß und den Bräutigam ein paar Stunden vor der Tür schmachten ließ. Er schmachtet nicht stumm; aber lange Zeit ertönt keine andere Antwort auf seine schwermütigen Liebesklagen als manchmal ein Fauchen oder Knurren. Sobald jedoch die Braut endlich in ebenso sanften, sehnsuchtsvollen Tönen antwortet, darf man getrost die Tür öffnen. Der Bräutigam schnellt wie ein Pfeil hinein und wird nicht wie früher mit Zähnen und Klauen, sondern mit allen Zeichen der Zuneigung empfangen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als läge in diesem Beispiel aus dem Katzenleben keine besondere Lehre für die Menschheit. Aber der Schein trügt. Die Deckel, unter denen zivilisierte Menschen leben, sind so dick und so reich verziert mit mythologischen Ausschmückungen, daß es einem schwer fällt, die Tatsache zu erkennen, auf die D. H. Lawrence in seinen Romanen und Erzählungen so viel Nachdruck legt: daß Haß und Liebe fast immer vermischt sind und daß junge Mädchen sehr oft (trotz ihren heimlichen Wünschen und Gefühlen) einen sehr echten Abscheu vor physischer Liebe fühlen. Katzen dagegen, von keinem Deckel beschwert, offenbaren einem dieses dunkle

Mysterium der menschlichen Natur. Nach Beobachtung einer Katzenhochzeit kann sich kein junger Schriftsteller mehr mit dem verlogenen Kitsch zufrieden geben, der in der landläufigen Erzählungsliteratur als Liebesschilderung gilt.

Die Zeit vergeht, und wenn nun die Flitterwochen vorbei sind, fangen die Katzen an, uns Dinge zu eröffnen, die sogar der Deckel von Zivilisation manchmal nicht ganz vor den Augen der Menschen verbergen kann. Sie sagen uns — was wir, ach! schon wissen –, daß der Mann seiner Frau bald überdrüssig wird, besonders, wenn sie ein Kind erwartet oder stillt; daß der Grundzug der Männlichkeit die Abenteuerlust und Untreue ist; daß Schuldbewußtsein und gute Vorsätze die seelischen Merkmale der Krankheit sind, welche den Mann zwischen Achtzehn und Sechzig zeitweise befällt, einer Krankheit, die man „ehelichen Katzenjammer" nennen könnte. Mit ihrem Schwinden verlieren sich auch ihre seelischen Symptome. Und tritt die Versuchung aufs neue heran, so ist das Gewissen stumm und jeder gute Vorsatz vergessen.

Diese leider allzu bekannten Wahrheiten werden von Katzen mit einem äußerst drolligen Mangel an Verschleierung veranschaulicht. Kein Mann hat je gewagt, seinen Überdruß so unverschämt zu bekunden wie der siamesische Kater, der seiner liebeheischenden Gattin ins Gesicht gähnt. Kein Mann hat je seine Seitensprünge so freimütig ausposaunt wie solch ein Kater, wenn er auf dem Dache seine Serenade anstimmt. Und wie verstohlen schleicht er sich — kein Mann war je so jämmerlich zerknirscht – am nächsten Tag in den Ehekorb hinterm Ofen zurück! Sein Schuldbewußtsein läßt sich geradezu am Neigungswinkel der zurückgelegten Ohren und des gesenkten Schwanzes ermessen. Und wenn die Gattin, ihn beschnuppernd, seine Untreue entdeckt, zerkratzt sie ihm, wie stets bei solchen

Gelegenheiten, das Gesicht, das schon so von Narben bedeckt ist wie das eines Studenten mit den Spuren Dutzender von Mensuren. Der Katzengatte macht keinen Versuch, sich zu wehren; er weiß, daß er nur erhält, was er verdient hat.

Man käme nie zu Ende, wollte man all die menschlichen Wahrheiten aufzählen, die ein Katzenpaar uns zu enthüllen oder zu bestätigen vermag. Ich will nur noch eine der zahllosen Katzenpredigten anführen, die mir in Erinnerung blieben, eine agierte Predigt sozusagen, die mir durch ihre lächerliche Pantomime aufs lebhafteste die betrüblichste Eigenheit unserer Menschennatur – unsere durch nichts zu lindernde Einsamkeit – zum Bewußtsein brachte. Sie spielte sich so ab: Meine Kätzin, schon seit langem verheiratet und mehrmals Mutter geworden, durchlebte gerade eine ihrer gelegentlichen Zeiten von Verliebtheit. Ihr Gatte, nun in den besten Jahren, trug die schläfrige Anmaßung zur Schau, die den vollreifen, sieggewohnten Mann kennzeichnet (er war das feline Gegenstück eines herkulischen jungen Gardeoffiziers), und wollte nichts mit ihr zu tun haben. Vergeblich war ihr liebesieches Miauen, vergeblich ihr Vorbeistreichen vor ihm, ihr wollüstiges Reiben an Türen und Stuhlbeinen, vergeblich das zärtliche Ablecken seines Gesichts. Er schloß die Augen, er gähnte, er wandte den Kopf weg, und wenn sie gar zu zudringlich wurde, stand er auf und schritt mit beleidigend würdevoller Gleichgültigkeit hinweg. Sobald sich eine Gelegenheit bot, entwischte er und verbrachte die nächsten vierundzwanzig Stunden auf den Dächern. Die verlassene Gattin wanderte untröstlich im Haus umher, als suchte sie ihr entschwundenes Glück. Sie miaute leise und kläglich vor sich hin und erinnerte einen in Ton und Gebärde unwiderstehlich an Melisande in Debussys Oper. „Je ne suis pas heureuse ici" schien sie zu sagen. Armes kleines Ding, sie war wirklich

nicht glücklich! Aber gleich ihren großen Schwestern und Brüdern unter den Menschen mußte sie ihr Unglück in Einsamkeit tragen, unverstanden und ungetröstet. Denn trotz Sprache und Verstand, Einfühlungsvermögen und Mitgefühl können auch wir niemals andern etwas wirklich mitteilen. Dem wesentlichen Inhalt unserer Gedanken und Gefühle ist die Mittelbarkeit versagt, er bleibt eingeschlossen in der undurchdringlichen Stahlkammer des individuellen Geistes und Körpers. Wir sind alle zu lebenslänglicher Einzelhaft verurteilt.

Diese traurige Wahrheit wurde mir überwältigend deutlich, als ich die verlassene liebeskranke Katze verzweifelt in meinem Zimmer umherwandern sah. „Je ne suis pas heureuse ici," miaute sie, „je ne suis pas heureuse ici." Ihr ausdrucksfähiger schwarzer Schwanz peitschte die Luft mit tragisch verzweifelter Gebärde. Aber sooft er zuckte, – hoppla! sprang ihr einziger Sohn (der einzige, heißt das, den wir ihr gelassen hatten) unter dem Lehnstuhl, hinter dem Bücherschrank oder wo er sich sonst gerade versteckt hatte, hervor und wie ein komischer kleiner Tiger mit vorgestreckten Krallen auf ihn los. Manchmal sprang er fehl, manchmal aber bekam er ihn zu fassen, packte die Schwanzspitze mit den Zähnen und riß und zerrte mit gespielter Wut an ihr. Seine Mutter konnte sie erst mit einem tüchtigen Ruck aus seinen Zähnen befreien. Da kroch er dann unter den Lehnstuhl zurück und bereitete sich geduckt, mit zitternden Hinterschenkeln, zu neuem Sprung. Der tragisch und verzweiflungsvoll gestikulierende Schwanz war für ihn das unwiderstehlichste Spielzeug. Der Mutter Geduld war engelhaft. Kein Tadel, keine strafende Zurechtweisung! Wurde das Kind allzu lästig, dann wechselte sie den Platz, das war alles. Und dabei miaute sie immerzu kläglich und hoffnungslos: „Je ne suis pas heureuse ici, je ne suis pas heureuse ici." Es war herzzerreißend,

gerade weil die Kapriolen des Kätzchens sich so überaus drollig ausnahmen, gleichsam als tölpelte ein Dummer August mitten in Melisandes Klage hinein – nicht etwa wissentlich oder böswillig, denn es lag nicht die leiseste verletzende Absicht in des Kätzchens Spiel, sondern aus reinem Unverstand. Jedes von beiden verbüßte seine Einzelhaft auf Lebensdauer, es gab keinen Austausch der Gefühle und Gedanken zwischen den Gefängniszellen, es gab keine Verständigung. Katzenpredigten können ungemein niederdrückend wirken.

KARL SCHEFFLER / DIE ZUKUNFT DER GROSSSTÄDTE

Die Gesellschaftsordnung des neunzehnten Jahrhunderts war noch durchaus auf dem Erbgedanken gegründet. Vererbt wurde der Stand, oft der Beruf und in einer sehr konsequenten Weise das Vermögen. Aller Besitz galt als unantastbar, fast als heilig. Das ist anders geworden und wird noch mehr anders werden. Eine Umschichtung hat begonnen und wird unaufhaltsam fortgesetzt. Der Adel tritt als eine lebendig das Leben gestaltende Klasse endgültig ab; und das Bürgertum verändert sein Wesen, es vermischt sich mit dem Proletariat und bildet gemeinsam mit diesem einen neuen Stand in der Mitte, von so großem Umfange, daß er fast das Ganze ausfüllt und eigentlich nur noch peripherische Existenzen zuläßt. Es gibt nach wie vor Anordnende und Ausführende, Inhaber der Gewalt und Subalterne; aber es gibt kaum noch im Sinne der früheren Zeiten Befehlende und Gehorchende. Es verschwindet oder es verwandelt sich der Herr, und der Diener verwandelt sich auch. Alle sind Angestellte der Gesamtwirtschaft verschiedenen Ranges. Hervortun kann sich der Mann kaum noch durch

das, was er kraft seines Standes ist, sondern nur durch Willen und zeitgemäße Fähigkeiten. Eine Demokratisierung von riesigem Umfange beginnt, Hand in Hand mit ihr geht eine Sozialisierung, die dem kommenden Jahrhundert ein neues Gesicht geben wird. Entscheidend wird in der Zukunft die soziale Bindung aller an alle sein. Und es wird in jedem Fall auf die Begabung der Völker ankommen, ob die neue Gestalt der Dinge zu einem lebendigen Sozialismus führt oder ob es bei einem bürokratischen Gouvernementalismus bleiben wird.

Dieses sind nicht Gedanken eines parteipolitisch Eingestellten, hinter diesen Meinungen steht nicht der Wunsch eines sozialistisch, kommunistisch oder sonstwie programmatisch Denkenden; es handelt sich vielmehr um reine Feststellungen, die aus Beobachtungen gewonnen sind. Wenn ein Wille beteiligt ist, so ist es vor allem der zur Erkenntnis. Die Ereignisse selbst sprechen eine solche Sprache; und sie kümmern sich nicht darum, ob sie uns angenehm oder unangenehm sind.

Besonders aufschlußreich ist es, wenn man auf die äußersten Grenzen des Aktionsgebietes blickt, auf Rußland und Amerika. In Rußland springt der geschichtsbildende Wille über das Bürgertum einfach hinweg, die Entwicklung geht von fast mittelalterlich patriarchalischen Zuständen zu einem radikalen Kollektivismus über: zwischen Leibeigenschaft und unbedingtem Selbstbestimmungsrecht ist kaum ein Zwischenglied. Zwar hat der kommunistische Kollektivismus unter der Herrschaft einer Diktatur selbst wieder Züge von Leibeigenschaft; doch ist es grundsätzlich etwas anderes: es ist ein Riesenexperiment jenes Freiheitsinnes, der auf Gehorsam, Einordnung und Staatsgefühl gegründet ist. Es läßt sich nicht verkennen, daß es sich in Rußland um eine tiefgreifende, zwangsläufige Revolution handelt, die sich wie im Auftrag der Menschheit vollzieht und die

darum nicht auf Rußland beschränkt bleibt. Der Geist des neuen Rußland wirkt auf die europäischen Völker und auf die asiatischen. Der russische Bauer, der gestern noch ein Höriger war und sein Feld mit den primitivsten Geräten bestellte, wird morgen ganz politisiert sein, belehrt über seine Rechte und Pflichten, er wird seine Lage so klar übersehen wie nur irgendein Großstädter. Er wird vom fortreißenden Geist der Fünfjahrespläne gezwungen, vom altertümlichen Pflug unmittelbar zum Traktor, zum Maschinenbetrieb größten Stils überzugehen, er wird gezwungen, seine bisher altväterische Landwirtschaft über Nacht zu industrialisieren. Zuerst nur distriktweise, dann aber immer allgemeiner. Damit nimmt der russische Bauer ein Gesicht an, das man nicht bäuerlich im alten Sinne, aber auch nicht bürgerlich oder proletarisch nennen kann. Ein neues Menschengesicht, ein neues Gesellschaftsgefühl ist hier im Werden. Nicht viele Jahrzehnte werden vergehen, und der russische Bauer wird in einigen wesentlichen Zügen dem amerikanischen Farmer gleichen. Heute scheinen beide noch zwei Welten anzugehören; doch sind die Welten nur durch eine schmale Scheidewand getrennt. Soweit es sich um den Geist der Großstadt handelt, strebt der amerikanische Individualkapitalismus und der kollektivistische Staatskapitalismus in Rußland demselben Ziele zu.

Betrachtet man den amerikanischen Farmer, so ist es klar, daß man ihn nur sehr bedingt einen Bauern nennen kann. Kein europäischer Bauer hat jemals Landwirtschaft so unternehmerhaft rationell, so mit Hilfe intensivierender Arbeitsteilung betrieben. Das Wesen des europäischen Bauern war stets, daß er patriarchalisch sich selbst genügte und das fürs Leben Notwendige im wesentlichen selbst erzeugte. Er brauchte nur weniges zu kaufen und zu verkaufen, seine Existenz ruhte in sich selbst. Einen solchen Bauernstand kennt Amerika nicht, hat es kaum jemals gekannt. Der

Farmer ist Spezialist für den Anbau von Korn, Obst oder Gemüse, für die Aufzucht von Rindvieh, Schweinen oder Geflügel. Er konzentriert sich auf eines und steigert dadurch die Produktion; er denkt kapitalistisch, das heißt großstädtisch, weil er sich ganz als Lieferant für die Großstädte fühlt. Dadurch wird er aber auch weit mehr als der europäische Bauer abhängig von der Gesamtwirtschaft; er bedarf alles dessen, was er selbst nicht erzeugt, seine Tätigkeit hat teil an der großen nationalen, ja weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung. Er benutzt industrielle Methoden, macht sich alle Maschinen, Erfindungen und Organisationen zunutze und züchtet Vieh nicht viel anders, wie der Industrielle Automobile baut. Die Folge ist, daß er ganz unbäuerlich denkt, daß er sich industriell und händlerisch einstellt und vom Gedanken des Großbetriebs ausgeht. In dem Maße nun aber, wie dieser amerikanische Farmer privatkapitalistisch arbeitet und wie der russische Bauer staatskapitalistisch denken und arbeiten lernt, wird der europäische Bauer sowohl von Ost wie von West beeinflußt und in den großen, unaufhaltsamen Umwandlungsprozeß hineingezogen. Auch die europäische Landwirtschaft geht einer großen Rationalisierung entgegen, insofern als auch sie mehr und mehr im Sinne der großstädtischen Arbeitsweisen begriffen wird. Um so mehr und vollständiger, als auf dem geschichtlichen Wege der großen Weltsozialisierung — als notwendige Entwicklungserscheinung — eine Periode gesteigerten Nationalismus liegt, eine Periode des grundsätzlichen Selbstgenügens, während deren jedes Land gezwungen ist, sich zeitweise auf sich selbst oder auf einen engen Verband mit Nachbarvölkern zurückzuziehen und möglichst ganz den eigenen Bedarf zu produzieren, wodurch die Intensivierung und Rationalisierung der Landwirtschaft nur noch mehr zum Gebot der Stunde wird. Die Spezialisierung beginnt dann auch schon in Europa;

und die Produktionsteilung wird auch hier eine Produktionssteigerung sein. Sie wird es sein müssen, es ist eine Existenzfrage. Damit ändert sich dann aber auch in Europa der Charakter der Landbevölkerung. Das städtische Empfinden wird aufs Land hinausgetragen, die Landbevölkerung gibt ihre stille Selbstbeschränkung auf, alle wollen teil haben an allem, das Land will nicht länger hinter den Städten zurückstehen.

Was sich vorbereitet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sich im letzten Jahrhundert eine Feindschaft zwischen Stadt und Land herausgebildet hat. Die Landbevölkerung fühlte sich von den wirklichen und eingebildeten Vorteilen, die die Stadt bietet, und von der Vornehmheit und Freiheit, die alles Städtische nun einmal scheinbar umgibt, ausgeschlossen; und sie reagierte mit Selbstgerechtigkeit und moralischer Verurteilung. Die Großstädter dagegen betrachteten das Land immer etwas von oben herab, sahen darin nur eine Vorratskammer für die Städte und dünkten sich vornehmer und fortgeschrittener. Der Zustand war so, ist noch heute so, daß das Land nur der Großstädte wegen dazusein scheint. Eine verhängnisvolle Folge war das, was mit dem Wort Landflucht gekennzeichnet ist. Seit hundert Jahren drängt die Landbevölkerung in die Großstädte, strebt der Landarbeiter zur Industrie, um die Vorteile des Stadtlebens zu genießen. Daraus ergab sich ein sprunghaftes Anwachsen der Städte, die übermäßige Entwicklung der Großstädte und die Gestaltlosigkeit des großstädtischen Lebens. Man hat geglaubt, dieser Landflucht mit moralischen Betrachtungen und Ermahnungen begegnen zu können, als sich das Verbot der Freizügigkeit nicht länger aufrecht erhalten ließ. Damit ist aber einem instinktiven Trieb nicht beizukommen. Unüberwindlich ist die Tatsache, daß den Landarbeiter die Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen der Stadt

anlocken. Wer eine Möglichkeit sieht, dem eintönigen Landleben zu entfliehen, in der Stadt mehr bares Geld zu verdienen, dieses Geld nach Feierabend in der Wirtschaft, im Verkehr mit Kameraden, für Vergnügungen auszugeben, sich beständig in der Menge zu bewegen, dreimal täglich Zeitungen zu lesen, Versammlungen, Theater, Kinos zu besuchen und ungebunden im Erotischen zu sein, der wird alles daran setzen, den Wunsch zu verwirklichen. Das ist menschlich, Gründe richten dagegen nichts aus. Tatsache ist, daß die Landbevölkerung Verlangen hat nach dem Geist der Städte.

Hier ist nun der Punkt, wo es offenbar wird, was es mit der Zukunft der Großstadt auf sich hat. Auf der einen Seite wird der Drang zum Großstädtischen immer unaufhaltsamer, er tritt um so bewußter hervor, je unbäuerischer und unternehmerhafter die Landbevölkerung sich einstellt, je mehr die Grenzen der Stände und Klassen sich verwischen, je unzweideutiger die Masse als sozialisierende Macht hervortritt. Auf der andern Seite können die Großstädte kaum noch Bewohner aufnehmen, weil sie überfüllt und überorganisiert sind, weil sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit schon weit überschritten haben. In diesem Dilemma ist die Entscheidung, die Lösung eigentlich schon gefunden: die Lösung, die die Geschichte selbst herbeiführt, besteht darin, daß die der Gesinnung nach städtisch werdende Landbevölkerung, die dennoch nicht mehr in die Städte abwandern kann, die Großstadt zu sich aufs Land hinauszieht. Mit andern Worten: das Land, das ganze Land will zur Stadt werden, es zwingt die Stadt zu sich hinaus, die weite Landschaft füllt sich mit städtischem Geist. In Amerika, in Rußland und in Europa.

Das geschieht nicht morgen und nicht übermorgen. Jahrzehnte werden vergehen, ehe die Auswirkungen des allgemeinen Wollens erkennbar werden. Und es wird wahr-

scheinlich noch neuer Katastrophen in allen Ländern bedürfen, bevor sich der Sinn der Geschichte konkret verwirklicht. Dennoch fehlt es nicht an Anzeichen, die schon auf das Kommende hindeuten.
Eines dieser Symptome ist die unverkennbare Tendenz der Industrie, die Großstadt zu verlassen und sich in der Nähe der Rohstofflager oder, sofern das unmöglich ist, auf wohlfeilem Boden, an den Hauptlinien des Verkehrs anzusiedeln und ringsherum die für den Betrieb nötigen Arbeiterhäuser und Beamtenwohnungen anzulegen. Noch vor kurzem wurde geglaubt, die Industrie sei untrennbar von der Großstadt; heute glaubt man sie auf dem Lande besser aufgehoben. Daß diese Überzeugung schon verwirklicht wird, sieht man auf jeder längeren Eisenbahn- oder Autofahrt mit Augen. Überall aber, wo solche Industriekomplexe entstehen, ist ohne weiteres der Geist der Städte bauend an der Arbeit. Industrie bringt Großstadtgesinnung aufs Land hinaus und schafft viele kleine Zellen, die den Trieb haben, sich wachsend zu erweitern. Nicht anders ist es mit der umfassenden Siedlungsbewegung, die nach dem Kriege fast in allen Ländern nachdrücklich eingesetzt hat und die sowohl das Land wie die Großstädte an ihrer Peripherie verwandelt. In dieser sozialen Bewegung, die sich in Deutschland nicht gescheut hat, selbst auf unsicheren wirtschaftlichen Grundlagen die größten Baupläne zu verwirklichen, die verantwortungslos – um einer höheren Verantwortung willen – sogar mit Kapital gebaut hat, das von anderen Nationen geliehen war und wofür Deckung nicht vorhanden war; in dieser Bewegung, die wieder einmal beweist, daß es in der Regel nicht die wirtschaftlichen „Blütezeiten“ sind, die das sozial Wünschenswerte tun, sondern die Notzeiten, in denen Geld aufhört, ein absoluter Wert zu sein, äußert sich ein Wille, der etwas wie ein Gegenspiel der alten Landflucht ist, nämlich eine Stadtflucht. Die in-

nere Wohnstadt wird mehr und mehr verlassen – überall: in Berlin, in Amsterdam, in Wien, in allen Großstädten. Nicht nur weil die Wohnungen dort zu groß und zu teuer sind, sondern weil sich die Wohnbedürfnisse von Grund auf ändern. Die ärmer gewordenen, unsicherer lebenden Stadtbewohner wollen kleinere Wohnungen haben; diese kleineren Wohnungen aber sollen große Siedlungsverbände bilden, architektonische Einheiten mit eigenen Wohnstraßen, Gartenhöfen und Ladenstraßen, mit gemeinsamen Waschküchen und Fernheizanlagen, Spiel- und Sportplätzen und Kindergärten. Das Wohnen soll leichter werden durch Zusammenschluß und durch gemeinsame Benutzung mechanischer und maschineller Hilfen. In die Großstädte kommt durch diese großen Wohnsiedlungen, die an der äußersten Peripherie der Städte errichtet werden, ein neuer Geist des Städtebaues. Die Großstadt wird dadurch aufgelockert. Und aufs Land wird durch die großen Siedlungen von Einfamilienhäusern mit Garten in einer neuen Weise Stadtgeist hinausgetragen. In solchen Siedlungen wohnen hauptsächlich Großstädter. Diese sind aber nicht willens, Bauern alten Stils zu werden. Solch eine in sich abgeschlossene, zwischen Wiese, Wald und Heide daliegende Siedlung ist kein Dorf. Sie ist aber auch nicht der Vorort einer Großstadt. Sie ist vielmehr etwas wie eine Filiale der Stadt auf dem Lande. Sie rechnet, so läßt sich sagen, von vornherein mit Auto, Telephon und Radio, mit der Schnelligkeit des modernen Verkehrs. Diese Entwicklung macht dann aber auch nicht vor den landwirtschaftlich betriebenen Gütern Halt. Entweder werden die großen Güter zerschlagen und in viele kleine Bauernstellen aufgeteilt: dann werden die Inhaber dieser kleinen Anwesen durch Zeitbedürfnisse gezwungen, sich zu spezialisieren, die Bodenkultur zu intensivieren und mehr als bisher unternehmerhaft zu denken, wodurch sie sich dann wie von

selbst dem städtischen Geiste annähern; oder es stellt sich auf den größeren Gütern der Zwang zu einer rationellen Bewirtschaftung ein, die unter Umständen unter Staatsaufsicht wird vor sich gehen müssen: diese halbe oder ganze Verstaatlichung, die ja überall das Gebot der Stunde ist, wird dann aber ebenfalls den alten bäuerlichen Geist austreiben, sie wird, mit den Traktoren, großstädtischen Geist auch in den landwirtschaftlichen Betrieb bringen. In dem Maße aber, wie die ländlichen Anwesen, die Güter, die Siedlungen, die Industriezentren und die schon vorhandenen Städte immer mehr zu Knoten eines vorläufig noch weitmaschigen Netzes werden, wird das ganze Land den Charakter einer stark aufgelockerten Großstadt annehmen. In manchen Gegenden erscheint das Land schon heute wie eine aufgelöste Großstadt. Man denke an gewisse Gegenden in Holland und Belgien, an das Bodensee-Ufer der Ostschweiz, an große Teile von Sachsen, an die Landschaft zwischen Bitterfeld, Halle und Naumburg oder gar an die deutschen Industriebezirke im Westen. Dort hat das lebendige Bedürfnis bereits Grundlinien dessen gezeichnet, was überall werden will. Ist man einmal aufmerksam geworden, so können an vielen Stellen Anzeichen dafür gefunden werden, daß aus der übermäßig gewordenen Stadtwirtschaft ein Zustand hervorgehen will, in dem Stadt und Land eins werden und der darum den lähmenden Widerstreit von Stadt- und Landgesinnung, von städtischer und ländlicher Interessenpolitik nicht mehr kennt. Man darf sich den Gestaltwandel nicht so vorstellen, daß die bestehenden Städte verschwinden, daß sie abgetragen und zertrümmert werden. Sie werden bestehen bleiben und ihre Funktion haben, als Mittelpunkte der Wirtschaft und der Regierung. Doch werden sie nicht mehr so wichtig sein und an ungesunder Anziehungskraft einbüßen. Auch wird es natürlich nicht so sein, daß das ganze Land städtisch wird.

Große Strecken freien Landes, Äcker, Wiesen, Forste, Berge und Moore werden zwischen den eng kolonisierten Teilen bleiben. Dennoch wird es sein, als sei eine Provinz eine einzige große, aufgelockerte Stadt oder ein Verband von Städten, deren Grenzen verschwimmen. Noch vor zwanzig Jahren beschäftigten sich die vorausschauenden Architekten mit Ideen des Städtebaues, sie planten auf dem Papier große Durchbrüche innerhalb des großstädtischen Häusermeeres, sie zeichneten in ihre Pläne Ausfallstraßen, legten in Gedanken Grünflächen an und Kolonieen von Wohnhäusern außerhalb der Geschäftsstadt. Heute geben sie sich mit solchen Reformen nur noch ab, insofern der Auftrag einer Stadtverwaltung vorliegt. Was sie jetzt interessiert, sind Regional- und Landesplanungen größeren Stils, das heißt der planmäßige Ausbau ganzer Provinzen nach einheitlichen Gesichtspunkten. Was diesen Architekten aber als eine ideale Lösung vorschwebt, das ist zu guten Teilen vorweggenommene Wirklichkeit.

Eine solche Entwicklung ist freilich nur möglich, wenn die Nationen Europas aufhören werden, sich gegenseitig das Dasein zu erschweren: durch Sanktionen, Tributzahlungen, Zollmauern und unlauteren Wettbewerb; wenn sie freiwillig tun, wozu sie eines Tages doch durch die Lebensnot gezwungen werden, wenn sie eine große Arbeitsteilung einführen. Die Tendenz zur Bildung eines europäischen Staatenbundes ist ja aber, trotz aller nationalistisch betonten „Autarkie“ in den Ländern, vorhanden. Die nationale Selbstbeschränkung ist nur ein Intermezzo, ist nur eine Reaktion innerhalb der großen weltwirtschaftlichen Revolution, in der wir uns befinden. Mit innerem Zwang will werden, trotz aller Rückschläge, was man die Vereinigten Staaten Europas genannt hat. Daraus wird sich einst eine innere Verbundenheit der Nationen ergeben, die heute kaum schon vorstellbar ist. Es ist eine zukünftige europäische

Wirtschaftsgemeinschaft vorstellbar, die sich äußerlich vielleicht als eine Zollunion darstellen wird. Innerhalb dieser Wirtschaftsgemeinschaft könnte ein so geregelter Austausch von Bodenprodukten, Gütern und Fabrikaten stattfinden, daß in wesentlichen Teilen eine Selbstversorgung Europas garantiert wäre. Das gegenwärtige Bestreben der europäischen Völker, sich national zusammenzufassen, hängt mit dem Europagedanken eng zusammen, sosehr sich beide Tendenzen oft auch zu widersprechen scheinen. Unionismus erzeugt stets einen gewissen Partikularismus. Jedes Land, jedes Volk will im großen Verband seinen Charakter, seine Persönlichkeit bewahren. Es gehen darum nebeneinander zwei Bestrebungen einher, die sich nur scheinbar bekämpfen, ein extensives und ein intensives Streben. Der Ausgleich dieses Zwiespalts – eines Zwiespalts, der im tieferen Sinn keiner ist, weil er nur darin liegt, daß verschiedene Seiten desselben Problems zugleich gesehen werden – kann nicht in der heutigen Großstadt gefunden werden, denn sie muß einseitig das Paneuropa wollen; und er kann nicht auf dem Lande gefunden werden, denn dieses muß ebenso einseitig die nationale Zusammenfassung der Volkskräfte wollen. Gefunden werden kann die Synthese nur in einem zur Stadt gewordenen Land. Nur dort kann sich das Europäische mit dem Nationalen vertragen.
Was die Geschichte will, ist also eine Formsetzung größten Stils, die endlich zur Beruhigung und Gesundung führt. Die Geschichte will zugleich ein Mehr und eine Beschränkung. Sie ist außerstande, sich zurückzubilden. Es ist unmöglich, die Großstadt mit reaktionärer Gesinnung abzubauen; sie kann nur durch sich selbst überwunden werden, wie Bazillengifte nur durch einen aus ihnen gewonnenen Impfstoff unschädlich gemacht werden. Oder um es anders auszudrücken: nur der Speer, der die Wunde schlug, heil sie auch.

Die Frage läßt sich noch von einer andern Seite betrachten und führt dann zu denselben Schlußfolgerungen: von seiten der Technik. Ein allgemeinverständliches Beispiel mag zur Einführung dienen. Als sich die Großstadt ausbildete, entstanden zwangsläufig hohe Stockwerkhäuser. Um diese bewohnbar zu machen, wurden die Wasserleitung, die Wasserspülung und die unterirdische Kanalisation eingeführt. Diese Neuerungen wurden lebhaft begrüßt; es sah aus, als seien sie nur der Bequemlichkeit der Bewohner wegen eingeführt worden. Jeder kam sich besonders vornehm vor, wenn er eine Wohnung innehatte, die Wasserleitung und Gasrohre enthielt. In Wahrheit wurden die neuen Einrichtungen getroffen, weil ohne sie das Wohnen in hohen Stockwerkhäusern aus Gründen der Hygiene und Sicherheit unmöglich geworden wäre, sie waren aus der Notdurft geboren. Dieses Beispiel zeigt, daß jede Erfindung, die der Allgemeinheit dient, wie sehr sie auch dem Spielbedürfnis der Menschen entgegenkommen mag, von der Not, vom Bedürfnis erzwungen ist. Eine Erfindung kann dem Bedürfnis kurz vorhergehen; auch dann ist sie jedoch ein Produkt latent vorhandener Bedürfnisse. Die Buchdruckerkunst zu erfinden, war, zum Beispiel, nichts Ungewöhnliches. Es muß wunder nehmen, daß sie nicht schon früher erfunden worden ist. Sie wurde vorher nicht gebraucht. Erst die Reformation, die Renaissancegesinnung, ein neues europäisches Mitteilungsbedürfnis und eine neue wißbegierige Weltanschauung schufen die Vorbedingungen. Als diese aber einmal gegeben waren, ließ die Erfüllung nicht auf sich warten. In diesem Sinne darf man sogar sagen, Amerika sei erst entdeckt worden, als ein dunkler Expansions- und Kolonisationstrieb auf Entdeckungsreisen ausging.

MAX MELL / MALERLEGENDE

In einem hoch in den Bergen gelegenen Wallfahrtskirchlein in Kärnten, dessen Ruf übrigens über die nächsten Talgaue kaum hinausdrang, sah ich einmal zu kühler Rast auf einer Wanderung die kleinen und großen Bilder an, mit denen die Wände vollhingen und welche die wunderbaren, durch die Wallfahrt erzielten Heilungen und Errettungen mit einfältiger Anschaulichkeit darstellten. Ein Bild fiel mir in die Augen, das offenbar das älteste darunter war; die andern mochten, im Laufe der Zeit dazu gehängt, es nach und nach eingeschlossen haben, denn es hatte mit ihren Darstellungen nichts gemein, und es konnte nicht aus dem Anlaß einer „Verlobung", wie man in den Alpen vom Gelöbnis sagt, hierher gestiftet sein. Ich betrachtete es mit wachsender Teilnahme. Die Figuren standen wohl etwas steif darauf und verrieten, daß der Maler einer bäuerlichen Welt angehört hatte; allein es war keine, die nicht ihr Eigenleben verraten hätte; ihre Augen glänzten mit Gewalt aus den deutlich und besonders gezeichneten Gesichtern, aus Gewandung und Gerät sprach Phantasie, und im Ganzen lebte ein heimliches und starkes dichterisches Empfinden, so daß ich mir das Bild als eine schöne und erfreuende Begegnung vor dem Auge noch manchmal wiederholte, als ich den Weg durch die laut vom Wasser durchrauschte Waldschlucht hinabstieg. Nicht lange darauf konnte ich einen jungen Gelehrten, der die Kunstschätze seiner Heimat wohl kannte, nach dem Bilde fragen; er erinnerte sich wohl daran und wies nur darauf hin, daß seine Darstellung, das Nebeneinander einer Reihe bestimmter Figuren, nicht ursprünglich sein könne, sondern nach einer Vorlage gearbeitet sei, die in älterer Zeit weit verbreitet gewesen. Doch gäbe es über dieses Bild im besonderen eine kleine Erzählung in einem alten Buch, von dem sich nur sehr

wenige Exemplare erhalten hätten und das wegen der Kuriositäten aus der Landesgeschichte, die es in argem Kunterbunt zusammengetragen, immer noch sehr geschätzt würde. Das Buch hieß, nach der schnörkelhaften Ausdrucksweise der Türken- und Pestzeit, „Kärntnerischer Tandelmarkt“, und da ich es nachschlug, erfuhr ich über jenes Bild die folgende Geschichte.

Vor Jahren, bald nachdem ein auffälliges Wunder den Zulauf der Wallfahrer nach diesem Kirchlein wieder einmal erhöht hatte, kam ein junger Mensch, Kind dieses Landes, von mehrjähriger Wanderschaft wieder heim. Er war in der Fremde Maler geworden, hatte viel gesehen und etwas gelernt. Sein Vater hatte ein unweit gelegenes Bergwerk mit Glück betrieben und ihm Haus und kleines Vermögen hinterlassen. Ob seiner Kunst wurde der Ankömmling mit Achtung aufgenommen, es fanden sich Gelegenheiten, daß er seine Geschicklichkeit zeigen konnte, und man wußte von ihm bald weit ins Land hinein. Nun erwies sich mit der Zeit, daß dieser Mann und die Leute nicht recht zusammenpaßten. Am Wirtshaustisch, an dem er sich anfänglich manchmal einfand, führte er hochfahrende und schnell aufbrausende Reden, die verrieten, daß er viele Dinge auf Erden verachtete, die bei andern in Ansehen standen, von seiner Kunst aber eine stolze Meinung hatte, die wieder die andern nicht teilen konnten, worüber sie, wenn sich dies unbeholfen äußerte, von ihm als die lächerlichsten Patrone auf der Welt hingestellt wurden. So stieß er ab, wer sich ihm genähert hatte, und die etwa zu Anfang darauf bedacht waren, daß er ihre heiratsfähigen Töchter vor Augen bekäme, erlitten in ihrem Beginnen bald eine Abweisung solcher Art, die sie kaum hätten in begründende Worte fassen können, die sie aber nie verziehen. Es war keine Freundschaft um ihn; und wie die Jahre gingen, kam es dazu, daß er sich immer mehr abschloß, daß er mit seinem

dichten schwarzen Haar und Bart und den glühenden schwarzen Augen, durch seine einsamen Berggänge auch in stürmischen Nächten und im Winter und nicht zuletzt mit seinen lauten, heftigen Selbstgesprächen vielen Leuten unheimlich wurde. Dennoch, wer etwas malen lassen wollte, kam unfehlbar zu ihm. Es gab nämlich etwas ganz Besonderes, das die Menschen zu ihm zog. Wenn er auf Verlobungsbildern oder sonstigen Gedächtnistafeln Unglücksfälle oder große Gefahren oder irgendwelche Ungetüme zu malen hatte, so sahen die immer wirklich zum Fürchten aus. Ein brennendes Haus, eine hereinstürzende Wasserflut, ein wildes Gewitter oder eine Lawine waren immer mit einer Wahrheit gemalt, die die Leute schaudern machte, und als einmal ein Kind vor dem Drachen, den er unter einem Sankt Georg gemalt, jämmerlich zu schreien begann, lachte er überlaut und meinte, nun habe ers getroffen. Das überstandene Übel konnte für die Leute ja nicht schrecklich genug aufgezeichnet werden, und hierin erlangte er ihre ganze Zufriedenheit. Nur sahen daneben die heilige Maria oder die Dreifaltigkeit in der Glorie, die über solchen Ereignissen zu thronen pflegten, meist etwas kümmerlich aus, sie waren recht klein und entfernt, und man meinte, ihrer nicht recht inne werden zu können; ja es sah geradezu aus, als ob jemand versucht hätte, sie wegzuwaschen. Es kam des weiteren hinzu, daß der Maler auch allerlei Mixturen zu brauen pflegte, mit denen er vortrefflich neue Farben zu finden trachtete, aber wohl eigentlich Gold machen wollte; und es gab wohl welche, die den Verdacht hegten, ob er es nicht mit finsteren Mächten zu tun hätte, mit denen er etwa in Venedig ein Bündnis geschlossen; denn in den welschen Städten kam vielerlei vor, was den Leuten im Gebirge nicht gefiel. Jene Mächte hätten ihm für ihre Hilfe bei seinen Arbeiten wohl gar zur Bedingung gemacht, die heiligen Gestalten auf den Bildern ganz klein

und unscheinbar zu lassen, während die Nachstellungen, die sie den Menschen bereiteten, großartig an den Wänden der Kirche zu sehen wären. Die Vernünftigen aber meinten, die Bilder würden doch geweiht, und da entflöhe alles Böse, das sich etwa einschliche; und man hätte keinerlei schlimme Zeichen wahrgenommen.

Eines Sonntags in der Fastenzeit, als die Messe gerade aus war, kam ein alter Gebirgsbauer zu dem Maler, zog ein ganz mürb gewordenes und schon in mehrere Teile zerfallenes Blatt aus der Tasche, entfaltete es, die Augen ganz nahe dazu führend, denn er sah schon sehr schlecht, und breitete es dem Maler auf den Tisch aus. Der Maler betrachtete es und sprach: „Das ist ein Kupferstich, was wollt Ihr damit?“ Der Bauer meinte, das Bild hielte nicht lange mehr aus; er möchte aber, daß es auf dem Hofe bleibe, so wie er es ererbt habe, und ob er es ihm neu machen könnte. Der Maler entgegnete, er könnte es ihm nur auf Holz und in Farben machen, ob er damit einverstanden wäre. Und da der Bauer hörte, daß es dann recht dauerhaft würde, war ers zufrieden.

Auf dem Blatt waren die Stände der Welt dargestellt, eine Figur neben der andern, und unter jeder stand, wie von ihrem Munde gesprochen, wozu sie auf Erden bestimmt war. Da war der Papst, unter dem stand: Ich segne euch alle. Dann war der König, unter ihm stand: Ich regiere euch alle. Der Beamte hatte den Spruch: Ich verordne euch alle. Der Arzt: Ich kuriere euch alle. Der Soldat: Ich schütze euch alle. Der Bauer: Ich nähre euch alle. Das Mädchen: Ich verführe euch alle. Als letzte Figur danach war der Tod aufgemalt mit dem Wort: Ich ernte euch alle.

Der Maler bildete diese Gestalten in prächtigen Farben ab, als letzte Figur jedoch malte er nicht den Tod, sondern, grausenerregenden Ansehens, den Teufel und schrieb darunter: Ich hole euch alle.

Der Bauer kam, nachzusehen, wie sein Bild geraten wäre; und er brachte seine Enkelkinder mit, die ihn auf dem Kirchgang zu begleiten pflegten und die er bei jenem ersten Besuch vor der Tür hatte warten lassen. Da sie nun das Bild, das sie wohl kannten, prangend von bunten Farben, vor sich aufgestellt sahen, schrieen sie auf in Lust, weil es so schön geworden, und in Freude, weil sie so etwas auf ihrem Hof haben sollten. Der Großvater, zuerst erschrocken, lachte, daß er es ihnen recht gemacht, und hielt seinen weißen Kopf unbedeckt wie in der Kirche ganz nahe vor jede einzelne Figur und die Unterschrift. Die Jugend zeigte mit vielen Ausrufen auf jede einzelne Gestalt; sie sprachen über jede, und der jüngste Bub sagte mit strahlenden Augen, der Soldat gefiele ihm am besten, so schön wären sein Schnurrbart, seine Pluderhosen und sein Gewehr. Der zweite Bub meinte, ihm gefiele wohl der Papst am besten, und wandte den Blick nicht von der dreifachen Krone, obschon diese etwas matt geraten war. Der dritte war ein naseweiser, junger Bursch, der den Dirnen schon nach den Waden sah, und ihm gefiel das Mädchen am besten, weil es recht rund sei und so rote Backen habe. Das eine kleine Mädchen, das ein wenig scheuen Wesens war, sagte, ihm gefiele der Arzt am besten in seinem schwarzen Talar. Der Großvater aber nickte vor sich hin und sagte, der Bauer wäre doch am schönsten anzusehen, der ernähre alle, und sie sollten nur bauen und brav bleiben. Alle aber waren sie einig darin, daß ihnen der Beamte und der Teufel ganz und gar nicht gefielen. Nur das älteste Mädchen hatte kein Wort gesprochen. Es war ein edelgebildetes Geschöpf mit leuchtenden braunen Augen und überragte die ganze kleine Schar an Wuchs und Anstand und hatte nur mit ruhigem Blick das Bild geprüft. Es wandte sich zuletzt an den Großvater und sprach: „Ist dir alles so recht und angenehm, wie es der Herr Meister da auf das Bild aufgesetzt hat?“ „Alles so

recht und angenehm," nickte der Großvater, „und es ist eine ziemlich schöne Tafel geworden." „Aber Großvater, hast du auch alles wohl betrachtet? Und weißt du denn auch noch, wie es auf dem alten Blatt gewesen?" Sie nahm das zerfallene Bild vorsichtig in die Hand und wandte sich an den Maler: „Ihr habt an Stelle des Todes den Teufel auf das Bild gemalt; habt Ihr das mit dem Großvater so abgeredet?" „Keineswegs," entgegnete der Maler mit einem kecken Aufwerfen des Kopfes, „dazu hat es mich frei gelüstet, und das gefiel mir so." Darauf überzog eine dunkle Röte das Gesicht des Mädchens, und nach einem Schweigen hob es das Haupt und sprach: „Die Abrede ist getroffen, daß Ihr malen sollt, was Euch der alte Bogen da angibt; und eine Verwechslung nach Eurem Willen war nicht vorgesehen. Es ist nicht not, daß wir dieses Bild als ein solches annehmen und bezahlen, wie wir es in Arbeit und Ausführung gegeben haben." „Was sträubst du dich denn, mein Kind, da ich es schon angenommen habe?" sagte der Großvater mit Lächeln. „Hat er es nicht gut gemacht? Ich sehe mir doch lieber den Teufel an als den Tod; denn mit jenem mag eines dank Gottes Hilfe wohl fertig werden, dem Freund Streckbein aber kann keines ausweichen." „Du sprichst das Richtige aus, Großvater!" rief das Mädchen, „aber danach seid Ihr uns, Herr Meister, eine Figur schuldig geblieben, um die wir noch bitten. Nicht der Teufel, der da sagt: Ich hole euch alle, soll der letzte sein auf dem Bilde, sondern Ihr sollt uns nach ihm noch einen Engel dazu malen und darunter die Schrift: Ich rette euch alle."
Es schien, als ob der Maler einen trotzigen Einwurf oder gar einen Fluch unterdrückte; er sah auf das Bild und dann ganz bitterböse auf das Mädchen. Vielleicht, daß er erst unschlüssig war; aber was er zuletzt als Antwort fand, war ein geschwinder und rasch zurückgezogener, unsicherer Blick von unten herauf und ein Brummen, das anschwoll,

bis es fast wie ein Stöhnen aus seiner Brust drang. Und dann schob er die Buben, die sich bei seinen Flaschen und Tiegeln zu schaffen gemacht, aus der Werkstatt und damit, es war nicht mißzuverstehen, eigentlich die ganze Familie.
Die Nachbarn merkten an diesem Tag, daß er öfters unruhig durchs Haus polterte und mit den Türen schlug. Als am nächsten Sonntag das Mädchen mit einem der Brüder nachsehen kam, erklärte er ihm, er hätte nichts Neues gemalt, und ließ auch nicht sehen, wie weit er wäre. Nun kamen sie erst am zweiten Sonntag danach, da sagte er: „Ich weiß nicht, ob ich euch das machen kann. Am Ende kann ich euch ja auch das alte Blatt zurückgeben." Das Mädchen sah ihn an und blickte dann bekümmert auf das Bild. „Ach, das müßt Ihr doch können", murmelte sie. „Warum denn, warum muß ich?" rief er gereizt. Sie schwieg zuerst, dann sah sie von einer Figur zur andern; beim Teufel hielt sie ein wenig inne; dann atmete sie auf und sprach, lebhafter und zuversichtlich: „Aber es geht doch aus alledem hervor!" Der Maler entgegnete: „Ist das so? Geht es aus alledem hervor?" „Ja, es ist so", erwiderte das Mädchen.
Darauf aber blieben sie lange aus. Der Sommer ging ins Land, da traf der Maler auf einer Alm, zu der er Wurzeln stechen ging, er brauchte solche für seine Tinkturen, unvermutet das Mädchen an. Als er ihrer ansichtig wurde, errötete er und blieb stehen; dann ging er lebhaft und mit hellem Blick auf sie zu; aber als er vor ihr stand, schien er nicht zu wissen, was er sagen sollte. Er sah ihr aufmerksam ins Antlitz, und sie ertrug seinen Blick in einer Art, die wie eine sanfte, von sich selbst kaum wissende Erwiderung war. Endlich stieß er hastig heraus, daß das Bild nun bald fertig würde, so wie sie es gewünscht habe, und am Tage von Mariä Himmelfahrt könnte sie es sehen. Da kamen sie denn alle in seine Werkstatt. Er hatte die verlangte Holz-

tafel mit Geschick an das Bild angefügt, so daß man kaum etwas davon merkte. Und der Engel war so, daß sie alle still wurden und ihn nur ansehen mochten und, je länger sie das taten, desto weniger von dem Anblick lassen mochten. Er hatte einen süßen und dabei entschlossenen Ausdruck in den Zügen, die Haare unter einem Stirnreif umflossen ihn strahlend, seine Gestalt stand hoch mit einem feinen, dienenden Stolz auf lichten Wolken, dahinter die Sterne sichtbar wurden, und darüber stand: Ich rette euch alle. Das Mädchen war die erste, die den Blick wieder hob von dem Bilde; sie tat es aber nur, um mit heller Dankbarkeit auf den Maler zu sehen, der sein Auge davor senkte; und sie schüttelte vor Freude immer wieder den Kopf, als ob sie es gar nicht glauben könnte, was sie mit eigenen Augen sah. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, sie trug die Tafel selber, in eine Hülle eingeschlagen, auf den Hof hinauf und gab sie erst dort wieder aus den Händen. Es kamen aber viele Menschen zu ihnen, um das Bild zu betrachten, und alle waren einig darin, daß der Meister noch auf keiner Tafel eine so liebliche Gestalt wie diesen Engel getroffen hätte. Die übel von ihm gesprochen hatten, erzählten dann allmählich andres von ihm. Man hätte in seiner Behausung oft ein großes wildes Rumoren gehört, und seit dem Morgen von Mariä Himmelfahrt wäre die Mauer über einem Fenster so geschwärzt, als wäre dort ein rußiges Wesen herausgestrichen; und einer wollte darunter einen Pinsel gefunden haben, der hatte ganz schwarze Borsten, und als er ihn genommen und in den Ofen geworfen, wäre er mit einer Stichflamme in Brand aufgegangen.
Man konnte aber wahrnehmen, daß der Maler sich in manchem veränderte. Er wurde zwar nicht weniger schweigsam und unzugänglich, aber es nahm ein mildes Schauen und bald ein so tiefer Friede sein Gesicht ein, daß die Frauen ihn oft heimlich ansahen, um daran ihre Freude zu haben.

In den Bildern, die man bei ihm malen ließ, wurde dem Schrecklichen und Ängstlichen kein neuer Ton hinzugefügt, vielmehr wurde es einfacher und schien nicht mehr die Hauptsache auf dem Gemälde. Dagegen waren öfter die Glorie, die Heiligen, die Schutzpatrone und die Dreifaltigkeit mit einer wunderbaren Herrscherkraft im Bilde zu sehen und sendeten ihren Glanz über die Ereignisse der Not und tief in die Klüfte der Zerstörung und Verirrung. – Der Maler hat dann geheiratet; seine Nachkommen lebten noch bis vor kurzem in jener selben Gegend, in deren oft besuchtes Heiligtum auch das Bild, das er für den alten Bauern gemalt, in einer späteren Zeit übertragen wurde.

AUGUSTE RODIN / TESTAMENT

Ihr jungen Menschen, die ihr euch zu Priestern der Schönheit berufen fühlt, vielleicht freut es euch, hier die Summe einer langjährigen Erfahrung gezogen zu sehen.

Liebt die Meister, die euch vorangegangen sind, und habt Ehrfurcht vor ihnen!

Neigt euch vor der Größe eines Phidias und eines Michelangelo! Bewundert die göttliche Heiterkeit des einen, den wilden Schmerz des anderen! Auf edle Geister wirkt die Bewunderung wie ein stärkender Wein.
Hütet euch aber, eure ältern Kunstbrüder nachzuahmen. Haltet die Überlieferung in Ehren, aber suchet in ihr die ewig fruchtbaren Kräfte: die Liebe zur Natur und die Wahrheit. Das sind die beiden großen Leidenschaften der Genies. Alle hatten eine glühende Verehrung für die Natur, und jede Unwahrheit war ihnen ein Greuel. So reicht euch die Überlieferung den Schlüssel, der es euch ermöglicht, euch vor

der Routine zu retten. Die Überlieferung selbst empfiehlt euch, immer wieder die Wirklichkeit zu befragen, und sie verbietet euch, blindlings einem einzigen Meister zu folgen.

Die Natur sei eure einzige Gottheit.
Glaubt an sie fest und unerschütterlich. Seid überzeugt, daß sie nie häßlich ist, euer Ehrgeiz sei, ihr treu zu sein.
Für den Künstler ist alles schön, denn in jedem Wesen und in jedem Ding erkennt sein scharfer Blick den Charakter, das heißt, die innere Wahrheit, die durch die äußere Form hindurchscheint. Und diese Wahrheit ist die Schönheit selbst. Lernt mit heiligem Eifer: ihr werdet gewiß die Schönheit finden, wenn ihr der Wahrheit auf die Spur kommt.
Arbeitet unermüdlich!

Ihr Bildhauer, entwickelt in euch den Sinn für die Tiefe. Der Geist macht sich mit diesem Begriff schwer vertraut, nur Flächen sind ihm geläufig. In plastischen Formen zu denken, ist ihm unbequem. Und doch besteht darin eure Aufgabe.
Legt vor allem in einem klaren Entwurf die Figuren fest, die ihr zu schaffen gedenkt. Betont nachdrücklich die Richtung, die ihr jedem Teil des Körpers, dem Kopf, den Schultern, dem Becken oder den Beinen geben wollt. Die Kunst fordert Entschlossenheit. Durch einen klaren Zug der Linien werdet ihr den Raum gestalten und euch der Tiefe bemächtigen. Wenn der Entwurf fertig vorliegt, ist alles Wesentliche vorhanden. Euer Bildwerk lebt bereits. Die Einzelheiten entstehen von selbst und ordnen sich dem Ganzen ein.
Beim Modeln sollt ihr nie flach, sondern plastisch denken. Euer Geist empfinde jede Oberfläche als das Äußere einer

Masse, die von hinten her vordrängt. Stellt euch jede Form so vor, als wüchse sie euch entgegen. Jedes Leben entsteht in einem Kern, keimt und entfaltet sich von innen nach außen. Deshalb glaubt man stets in jedem schönen Bildwerk einen kräftigen inneren Trieb zu spüren. Darin liegt das Geheimnis der antiken Kunst.
Ihr Maler, auch ihr sollt euch bemühn, die Dinge im Raum zu sehen. Betrachtet zum Beispiel ein Bildnis Raffaels. Wenn dieser Meister einen Menschen von vorn darstellt, läßt er die Linien der Brust seitwärts verlaufen und schafft dadurch den Eindruck der räumlichen Tiefe.
Alle großen Maler peilen den Raum. In der Vorstellung der Tiefe liegt ihre Kraft.
Denkt daran: es gibt keine Striche, es gibt nur Rauminhalte. Wenn ihr zeichnet, kümmert euch nie um die Umrisse, sondern um den Hintergrund. Der Hintergrund beherrscht die Umrisse.

Übt euch ohne Unterlaß, ihr sollt euch an das Handwerk gewöhnen.

Die Kunst ist nur Gefühl. Aber ohne Kenntnis der Raum- und Größenverhältnisse, der Farben; ohne die Geschicklichkeit der Hand bleibt das lebhafteste Gefühl vollkommen machtlos. Was könnte der größte Dichter in einem fremden Lande ausrichten, dessen Sprache er nicht kennt? Bei dem heutigen Künstlernachwuchs gibt es leider viele Dichter, die die Sprache nicht lernen wollen. Und so bringen sie nur ein Gestammel hervor.
Habt Geduld! Verlaßt euch nie auf die Eingebung, denn die gibt es nicht. Die einzigen Eigenschaften des Künstlers sind Weisheit, Aufmerksamkeit, Aufrichtigkeit und Willenskraft. Erfüllt eure Aufgabe wie ehrliche Handwerker.

Junge Menschen, seid wahr! Das bedeutet aber nicht: seid geistlos genau. Es gibt eine niedrige Genauigkeit: die der Photographie und des Abgusses. Die Kunst fängt erst mit der inneren Wahrheit an. Alle eure Formen, alle eure Farben seien Ausdruck des Gefühls.

Der Künstler, der sich mit einer Augentäuschung begnügt und auf knechtische Weise wertlos Nebensächliches wiedergibt, wird nie ein Meister sein. Wenn ihr einmal einen „campo santo" in Italien besucht habt, werdet ihr gesehen haben, wie lächerlich die Künstler, denen der Schmuck der Gräber anvertraut ist, sich bemühen, in ihren Bildwerken Stickereien, Schleier und Haarflechten wiederzugeben. Sie sind vielleicht genau, aber sie sind nicht wahr, da sie nicht zur Seele sprechen.

Fast alle unsere Bildhauer erinnern an die der italienischen Friedhöfe. Auf den Denkmälern unserer öffentlichen Plätze kann man Gehröcke, große und kleine Tische, Stühle, Maschinen, Ballons, Telegraphengeräte sehen. Keine innere Wahrheit und daher auch keine Kunst. Wendet euch mit Entsetzen ab von diesem Trödelkram.

Seid tief und unerbittlich wahr. Scheut euch nie, euer Gefühl zum Ausdruck zu bringen, selbst wenn ihr euch damit in Gegensatz zu den hergebrachten Anschauungen stellt. Ihr werdet nicht immer gleich verstanden werden, aber eure Vereinsamung wird nur von kurzer Dauer sein. Freunde werden sich bald einfinden, denn das, was tief wahr ist für einen Menschen, ist es auch für alle.
Aber keine Verrenkungen, keine Mätzchen, um die Masse zu locken! Einfachheit und Natürlichkeit!

Die schönsten Stoffe stehen euch täglich zur Verfügung, es sind die, die ihr am besten kennt.



Mein lieber und großer Freund, Eugène Carrière, der uns so früh hat verlassen müssen, erwies sich als Meister, indem er seine Frau und seine Kinder malte. Es genügte ihm, die Mutterliebe zu verherrlichen, um seine Größe zu zeigen. Meister sein heißt mit eigenen Augen sehen, was alle sehen können, und die Schönheit erkennen in Dingen, die anderen zu gewöhnlich erscheinen.
Die schlechten Künstler sehen immer durch die Brille der anderen.
Auf leidenschaftliche Bewegtheit, auf Liebe und Hoffnung, auf rauschendes Leben kommt es an. Erst Mensch sein, dann Künstler! Wahre Beredsamkeit spottet der Beredsamkeit, sagt Pascal. Wahre Kunst spottet der Kunst. Ich komme hier auf das Beispiel Eugène Carrières zurück. In den Ausstellungen sind die meisten Gemälde nur Malereien: seine Gemälde sehen unter den anderen aus wie Fenster, die dem Leben offenstehen.

Freut euch über richtige Kritiken, ihr werdet sie leicht erkennen. Es sind solche, die einen vorhandenen Zweifel in euch bestärken. Laßt euch nicht beeinflussen von den Kritiken, die ihr in eurem Gewissen nicht anerkennen könnt.
Fürchtet keine unberechtigte Kritik. Sie wird eure Freunde in Bewegung setzen und sie zwingen, sich ihrer Zuneigung zu euch bewußt zu werden und sie um so deutlicher zu zeigen, je mehr sie sich über ihre Gründe klar werden.
Als junge Künstler werdet ihr zunächst nur wenige Anhänger und viele Feinde haben. Laßt euch nicht entmutigen. Die ersteren werden siegen, denn sie wissen, warum sie zu euch halten, die anderen dagegen wissen nicht, weshalb sie euch hassen. Die ersteren sind leidenschaftliche Freunde der Wahrheit und werden ihr immer neue Anhänger gewinnen, die anderen dagegen zeigen keine Ausdauer in der Verfechtung ihrer falschen Meinungen. Die erste-

ren sind zähe Kämpfer, die anderen hängen ihre Fahne nach dem Wind. Die Wahrheit wird den Sieg davontragen.
Vergeudet nicht eure Zeit mit der Anknüpfung gesellschaftlicher oder politischer Beziehungen. Ihr werdet sehen, daß viele eurer Fachgenossen durch allerlei Schliche zu Ehren und Wohlstand gelangen: das sind keine wahren Künstler. Einzelne unter ihnen sind jedoch äußerst klug, und wenn ihr euch mit ihnen auf deren Gebiet in einen Kampf einlaßt, werdet ihr genau so viel Zeit verlieren wie eure Gegner auch, nämlich das ganze Leben; denn es wird euch keine Minute mehr übrig bleiben, Künstler zu sein.

Seid tief erfüllt von eurer Sendung, es gibt keine schönere. Sie ist viel wichtiger, als die Menge glaubt.
Der Künstler gibt ein großes Beispiel.
Er liebt sein Handwerk, und sein kostbarster Lohn besteht in der Freude an der guten Arbeit. Leider werden die Arbeiter heutzutage zu ihrem eigenen Schaden dazu verführt, ihre Arbeit zu hassen und sie zu verpfuschen. Die Welt wird erst dann glücklich, wenn alle Menschen Künstlerseelen haben, das heißt, wenn jeder Freude an seinem Werke hat.

Die Kunst ist außerdem eine herrliche Erziehung zur Aufrichtigkeit.

Der wahre Künstler scheut sich nie, seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, auch auf die Gefahr hin, alle bestehenden Vorurteile über den Haufen zu werfen.
So gibt er seinen Mitmenschen ein Beispiel des Freimuts.
Und man denke sich aus, welch ein wunderbarer Fortschritt es wäre, wenn plötzlich unbedingte Wahrhaftigkeit unter den Menschen herrschte. Ach, wie bald hätte die

Auguste Rodin
Kopf eines der Bürger von Calais

menschliche Gesellschaft dann alle Irrtümer und Häßlichkeiten abgeworfen, die sie bisher gutgeheißen hat, und wie schnell wäre unsere Erde umgewandelt in ein Paradies!

HANS CAROSSA / DIE BEKEHRUNG DER MUTTER. EIN ERLEBNIS DOKTOR GIONS

ENDLICH stand Gion vor seiner Wohnung, sollte sie aber noch immer nicht sogleich betreten. Hans Zirngibel, der Schlosser und Athlet, war ihm nachgegangen, um ihn ins Erdgeschoß zurückzuholen. Er berichtete von einem neuerlichen Brustkrampf, den seine Mutter soeben erleide, und bat um einen kurzen Besuch. Kaum notdürftig bekleidet, mit rötlichem Kraushaar und schlafverschwollenen Augen, sah der junge Mann sehr niedergeschlagen aus; alle Hausbewohner wußten auch, warum. Er hatte die Fachkenntnisse, die er sich als tüchtiger Schlossergehilfe erworben, von schlimmen Freunden verführt, zu einem kühnen Einbruchsdiebstahl verwendet, es aber dabei an Vorsicht fehlen lassen und für ein Jahr seine Freiheit verloren. Dieses Mißgeschick war übrigens verschmerzt und halb vergessen; ein viel tieferer Gram bedrückte den Schwergewichtsbändiger. Seit seinen Knabenjahren hatte er sich in Athletik und Akrobatik geübt und es, wie man hörte, darin weit gebracht.

Nun war im Gefängnis ein dumpfer Groll gegen die Schlosserei in ihm groß geworden; er wollte sie aufgeben, wollte vollends Artist werden, stieß aber dabei auf den hartnäckigen Widerstand seiner Mutter. Diese alte, scheinbar immer der Auflösung nahe Frau verwarf die gefährliche und, ihrer Meinung nach, faulenzerische Liebhaberei, von welcher sie in ihrer Einfalt jene Missetat herleitete, und forderte Verharren im ehrbaren Handwerk. Seit seiner Freilassung hatte

sie ihm alles öffentliche Auftreten untersagt; nicht einmal in geschlossenen Vereinen sollte er sich künftig zeigen dürfen. Unter diesem Verbot litt er grenzenlos, und was das Wunderlichste war: der Gedanke, es auf eigene Faust einfach zu übertreten und eine fertige Tatsache zu schaffen, schien außerhalb seines Vorstellungskreises zu liegen. Wirkte noch aus frommen Kindheitstagen das vierte Gebot im Gemüt des Herkules nach, oder lag es an willenlähmenden Seelenkräften der Mutter: auf keinen Fall war er fähig, mit ihr im Unfrieden zu leben, und eine lustige Nachbarin hatte wohl das Rechte getroffen, als sie äußerte, jener Einbruchsversuch wäre sicherlich unterblieben, wenn der gute Hans nicht ausnahmsweise vergessen hätte, seine Frau Mama um Erlaubnis zu bitten.

Ehe sie das Krankenzimmer betraten, winkte er den Arzt noch schnell in ein Kämmerchen, machte Licht, zog von einem ärmlichen Lager die Decke zurück und deutete auf ein lachsfarbenes Gewebe, das Gion für ein Nachthemd hielt; es glänzten aber Medaillen daran. – „Mein Trikot", flüsterte der Jüngling mit zärtlich vorstellender Geste, und gleich wurde seine Ergriffenheit übermächtig; er preßte sich mit einem Blick nach oben die starke Hand auf den Mund, um das Übermaß aufsteigender Gefühle in sich zu ersticken; dabei hob er, wie von wütendem Zahnweh gepeinigt, bald den linken, bald den rechten Fuß: „Die Mutter tot, und ich im Trikot!" knirschte er mit furchtbarem Blick, erschrak aber selbst über diesen Ausbruch. – „Und sie weiß doch, was ich leiste", fuhr er, sich mäßigend, fort, indem er das rötliche Kleidungsstück streichelte. „Ein Schnapsglas zerbeißen wie Zucker oder mit den Zähnen das Seil festhalten, auf dem einer tanzt, oder auf dem Brustkasten ein Gestell tragen, auf dem sechs Männer übereinanderstehn, – das alles bedeutet schließlich nichts; das sind grobe Sachen für blutige Anfänger, nicht wahr? Aber daß ich, wie ein

halber Rastelli, die schweren eisernen Kugeln an mir herumlaufen lasse, als wärens dressierte Hunderl, das sollte sie doch anerkennen.“
Während Gion die Kranke durch die Wand herüberächzen hörte, bückte sich Zirngibel und rollte leis ein paar solche Stahlbälle unter dem Bett hervor, hob sie auf, überzeugte den Arzt von ihrem Gewicht und begann meisterlich mit ihnen zu jonglieren, hätte aber doch bei einem Haar einen von ihnen fallen lassen, so heftig fuhr er zusammen, als ein halberst icktes, aber höchst gebieterisches: „Wo bleibst du, Hans?“ an sein Ohr drang.
Beim Eintreten merkte Gion, daß die Greisin eigentlich im gleichen Zustand war wie schon vor Monaten. Oft hatte die Nachbarschaft ihren Tod erwartet; aber wie ein Wald schien sie aus ihrem eigenen Verfall immer wieder Kräfte der Erneuerung zu ziehen; sie starb unaufhörlich und überlebte dabei alt und jung. Ihr Leib war so geschwunden, daß die Bettdecke sich kaum über ihm erhob; die großen Augen aber, selbständige blaue Wesen, beherrschten, funkelnd vor innerer Spannung, den Raum. Dieser war ungewöhnlich lang und schmal; er diente in seinem vorderen Teil als Wohnzimmer, im hinteren als Küche. Zwei elektrische Lampen brannten, wirkten aber nur wie die Gehilfen eines kleinen stillen Nachtlichts, das in rubinrotem Glase neben dem Lager schwamm. In einem Topf am Fenster grünte Schnittlauch, der zur Beschleunigung seines Wachstums mit Ruß bestreut war; ein Vogelhaus, mit grauen Tüchern verhangen, stand auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers. In einem Lehnstuhl neben dem Kochherd saß die schon ergraute Tochter in regenbogenstreifigem Schlafrock, eine Kette bernsteingelber Würfel um den Hals. Ob sie schlummerte, war nicht erkennbar; sie verhielt sich still, bis vom Bette her ein rasselndes Keuchen kam; da schrak sie auf, eilte pantoffelklappend zu der Alten

und hielt ihr ehrfürchtig ein blaues Fläschchen an den Mund, um das Ergebnis des Hustens entgegenzunehmen. Während Gion seine Hände wusch, näherte sich der verhärmte Athlet seiner Mutter, legte mit der Freundlichkeit eines Löwen seine Pranke neben das greise Antlitz, fragte wehmütig, ob es ihr nicht schon ein wenig besser ginge, und schien mit dem Gemurmel, das er als Antwort erhielt, zufrieden. Wie auf dem Feld ein ungeheurer Kürbis neben der schwachen, welken Ranke, aus der er hervorgewachsen ist, so lastete der Kraftmensch neben der Frau, die ihn geboren. – „Hab ich dir den Herrn Doktor nicht schnell dahergebracht?“ schmeichelte er und verstieg sich jäh zu großen Hoffnungen, als die Alte erkenntlich nickte und den Arzt voll Zutrauen begrüßte; er glaubte, der Seelenunkundige, er müsse schnell die milde Stimmung benützen und seine Angelegenheit fördern, bevor ihm die Konsultation das Wort entzog. Nur ein einziges Mal, am kommenden Sonntag, wollte er in dem hochachtbaren bürgerlichen „Verein zur oberen und unteren Geduld“ eine Nachmittagsvorstellung geben, bloß ein paar ungefährliche, dezente Nummern. Hätte er doch die Gedanken seiner Mutter so genau zu berechnen gewußt wie die Gewichte seiner Kugeln, der muskelgewaltige Jüngling! Aber hier war er ungeschickter als ein Kind. Kaum begriff sie den Sinn seiner Rede, da nahm sie den Ausdruck unsäglichen Leidens an und überließ sich einem Hustenanfall von lebenbedrohender Wucht. – „Verbieten Sie ihm doch, mich aufzuregen!“ bat sie den Arzt mit Stöhnen. „Er ist ein braver, gehorsamer Bursch, nur leider ein Gischpel; jetzt will er sein ehrliches Handwerk wegwerfen, will so ein faulenzerischer Zirkusmensch werden, ein Akrobat, ein Zigeuner, ein Star, ein windiger ...“

Gion lächelte. Zum erstenmal an diesem wahrlich nicht ereignislosen Tage sah er sich vor eine klare, greifbare Auf-

gabe gestellt und war bereit, noch ein Stückchen von seiner Nachtruhe dafür abzuschneiden. „Was Ihr Herr Sohn im Sinn hat, ist ungewöhnlich“, sagte er und legte zwei Finger auf den Puls der Mutter; dann schwieg er eine halbe Minute lang und erklärte schließlich mit Ernst, Frau Zirngibel könne mit den Leistungen ihrer Herzkraft zufrieden sein. – „Ja, ungewöhnlich ist es,“ fuhr er fort; „aber unwürdig? Ich glaube nicht.“ Erschrocken sah die Kranke zu dem Arzt empor; sie hoffte, ihn falsch verstanden zu haben, hielt es jedoch auf alle Fälle für das beste, ihn durch neue Hustenstöße schleunig abzulenken. Gion aber nahm ein Glas, füllte es an der Wasserleitung, warf drei weiße Pastillchen hinein und verrührte sie mit einem Löffelchen. „Solch ein Husten könnte das Rippenfell reizen; das wäre bedenklich“, flüsterte er der Tochter zu, die mit ihrem blauen Fläschchen dahergestürmt kam, und gab der Mutter die Lösung zu trinken. „Bitter! Bitter!“ seufzte diese, schmerzlich die Lippen leckend, und setzte kleinlaut hinzu: „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ – „Gewiß“, räumte Gion ein, indem er sie nötigte, den herben Rest zu schlürfen; „ein edles, gediegenes Gewerbe, die Schlosserei, so alt wie die menschliche Kultur. – Hat Ihr Meister viel Arbeit für Sie?“ unterbrach er sich und gab so dem jungen Mann Gelegenheit, diese Frage zu verneinen. „Die Welt ist leider überfüllt mit Schlossern,“ sprach er weiter, „und so wie heute die Verhältnisse liegen, kann unmöglich jeder von ihnen zu einem Verdienst kommen. Außerdem gehen wir ja, wie man hört, einer neuen Ordnung entgegen; da soll keiner sehr viel mehr besitzen als der andere, vielleicht wird es dann auch nicht mehr der Mühe wert sein, daß wir unser Eigentum so ängstlich mit Schlössern und Riegeln voreinander absperren. Auch will man ja bald alles nur noch durch Maschinen herstellen lassen, – wie viele Schlosser wird man da noch brauchen?“ – „Hörst du's, Mama?“ rief bei diesen

Worten der Sohn, und das war unrecht von ihm und hätte leicht alles verderben können. Die Alte war unter vielem Räuspern und Brummen ja ohnedies bereits auf dem Wege zur Einsicht und mußte den albernen Zwischenruf wie einen Eselstritt empfinden; doch faßte sie sich weise: „Misch dich nur du nicht hinein!“ begnügte sie sich zu sagen, ohne dem Toren einen Blick zu gönnen, und ließ sich von Gion weiter belehren: „Ja, wir müssen befürchten, daß auch das Handwerk der Schlosser, wie so manches andere, seinen goldenen Boden eines Tages verlieren wird. Schade, schade! Da stehen die Herren Athleten und Akrobaten schon ein wenig anders da. Ihre Kunst kann man überhaupt nicht erlernen; man hat sie oder hat sie nicht; um eine Begabung handelt sichs bei ihnen, um eine Gnade. Sie sind Seltenheiten; das ist einmal so und wird immer so bleiben, unter jedem Himmelsstrich und unter jeder Staatsform.“
Hier öffnete Frau Zirngibel ihre Augen so weit, wie sie nur konnte, damit nicht etwa das Feuchte, das ihr auf einmal unter die Lider drang, sich zu Tränen sammle; doch Gion wußte noch mehr. „Leicht haben sie's freilich nicht; man muß das zugeben, und von Faulenzen kann keine Rede sein. Tag und Nacht müssen sie ihre Muskeln üben und in jeder Hinsicht so enthaltsam leben wie Klosterleute. Das ist aber gut für sie; das erhält sie jugendlich und ernst und bewahrt sie davor, den Kraftüberschuß, den Gott ihnen verliehen hat, leichtsinnig auszugeben, – wie, oder hat man je gehört, daß ein richtiger Artist große Torheiten begangen oder gar die Paragraphen des Gesetzbuchs außer acht gelassen hätte?“
Weder Frau noch Fräulein Zirngibel entging dieser zarte Hinweis; beide senkten die Blicke; keine erinnerte sich, daß dergleichen jemals vorgekommen wäre.
„Und wie die Handwerker ihre Gilden und Innungen haben, so bilden auch sie einen mächtigen Bund. Sie lernen ein-

ander kennen und schätzen und unterstützen einander, nicht nur in unserer Stadt, sondern überall in der Welt." Mit diesem sanften Trumpf ergänzte der Arzt seinen Zuspruch. Dann zog er sein Hörrohr heraus, horchte noch ein wenig an den Rippen der Alten herum und begann eine Verordnung zu schreiben. – „Ich gratuliere dir, Hänschen", sagte die bunte Tochter und reichte ihrem Bruder steif die Hand. Dieser aber flüsterte ihr etwas ins Ohr und verließ das Zimmer, um nach wenigen Minuten in dem lachsfarbenen, medaillengeschmückten Trikot zurückzukehren, drei Eisenkugeln im Arm. Sowie er nun mit diesen zu spielen anhub, war er nicht mehr der täppische Bursche von vorhin. Er warf die schweren Bälle genau so hoch, daß sie die Zimmerdecke nicht berührten; endlich fing er einen mit dem Nacken auf, ließ ihn den Rücken entlang bis zur Ferse hinunterlaufen und wand sich so geschickt, daß er wieder zurückrollen mußte. Nein, Hans Zirngibel war kein Gischpel mehr; auch seine Mutter merkte es. Die rechte Faust in ihre tiefe Schläfenhöhle vergraben, Krankheit und Alter vergessend, schaute sie den Künsten zu, die für sie noch eine Stunde früher nicht viel mehr gewesen waren als ein Unfug. Die Schwester stand augenglänzend bei der Türe, und auch dem Vogel im Käfig war es klar geworden, daß etwas Erfreuliches vorging; unter seiner Tuchumhüllung fing er an zu trillern und zu schmettern wie am hellsten Frühlingsmorgen.
Der Arzt stand auf, klatschte, bravo rufend, in die Hände, winkte Abschied und wollte gehen; aber da trat ihm der Akrobat in den Weg, verbeugte sich und fragte höflich, ob der Herr Doktor gestatte, daß er ihn auf eine würdige, berufsgerechte Art zu seiner Wohnung verbringe. Die Schwester, mit wissendem Lächeln, öffnete die Türen; Zirngibel trat schleichend hinter den verwunderten Gion und faßte ihn mit beiden Händen um die Mitte des Leibes.

Leicht fühlte sich der Arzt emporgehoben; sacht kam seine linke Hüfte in die Hand des Athleten zu liegen, sein linkes Knie in die andere; er ließ es geschehen und wehrte sich nicht. Schwingungen der Jünglingskraft schienen in seine ermüdeten Glieder herüberzugehen. – „Gute Nacht, Herr Doktor, gute Nacht“, wünschten die Frauen; ihm war, als hielte ihn die ganze Welt in wunderbarer Schwebe, während ihn der dankbare Herkules über die Stufen trug; und als er vor seiner Tür sanft auf die Füße gestellt wurde, merkte er, daß er soeben einige Sekunden lang sehr erquicklich geschlafen hatte.

D. H. LAWRENCE / DIE APOKALYPSE UND DAS CHRISTENTUM

Als Johannes von Patmos im Jahre 96 n. Chr. die Apokalypse beendete, – dieses Jahr haben zeitgenössische Gelehrte aus „inneren Beweisgründen“ angesetzt – soll er schon ein betagter Mann gewesen sein.

Nun kennt aber die frühchristliche Geschichte drei Männer mit Namen Johannes: Johannes den Täufer, der Jesus taufte und anscheinend eine eigene Religion oder zum mindesten eine eigene Sekte stiftete, deren seltsame Lehren noch viele Jahre nach dem Tode Jesu lebendig waren; dann den Apostel Johannes, dem das vierte Evangelium und einige Episteln zugeschrieben wurden; ferner diesen Johannes von Patmos, der in Ephesus lebte und wegen irgendwelcher Lästerung der römischen Staatsreligion auf Patmos gefangen gesetzt wurde. Nach einer Reihe von Jahren wurde er wieder freigelassen; er verließ die Insel, kehrte nach Ephesus zurück und soll nach der Überlieferung hochbetagt gestorben sein.

Man hat lange Zeit den Apostel Johannes, dem das vierte



Evangelium zugeschrieben wird, auch für den Verfasser der Apokalypse gehalten. Aber diese beiden Werke, die einander so ganz wesensfremd sind, können unmöglich von demselben Manne geschrieben sein. Der Verfasser des vierten Evangeliums war zweifellos ein gebildeter „griechischer" Jude, einer jener großen Männer, die ihre Zeitgenossen für das mystische, „liebende" Christentum begeisterten. Johannes von Patmos aber war sicherlich ganz anders geartet, er erweckte in den Menschen ganz andere Gefühle.

Liest man die Apokalypse kritisch und gewissenhaft, so erkennt man in ihr eine ungeheuer wichtige christliche Lehre, der nichts von dem wirklichen Christus, dem wirklichen Evangelium, dem schöpferischen Hauch des Christentums anhaftet und die trotzdem vielleicht die wirksamste Lehre der ganzen Bibel ist. Das heißt: während des ganzen christlichen Zeitalters hat sie auf zweitrangige Menschen tiefer gewirkt als irgendein anderes Buch der Bibel. Die Apokalypse des Johannes ist bestimmt die Schöpfung eines zweitrangigen Geistes. Sie wendet sich immer wieder an zweitrangige Geister jedes Landes und jedes Jahrhunderts. Seltsamerweise ist sie seit dem ersten Jahrhundert trotz ihrer Unverständlichkeit zweifellos die stärkste Quelle der Begeisterung der großen Masse christlicher Geister – die große Masse ist immer zweitrangig – gewesen, und mit Entsetzen erkennt man, daß das heute wieder der Fall ist; nicht Jesus oder Paulus, sondern Johannes von Patmos.

Die christliche Lehre von der Liebe war eigentlich immer nur Vorwand. Selbst Jesus wollte, „wenn die Zeit erfüllet war", wenn sich seine „Liebe" in feste Macht gewandelt hatte, herrschen. Dieses zukünftige Herrschen in Herrlichkeit lag an der Wurzel des Christentums und bedeutet natürlich nichts anderes als den nicht in Erfüllung gegangenen Wunsch, hienieden und jetzt zu herrschen. Die

Juden wollten sich nicht beiseite schieben lassen: sie wollten auf Erden herrschen, und als gegen 200 v. Chr. der Tempel zu Jerusalem zum zweitenmal zerstört wurde, erfanden sie die Verheißung eines streitbaren und triumphierenden Messias, der die Welt erobern würde. Die Christen übernahmen diese Lehre und machten aus ihr die Lehre von der Wiederkunft Christi, nach der Jesus wieder auf die Erde kommen würde, die Ungläubigen zu strafen und die Herrschaft der Heiligen aufzurichten. Diese anfänglich kurz befristete Herrschaft der Heiligen (ungefähr vierzig Jahre) erhöhte Johannes von Patmos auf die runde Zahl von tausend Jahren, und damit kam der Gedanke vom Tausendjährigen Reich in den Vorstellungskreis der Menschen.

So schlich sich der große Feind des Christentums, der Geist der Macht, in das Neue Testament. Als der Teufel im allerletzten Augenblick so herrlich ausgeschlossen worden war, schlüpfte er in apokalyptischer Verkleidung wieder herein und setzte sich als Offenbarung am Ende des Buches auf den Thron.

Denn die Offenbarung Johannis, das sei ein für allemal gesagt, ist die Offenbarung des unsterblichen Willens zur Macht im Menschen, ist seine Heiligung, sein letzter Triumph. Wenn du auch Marterqualen erleidest, wenn auch das ganze Universum im Laufe der Zeit zerfällt, sollst du, o Christ, doch, doch, doch als König herrschen und den alten Gewalthabern den Fuß auf den Nacken setzen!

Das ist die Botschaft der Offenbarung.

Und genau so unvermeidlich wie Jesus unter seinen Jüngern einen Judas Ischariot haben mußte, mußte das Neue Testament eine Offenbarung Johannis enthalten.

Warum? Weil die Natur des Menschen es so verlangt und immer verlangen wird.

Das Christentum Jesu wendet sich nur an einen Teil unseres

Wesens. An einen andern, großen Teil desselben wendet es sich nicht. Und an diesen Teil wendet sich, wie die Heilsarmee zeigt, die Offenbarung.
Die Religionen der Entsagung, Betrachtung und Selbsterkenntnis sind immer nur für das Individuum. Aber der Mensch ist nur in einem Teil seines Wesens individuell. In einem andern, großen Teil seines Wesens ist er kollektiv.
Wenn auch die Religionen der Entsagung, Betrachtung, Selbsterkenntnis und reinen Moral nicht für das vollkommene Individuum sind, sind sie doch für das Individuum. Sie sind der Ausdruck der individuellen Seite der Natur des Menschen. Sie isolieren diese Seite seines Wesens. Die andere Seite seines Wesens, die kollektiv ist, beachten sie nicht. In ihrer tiefsten Schicht ist die Gesellschaft immer nichtindividuell, und deshalb findet man hier die andere Manifestation der Religion.
Die Religionen der Entsagung, wie der Buddhismus, das Christentum oder die Philosophie Platos, sind für Aristokraten, Aristokraten des Geistes. Die Aristokraten des Geistes finden ihre Erfüllung in Selbstverwirklichung und Dienen. Diene den Armen! Gut! Aber wem wollen denn die Armen dienen? Das ist die große Frage. Und die beantwortet Johannes von Patmos. Die Armen wollen sich selbst dienen und haben nur ihre eigene Selbstverherrlichung im Auge. Und unter den Armen verstehe ich nicht die nur Bedürftigen; ich verstehe darunter die nur kollektiven Seelen, die unrettbar „mittelmäßigen Seelen", die keine aristokratische Einzigkeit und keine Einsamkeit kennen.
Diese mittelmäßigen Seelen bilden die große Masse. Sie besitzen keine aristokratische Individualität, wie Christus, Buddha oder Plato sie fordern. Deshalb verkriechen sie sich in der Masse und hegen im geheimen nur einen Gedanken: ihre eigene, letzte Selbstverherrlichung. Die Patmoser!



Nur wenn der Mensch allein ist, kann er Christ, Buddhist oder Platoniker sein. Das bezeugen die Christusstatuen und die Buddhastatuen. Ist er mit andern zusammen, zeigen sich gleich Unterschiede, werden Rangunterschiede geschaffen. Wenn Jesus mit andern Menschen zusammen ist, ist er Aristokrat, ist er Meister. Buddha bleibt immer Buddha der Herr. Franz von Assisi, der so demütig zu sein versuchte, findet doch ein zartes und kluges Mittel, durch das er unumschränkte Gewalt über seine Anhänger gewann. Shelley war es unerträglich, daß er nicht der Aristokrat seines Kreises war. Lenin war ein Tyrann in schäbigen Kleidern.
Es ist nun mal so! Macht ist da, wird immer da sein. Sobald zwei oder drei Männer zusammenkommen, vor allem um etwas zu unternehmen, tritt gleich Macht in Erscheinung, und einer von ihnen wird Führer, wird Herr. Das ist unvermeidlich.
Gibt man die natürliche Macht des Mannes zu, erkennt man sie an, wie das die Menschen der Vergangenheit taten, huldigt man ihr, dann entsteht große Freude und innere Erhebung, aus dem Mächtigen strömt Kraft über den weniger Mächtigen. Ein Machtstrom entsteht. Und darin besteht für immer und ewig der beste Teil des kollektiven Wesens der Menschen, und in einem selbst springt eine gleiche Flamme auf. Huldige einem Helden, schwöre ihm Treue, und du selbst wirst heldenhaft; das ist das Gesetz der Männer. Vielleicht ist das Gesetz der Frauen anders.
Handele aber umgekehrt, was geschieht dann? Verleugne die Macht, so schwindet die Macht. Verleugne die Macht in einem größeren Mann, und du hast selbst keine Macht. Nun muß aber die Gesellschaft immer und ewig beherrscht und regiert werden. Wo die Masse die Macht ablehnt, muß sie die Obrigkeit zulassen. Die Obrigkeit tritt jetzt an die Stelle der Macht, und wir haben „Minister" und

Staatsbeamte und Polizisten. Dann kommt das große Hasten und Drängen mit Ehrgeiz und Wettbewerb, und die Masse tritt sich unter die Füße, so sehr fürchtet sie die Macht.
Ein Mann wie Lenin ist ein großer böser Heiliger, der an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Wird sie Tatsache, dann ist der Mensch unsagbar arm, ausgeplündert, erbärmlich, elend und gedemütigt. Abraham Lincoln ist ein halbböser Heiliger, der fast an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Präsident Wilson ist ein ganz böser Heiliger, der durchaus an die Vernichtung der Macht glaubt, – aber dabei größenwahnsinnig und neurasthenisch wird. Jeder Heilige wird böse – und Lenin, Lincoln und Wilson sind so lange wahre Heilige, als sie rein individuell bleiben; jeder Heilige wird in dem Augenblick böse, in dem er mit dem kollektiven Selbst der Menschen in Berührung kommt. Dann wird er ein Verderber: auch Plato. Die großen Heiligen sind nur für das Individuum, das heißt: nur für eine Seite unseres Wesens, denn in den tiefen Schichten unseres Selbst sind wir nun einmal kollektiv. Und entweder lebt und webt das kollektive Selbst und wirkt sich in lebendiger Verbundenheit mit der Macht aus: oder es ist einsam und kümmert dahin in dem Versuch, die Macht und damit sich selbst zu vernichten.
Aber heute ist der Wille zur Vernichtung der Macht unumschränkt. Große Herrscher wie der letzte Zar – ich meine „groß" in bezug auf die Stellung – werden durch den ungeheuren Antiwillen der Massen, den Macht verneinenden Willen, fast um ihre Verstandeskräfte gebracht. Moderne Herrscher werden verneint, bis sie fast Idioten werden. Und dasselbe gilt von jedem Mann der Macht, falls er nicht ein Vernichter der Macht und ein unschuldig gefiederter böser Vogel ist; dann wird die Masse ihn unterstützen. Wie können die gegen die Macht eingenommenen Massen, vor allem die großen mittelmäßigen Massen, je

einen Herrscher haben, der mehr wäre als ein Gegenstand des Hohnes und des Mitleids?
Fast zweitausend Jahre lang hat die Apokalypse die verborgene Seite des Christentums gefördert und gepflegt: und ihre Arbeit ist beinahe vollendet. Denn die Apokalypse verehrt nicht die Macht. Sie will den Mächtigen morden, um selber die Macht zu besitzen und den Schwächling.
Judas mußte Jesus den herrschenden Mächten verraten, weil Verneinung und Vorwand in der Lehre Jesu enthalten sind. Jesus war, selbst im Verkehr mit seinen Jüngern, der Vertreter des reinen Individuums. In Wirklichkeit wurde er nicht eins mit ihnen, arbeitete oder wirkte in Wirklichkeit nicht mit ihnen zusammen. Er war die ganze Zeit allein. Er machte sie tief irre, und irgendwo in ihrem Innern waren sie enttäuscht. Er wollte nicht ihr physischer Machthaber sein; das Verlangen, der Macht zu huldigen, das in einem Menschen wie Judas lebte, fühlte sich verraten. Und deshalb beging auch dieses Verlangen Verrat: durch einen Kuß. Und genau so mußte die Offenbarung Johannis in das Neue Testament aufgenommen werden, damit sie den Evangelien den Todeskuß gab.

Aus dem Buche „Die Apokalypse“.

K. H. WAGGERL / EIN MANN NAMENS ADAM

Dort, wo Adam lebt, dehnt sich der Wald meilenweit über die Flanken der Berge, wegloses düsteres Holz. Moore füllen den Grund der Täler aus, die Wildbäche reißen tiefe Schluchten in den morschen Fels. Auf sanfteren Hängen stehen alte Fichten prächtig über dem Beerenkraut, das ist der Wald, wie ihn das Rotwild liebt. Aber anderwärts haben Blitzschläge und Windbrüche große Löcher hineingefressen, dort schießt das Leben jung und üppig aus dem Boden,



Kuhschelle
Scherenschnitt von K. H. Waggerl aus dem „Wiesenbuch“

allerlei Raubzeug nistet im verschwiegenen Unterholz, Eulen und Füchse. Weiter oben verlieren sich die immergrünen Fichten, und nur die Lärchen halten noch aus, dürr und krumm und geschunden von grausamen Stürmen, aber immer wieder grün und lebendig, wenn der Sommer kommt.
Hier lebt Adam, im Schutz der überhängenden Felsen hat er sich seine Hütte gebaut. Er hat unbehauene Fichtenstämme gegen die Wand gelehnt und mit Rinde abgedeckt, das gibt ein warmes geräumiges Haus für den einsamen Mann. Er hat auch Moos getrocknet und in dieser Höhle ausgebreitet, Reisig und Schaffelle für sein Lager, und vor dem Eingang hat er sich einen Feuerplatz zwischen den Steinen aufgebaut. Hier kocht er in guten Zeiten seine dürftige Kost, oder er hängt frisches Fleisch in den Rauch, wenn es sich trifft, daß ein Tier in den Felsen stürzt und verdirbt. Es fließt auch Wasser in der Nähe, und das ist gut für den Mann, eine sichere Quelle. Wasser und Feuer braucht er vor allem.
Im Sommer hütet Adam die Schafe der Bauern im Kar. Die Herden vermischen sich, es sind viele Tiere, ein ganzes Volk von Schafen auf ewiger Wanderschaft. Die Freiheit macht sie wild und scheu, aber Adam gibt ihnen Salz, ihn erkennen sie wieder in jedem Sommer.
Das ist kein schlechtes Leben in seiner Art, ein königliches Leben unter freiem Himmel. Adam kommt wochenlang nicht in seine Höhle zurück, er schläft bei den Tieren und zieht mit ihnen weit umher auf der mageren Weide, und die Muttertiere nähren auch ihn mit ihrer Milch. Er kennt viele Kräuter, die geheime Kräfte haben, und sammelt sie auf seinen Wegen, Arnika für Wunden und edle Raute für das Blut und die Wurzeln vom gelben Enzian, aus denen die Bauern ihren bitteren Branntwein brennen. Es gibt Pilze, die man wie Fleisch auf schwachem Feuer braten kann,

und im Spätsommer reifen die Beeren im Holz und auf den Halden, eine Unmenge von süßen Blaubeeren in manchem Jahr. Adam tauscht dafür Speck und Schafkäse bei den Sennleuten ein, um diese Zeit gleicht seine Höhle einer Räuberburg, gefüllt mit auserlesenen Schätzen, und Adam führt ein üppiges Leben bei Fett und Speck bis in den Winter hinein.
So großartig lebt Adam, daß ihn bisweilen unversehens die Liebe anfällt. Er wird ruhelos und krank im Blut, nächtelang streift er um entlegene Sennhütten, und den Mägden stirbt das Herz ab vor Angst, wenn sie den lauten Atem des Mannes in der Dunkelheit vor dem Fenster hören.
Aber das währt nur ein paar Tage, später ist Adam wieder friedfertig wie immer, ein rätselhafter Mensch, der schweigsam beim Herdfeuer sitzt, vielleicht ein Mann Gottes, den die Raben ernähren, bis seine Zeit anbricht. Niemand kennt seinen rechten Namen, er weiß auch selbst nicht viel von seiner Herkunft. Einmal in der Jugend ist er wohl mit fremden Holzknechten über das Gebirge gekommen, er besitzt noch Werkzeug aus dieser Zeit, eine Axt und ein Messer. Aber das ist lange her, so alt ist niemand in dieser menschenleeren Welt, daß er sich an die Zeit erinnern könnte, in der Adam jung war. Später verlor er sich in den Wäldern und kam nicht mehr in die Dörfer zurück. Er mag achtzig Jahre alt sein, vielleicht auch erst vierzig, die Weiber sagen so. Sein Bart ist lang und ausgebleicht wie die grünlichen Flechten der Wetterbäume, und die Not der langen Winter hat seinen Rücken krumm gebogen. Aber er hebt noch immer einen schweren Käsekessel allein von der Kette, und in den Herbstnächten hält nicht jeder Riegel seiner Schulter stand.
Schlimm ist nur der Winter für Adam. Schon früh im Jahr kommen Stürme aus dem Kar, die Sennleute treiben das Vieh zusammen und ziehen heim. Schnee und Wind drükken den Mann tiefer in den Wald zurück. Anfangs trifft

er noch Holzknechte, die mit ihren Schlitten vom Tal heraufsteigen, nach den Blockhaufen Umschau halten und einen Ziehweg durch das Stangenholz schlagen. Denen hilft er dann zuweilen für einen Schluck Branntwein oder einen Laib Brot. Adam nimmt kein Geld für irgendeinen Dienst. Manchmal trifft er freilich fremde Fußgänger im Nebel auf dem Kar, die er dann führen muß und die nichts Besseres zu geben haben als ein paar Silberstücke. Adam vergräbt das Geld unter seinen Pelzen, er kann nichts weiter damit anfangen. Ein krummer Nagel wäre schon mehr, ein Stück Draht.

Aber auch die Holzknechte bleiben nicht lange, sie haben es eilig mit dem verfluchten Fuhrwerk im Hochwald, tiefer im Tal ist die Arbeit leichter. Es kommt eine harte Zeit für Adam, trostlose Wochen im Frost und in der Finsternis. Schneestürme überfallen ihn unterwegs, oft muß er eine lange Nacht im Freien aushalten, vom Wind geschüttelt, vom brechenden Holz bedroht.

Nein, die Kälte ist nicht das Ärgste, am schlimmsten ist der Wind, er duldet tagelang kein Feuer vor der Höhle. Der Mann verkriecht sich im Moos und schläft.

Er erfriert nicht. Adam ist am ganzen Leibe behaart wie ein Bär, und was er an Kleidern trägt, sein Rock und seine Decke, sind längst mit dem Pech und dem Schweiß an seinem Leibe festgewachsen.

Gegen das Frühjahr hin bedrängt ihn der Hunger. Das Rauchfleisch ist aufgezehrt, auch das letzte Stück Brot. Adam hockt vor der Höhle, ausgezehrt und schwach, er gräbt die alten Käserinden aus dem Schnee und kaut Fichtennadeln, bitteres Moos. Der Hunger treibt ihn weit umher, zuletzt legt er sich mit seiner letzten Kraft einem Stück Wild auf die Fährte. Er jagt es den ganzen Tag auf und ab durch den brechenden Schnee, bis es endlich mit wunden Läufen seinem Messer erliegt. Dann fällt er

selbst, zum Sterben erschöpft, über dem Tier zusammen, aber es ist das Leben, warmes Blut, frisches Fleisch für lange Zeit.
Und die Tage wachsen, die Sonne schwingt sich hoch über den Berg. Langsam schmilzt der Schnee im Wald und auf den Almen, eines Abends steigt Rauch aus dem Dach der untersten Hütte, und jetzt ist der Tod überwunden.
Auch die Schafe kommen zurück, wahrhaftig, die Bauern staunen und bekreuzen sich, wenn sie Adam in jedem Frühjahr wieder bei ihren Herden treffen. Wie kann ein Mensch hier aushalten? Sogar im Tal gefror das Wasser in den Brunnenrohren, so furchtbare Winter gab es in manch einem Jahr. Und dann bleibt wohl einer von den Bauern bei Adam stehen, so etwas gefällt ihm, ein Mensch, der nichts braucht! Er redet mit dem Schafhirten, ja, er könnte vielleicht noch einen Knecht einstellen, soundso.
Aber Adam will nicht Knecht werden, das lockt ihn wenig, eine warme Stube, leichtere Arbeit auf den Talhöfen. Hier lebt er, im einsamen Kar. Zur Sommerzeit schaut er von der Spitze des Berges weit über das Land. Er sieht Höfe, Kirchtürme und weiße Rauchfahnen in der Ferne, dort ist das Leben hundertfältig, ein behagliches und sicheres Dasein von Hand zu Hand, auch Adam erfährt mitunter etwas davon, wie leicht man dort lebt. Er selbst besitzt nichts als ein Messer und eine Axt. Adam ist ein einzelner Mann, frei und arm, wie der Mensch anfangs war.

Und nun geschieht es, daß ein Jäger im Gebirge mit Raubschützen zusammentrifft. Das ist gefährlich im Ödland. Halb ausgeblutet, mit einer Büchsenkugel in der Schulter, kommt er in das Dorf zurück.
Die Bauern stehen vor dem Richtertisch, schauen nachdenklich in ihre Hüte und schütteln die Köpfe, – nein, sie wissen nichts von Wilddieben im Dorf. Vielleicht waren

es Fremde, auch Schafdiebe kommen mitunter über den Berg, das ist ein gottverdammtes Räubervolk auf der anderen Seite. Da hilft nichts, es findet sich keine Spur, kein Zeuge, um diese Zeit lebt niemand mehr auf dem Kar.
Niemand außer Adam, aber der ist nur ein Schafhirt, ein unzugänglicher Mensch. Und nun wird Adam als Zeuge vor Gericht geladen.
Es ist im Frühjahr, die Bauern schicken Salz auf die Almen, einer von den Knechten kann die Botschaft überbringen, den grauen Brief ohne Ort und Namen.
Der Knecht sucht einen Tag und den anderen, dann findet er Adam endlich bei den Schafen auf der Weide. Adam nimmt das Salz und auch den Brief, gut, es ist ein Schreiben vom Gericht. Aber dafür muß der Knecht eine Weile bei ihm sitzen und von seinem Käse essen, er ist einen weiten Weg gelaufen. Adam kann nicht lesen. Die Tiere wittern das Salz, sie drängen sich um ihn und rupfen ihm das Papier aus den Händen.
Zwei Wochen später sucht der Wachtmeister nach Adam. Er findet einen friedlichen Menschen, der unter den Felsen hockt und seine Decke flickt. Es ist kalt an diesem Tag, grau und trübselig liegt das Kar unter dem ziehenden Nebel.
Ja, Adam hat die Vorladung bekommen, aber es war nichts weiter mit diesem Brief, die Schafe haben ihn gefressen.
Die Schafe, so!
Der Wachtmeister versteht einen Spaß, – dann legt also Adam keinen besonderen Wert auf eine übermäßige Korrespondenz? Du bist nicht übel, sagt er. Aber mach dich fertig, verstehst du, es ist ein langer Weg!
Adam versteht nichts. Er hat hier seine Schafe und seine Arbeit an dem Mantel, er will nicht in das Dorf gehen, wozu sollte das gut sein? Schüsse? Adam hat Schüsse gehört, das sagt er ja, es ist alles, was er weiß.

Der Wachtmeister wird ungeduldig, er fängt an, die Sache weitläufig zu erklären, es ist Pflicht, verdammt noch einmal! Gesetz, versteht der Mensch so etwas nicht? Er kommt in Hitze und schreit, — so eine Schweinerei! Zu dir soll man wohl in Handschuhen kommen, was? Der Richter persönlich? Bilde dir nichts ein, brüllt er, in deinem Dreckloch! Vorwärts, steh auf!

Adam steht wirklich auf. Er hat eine ganze Weile zugehört, aber jetzt langweilt ihn dieser aufgeregte Mann, er rollt seine Decke zusammen und geht fort.

Geht, und spürt plötzlich eine Faust auf der Schulter. Adam zuckt zusammen, er knurrt und greift nach dieser Hand, ein kleiner böser Funke glänzt in seinem Blick. Die beiden Männer stehen sich ein paar Atemzüge lang stumm gegenüber. Der Wachtmeister trägt eine Waffe am Gürtel, aber daran denkt er vielleicht gar nicht, was soll er auch hier damit anfangen? Er schaut sich ratlos um, da ist das weite Kar, steinige Öde, und der Wind löscht ihm das Wort auf den Lippen aus.

Nach einer Weile wendet sich Adam ruhig ab und verschwindet im Krummholz.

Jawohl, das ist nicht ehrenvoll für den jungen Wachtmeister, so etwas kann der Richter nicht begreifen. Was heißt das, wer ist dieser Schafhirt ohne Namen, ist er Gott? Aber Gott selbst stand einmal vor dem Richter, das Gesetz ist über allem. Der Wachtmeister erhält den Befehl, Adam zu verhaften und vorzuführen, mit Gewalt, wenn Gewalt nötig ist.

Adam liegt in seiner Höhle, er hat Wurzeln gesammelt und ordnet sie jetzt in Bündeln für seinen Handel. Dieses Mal will der Wachtmeister keine Umstände machen, er muß eine böse Scharte auswetzen, darum erklärt er mit scharfer Stimme, Adam sei verhaftet, und es werde schlimm enden, wenn er nicht augenblicklich gehorche, im Namen des Gesetzes.



Es nimmt auch wirklich kein gutes Ende. Adam antwortet nicht, schließlich muß der Wachtmeister selbst in die Höhle kriechen. Er stößt mit dem Gewehrkolben irgendwohin ins Dunkle und trifft den Mann empfindlich an den Rippen. Das ist sein Unglück. Adam gerät sofort in eine rasende Wut, ohne Zögern geht er seinen Feind an. Der Wachtmeister merkt die Gefahr, er hebt die Arme vor das Gesicht und versucht rücklings aus der Finsternis und Enge zu entkommen. Aber während er sich bückt, erschlägt ihn Adam mit dem Beil.
Bis zum Abend liegt der tote Mann vor der Höhle. Adam zündet ein Feuer an, lange sitzt er da und betrachtet seinen Gegner. Es ist ein kräftiger Mensch mit krausem Haar, sein Mund steht noch offen, aber er schrie nicht einmal, so schnell war er hinüber. Adam breitet seine Decke über dem Toten aus, es wird kalt.
In der Dämmerung trägt er den Leichnam weit durch das Holz. Er ist traurig und redet mit ihm, – gibst nicht nach, du! sagt er. Nein, kannst nicht nachgeben ...
Tief im Tal sucht er einen guten Platz im Moos unter jungen Bäumen. Er hat kein Werkzeug für ein Grab, darum schiebt er dem Toten seine Decke unter den Kopf, bricht frisches Reisig ab und deckt ihn sorgfältig zu.
Die Hunde streifender Jäger finden den Leichnam. Nun liegt der erschlagene Wachtmeister im Amtshaus auf der Bahre, er schweigt, aber Adams Decke redet für ihn. Und die Dorfleute haben wohl etwas in ihrem Gewissen gutzumachen, schon am folgenden Morgen ist alles, was einen Prügel schleppen kann, unterwegs auf der Jagd nach dem Mörder.
Man entdeckt ihn gegen Mittag zwischen den Felsen. Die Schafe flüchten vor dem schreienden Haufen nach allen Seiten, nur Adam steht ruhig oben und mustert erstaunt seine Verfolger. Es sind Leute darunter, die er gut kennt,

Bauern aus dem Dorf. Er ruft sie auch an, – Jakob! schreit er, aber in diesem Augenblick fällt ein Schuß. Adam hört die Kugel pfeifen, er begreift endlich und setzt sich zur Wehr.
Anfangs wirft er, im Buschwerk auf der Höhe kauernd, nur mit Steinen nach den nächsten, allein der Lärm, die Pfiffe und Rufe entzünden nach und nach sein Blut. Plötzlich brüllt jemand laut auf, wankt und drückt die Faust in die Seite. Das Geschrei verstummt, die Leute fahren auseinander und schützen sich hinter den Felsen. Das ist gefährlich für Adam, er hat nicht viel Pulver zu verschwenden. Etliche von den Kühnsten suchen nach einem anderen Weg und kreisen ihn ein.
Lange wehrt er sich verzweifelt gegen ein paar scharfe Hunde, die ihn zuerst von rückwärts anfallen. Schließlich aber wirft ihm jemand einen Prügel zwischen die Beine, er stürzt und ist verloren.
Zusammengeschnürt schleppt man ihn auf einer Heuschleife ins Tal, ein blutiges Bündel.

Dann kommt Adam in die Gefängnisse der Stadt. In der ersten Zeit steht er viele Stunden lang in seiner Zelle unter dem Fenster, regungslos, Trauer in den Augen. Er sieht den hellen Himmel, Wolken, vom Wind getrieben, ein kleiner Vogel streicht vorbei mit einem hellen Ruf. Adam nimmt seinen Weg wieder auf, immer an den Wänden entlang, immer im Kreise. Nachts geschieht es, daß er plötzlich brüllend gegen die Tür rennt, die Aufseher laufen zusammen und überwältigen ihn, ehe er sich das Hirn an den Stäben zerschmettert. Seine Wunden heilen nicht, der Hunger höhlt ihn aus. Er nimmt nur Wasser zu sich, dann und wann eine Handvoll Reis oder Brot.
Der Untersuchungsrichter ist ratlos vor der furchtbaren Unschuld dieses Menschen. Adam leugnet nichts, – ja, mit



dem Beil, mit dieser Hacke hat er den Wachtmeister erschlagen. Das Gewehr behielt er, später brauchte er es, aber seine Decke ließ er bei dem Toten, das alles ist einfach genug. Und dennoch liegt etwas Verwirrendes in dieser Sache, etwas, das den Richter nachdenklich macht und milde stimmt.

Geschah es also im Zorn, hatte Adam vielleicht einen alten Haß gegen den Wachtmeister? Nein, auch das nicht. Adam schüttelt den Kopf und atmet schwer.

Schweigend hockt er auf seinem Stuhl, ein stumpfes erschöpftes Tier. Zeitlebens haben ihn Wind und Wetter schonungslos mißhandelt, seine Haut ist schwarz wie die Rinde der Bäume, gegerbt von der Sonne und von Narben zerrissen. Ja, in allen Jahren seines Lebens stand er allein mit seinem zähen Mut, er kann diese Jahre selbst nicht zählen. Die Kälte fraß Löcher in sein Fleisch, Blitze streiften ihn, er lag viele Tage lang einsam unter dem erbarmungslosen Himmel des Gebirges und wurde doch wieder gesund. Niemand kam ihm zu Hilfe, das versteht Adam. Hier aber verläßt ihn seine Kraft, hier ist er verloren.

Der Richter betrachtet ihn lange, vielleicht müßte er jetzt die Tür weit aufmachen, irgend etwas Besonderes, Verständiges tun. Aber er wirft nur seine Feder weg, – da liegt nun eine Feder neben einem Beil auf dem Richtertisch. Und dann schickt er Adam wieder in die Zelle zurück.

Adam wird den Ärzten übergeben, allein die Wissenschaft kann nicht viel zur Klärung beitragen. Adam ist ein gewöhnlicher Mensch, ein wenig schwerfällig, kein großes Licht natürlich, aber durchaus bei Verstand, was die Verantwortlichkeit betrifft. Indessen greifen auch die Zeitungen den Fall auf, für eine Weile wird der namenlose Schafhirt zum bekanntesten Mann in der großen Stadt, die Meinungen prallen hart aufeinander. Der Staat, sagen die einen,

die Kultur! Wankt nicht alles, wenn das Recht wankt? Hütet euch, warnen sie, die Anarchie ist auf dem Marsch! Das sind die grauen Bärte, Finsterlinge in den Augen der anderen. Sie, die Jungen, sind weniger ängstlich, sie fallen zwar nicht geradezu mit Beilen über ihre Gegner her, aber die Worte sind scharf genug. Zugegeben, zugegeben, Mord ist nicht erlaubt, außer in großem Stil. Allein, ist Adam etwa ein gewöhnlicher Räuber? Zum Teufel übrigens mit diesem Adam, darum geht es hier nicht. Es geht um die Freiheit, behaupten die Jungen, dafür stehen und fallen sie. Jawohl, für die Freiheit, gegen die Gewalt, das meint auch der Verteidiger am Tage der Verhandlung. Er blättert erregt in seinen Papieren, während der Staatsanwalt spricht, es ist eine großartige Gelegenheit, der entscheidende Augenblick seines Lebens, das sagt ihm ein einziger Blick in den Saal. Und er will das Unerhörteste an Schlagkraft und Scharfsinn in seiner Rede aufbieten. Adam sitzt vor ihm zwischen den Wachsoldaten, zusammengekrümmt unter der Last seines wortlosen Kummers, still und scheu, er macht das vortrefflich. Nur die Handschellen bezeugen, daß man es mit einem Menschen von außergewöhnlicher Gefährlichkeit zu tun hat. Zeitweilig macht sich der Verteidiger Notizen auf einem Blatt Papier, es sind vielleicht nur Strichelchen, sinnlose Worte, die er da aufschreibt, aber beobachtet nur, wie er sich vorbeugt und die Hand an das Ohr legt! Wie er mühsam ein Lächeln unterdrückt, – was sagte der verehrte Herr Kollege soeben? Hüten Sie sich vor Phrasen, sagte er, hier gilt nur das Gesetz, nichts anderes. Es habe auch in dieser Sache nicht an Versuchen gefehlt, das Wasser der Gerechtigkeit zu trüben. Aber der Fall liege klar genug, man müsse alle überspannten Ideen, alle Regungen des Mitleides unterdrücken zugunsten der Gesamtheit, die in ihren Ansprüchen hoch über dem Schicksal des einzelnen stehe. Besser – um mit dem Dichter zu

reden –, besser Ungerechtigkeit als Unordnung. Blut sei vergossen worden, und, bei aller Achtung vor der Kunst des Herrn Verteidigers, es werde ihm schwer fallen, dieses Blut von den Händen des Mörders zu waschen.
Nein, es fällt ihm nicht schwer. Der Verteidiger richtet sein Wort an alle, er tut es mit Würde und klarem Ernst, auf eine wirklich erschütternde Weise. Klebt tatsächlich Blut an den Händen Adams, fragt er zum Schluß, sind das die Hände eines kalten Mörders? Nein, dieser namenlose Schafhirt ist irgendein Mensch, jeder im Saal könnte an seiner Stelle sitzen, ganz wörtlich verstanden. Das Gesetz fordert seinen Kopf, und warum? Es ist lächerlich: weil seine Schafe einen Brief gefressen haben, den er nicht lesen konnte oder wollte. Er ist in die Räder geraten, das Opfer einer Maschine, deren Knechte wir alle sind und die uns erbarmungslos mit Vernichtung bedroht, wenn wir nicht irgendwann einmal den Nacken beugen. Gehen Sie, meine Damen und Herren, nur über den Rasenplatz in einem Park, Sie werden auf dem Schafott enden, wenn Sie nicht rechtzeitig Ihre Freiheit verleugnen. Wir sind daran gewöhnt, sagt der Verteidiger, aber Adam wußte nicht, daß Sklaven über ihn urteilen werden. Ich verteidige hier niemand, erklärt er mit lauter Stimme, ich klage an! Das Gesetz, das der Staatsanwalt über das Schicksal des einzelnen stellt, dieses Gesetz hat den Angeklagten zum Mörder gemacht. Nun mag es ihn richten ...
Die Geschworenen sprechen Adam frei. Aber sein Schicksal erfüllt sich dennoch. Die Qualen so vieler Wochen haben sein Gehirn völlig verwirrt, das Geschrei der Leute im Saal macht ihn scheu, vielleicht begreift er auch gar nicht, was ihm der Vorsitzende erklärt. Ein Wachsoldat nimmt ihm die Handschellen ab, im gleichen Augenblick greift ihn Adam blitzschnell an. Der Irrsinn seiner Angst gibt ihm ungeheure Kräfte, es entsteht ein wildes Hand-

gemenge, Lärm und Verwirrung. Er hat schon einige seiner Gegner gefährlich verletzt, ehe ihn ein Soldat, vielleicht aus Versehen, mit dem Säbel ersticht.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / DIE DRITTE SATIRE DES HORAZ

’s ist mit den Sängern ein Kreuz! – Der eine genau wie der andre –
Tut, wenn ein Freund unter Freunden ihn angeht, nimmer den Mund auf;
Aber zur Unzeit finden sie dann kein Ende. – Der Sarde
War, der Tigellius so ‚August‘ – und er konnt ihn doch zwingen –,
Mocht bei der eigenen Freundschaft ihn, beim Haupte des Ahnherrn
Anflehn, alles umsonst. Doch stach ihn der Kitzel, begann er,
Kaum daß man saß, bald hoch, bald tief, bald donnernd, bald leise,
„Evoe Bacche!“ und hörte nicht auf, bis die Tafel geräumt war.
Niemals war der Mensch im Lot. Bald lief er, als folg ihm
Stracks auf den Fersen der Mord, bald jüngferlich trippelnd, als trüg er
Junos Opfergerät. Bald oben hinaus: Tetrarchen,
Könige, unter dem tat er dirs nicht. Dann: „Ach, nur ein dürftig
Tischlein, ein Müschelchen Salz und gegen den Winter ein Mantel,
Ob er auch schmutzig und alt!“ – Und halfst du dann die-sem bescheidenen,
Diesem enthaltsamen Mann mit tausend Sesterzen, so gähnte

Schon fünf Tage danach sein Beutel. Er trieb es die Nacht
durch
Bis an den Morgen und schnarchte bei Tag. Sich selber so
ungleich
Wüßt ich nicht einen. – Da fragt mich schon wer: „Freund,
bist du denn selber
Fehllos?“ Sicherlich nicht, nur anders; schlimmer womög-
lich.
So, da der Mävius eben den Novius hinter dem Rücken
Übel zerzaust, sprach einer: „Auch du? Bist blind?
Oder schienst gern
Besser, als jeder dich kennt?“ – „Mit mir selber bin ich so
streng nicht.“ –
Torheit sprichts, unsittliche Selbstsucht, würdig des
Makels.
Wenn du dem eigenen Fehl blödsichtig blinzelnd vorbei-
schaust,
Sag, was eräugst du dann so scharf mit den Blicken des
Adlers
Oder der Schlange den Fehl der Gefreundeten? Also ge-
schieht dirs
Wiederum recht, wenn jene den Pelz dir weidlich zer-
pflücken.
Der dort neigt ein wenig zum Zorn, er ist für die feinen
Nasen der Herren zu grob, er reizt zum Lachen; denn
bäuerlich
Schor er das Haupt, auch läßt er den Rock nachschleifen,
und schlottricht
Schleppt an der Ferse der Schuh. Doch ist er ein Mann,
wie du keinen
Besseren findest, doch ist er dein Freund, doch birgt er in
rauher
Schale gewaltige Kräfte des Geists. – Geh, siebe dich selber,
Ob nicht Natur in dich von Anfang Keime des Lasters



Säete, oder Gewohnheit, die leidige, tat es; denn wahrlich,
Wo du den Acker nicht reutest und umgräbst, trägt er dir
Dornen.
Schaun wir zuvor den Liebenden an. – Er scheint für die
Fehler
Seiner Erkorenen blind, ja findet noch selbst an den Fehlern
Sein Ergötzen, wie jener Balbin am Polypen der Hagna.
Wahrlich, ich wollt, wir erkören im Dienst der Freundschaft den gleichen
Frommen Betrug, und ihn krönte mit ehrlichem Namen
die Tugend.
Denn wie der Vater die Fehler des Sohns beschönigt, so
sollten
Wir mit den Freunden im ähnlichen Fall das Ähnliche
tun. – Der
Sagt von dem schielenden Knaben: „Er blinzt.“ „Mein
Hähnchen, mein Lämmlein“
Tauft er den Zwerg, mißschaffen wie Sisyphus eh, der Alraune.
„Obein“ nennt er den Jungen, dem völlig verquer die Gelenke
Stehn; ja, wär er gelähmt, so begütigt er: „Schwach auf
den Füßen.“
Nun, und da drüben dein Freund lebt allzu kärglich? Enthaltsam
Mög er dir heißen. Der andre dort? Ein Schwätzer und
Prahlhans?
Gern unter Freunden erschien er als Mann von Welt. Und
der dritte
Jach zum Streit? Da halt ihm zugut ein feurig Geblüt. – So
Mein ich, erwerben wir Freunde, so halten wir Freunde
beisammen.
Aber wir machen die Tugend zur Bosheit, trüben mit
Schlamm das



Klarste Gefäß. Lebt einer mit uns und hat ein gefügig
Wesen, so heißt er mit eins ein Augendiener. Den langsam
Denkenden schelten wir „schwer von Begriff"; ein andrer bemüht sich
Fallen und Schlingen zu meiden und keinerlei Blöße zu zeigen,
Wird doch hier jeder ins Treiben verstrickt, darinnen die bare,
Grimmige Mißgunst grünet und Untat jeglicher Art. – Da
Heißt es uns denn vorsichtig und klug? Nein, falsch und verschlagen,
Mag auch wohl einer zu harmlos sein, zu plump wie ich selber
Dir, o Mäzen, mich oftmals wies und mitten im Lesen,
Mitten im Sinnen mit leerem Geschwätz den Schweigenden anfuhr.
„Klar wie der Tag! Der Kerl ist ganz von Sinnen." – O wehe,
Schmieden wir nicht den Pfeil, der bald auf uns selber zurückschnellt?
Denn wer käm vollkommen zur Welt? Der Beste bedünkt noch,
Wer an dem wenigsten leidet. Der Freund aber wäge, wie billig,
Gegen mein Schlechtes das Gute. Und wenn das Schlechtere dann – Gott
Gebs! – was weniger wiegt, so nehm er vorlieb, wenn er selber
Liebe begehrt. Ich wäg ihn alsdann auf der nämlichen Waagschal.
Soll dein eigener Pickel den Freund nicht widern, so mußt du
Ihm seine Warze verzeihn. Das darf er verlangen; denn billig
Läßt Entschuldigung gelten der Mann, der sie selber benötigt.

Schließlich, da keiner das Laster des Zorns und der anderen Torheit
Erbe mit Stumpf und Stiel zu roden vermöchte, warum denn
Lassen wir nicht der Vernunft ihr Maß und Gewicht, auf daß sie
Nach dem Grade des Fehls den Grad der Rüge bestimme?
Wenn ein Meister den Knecht, der – abzuräumen bestellt – die
Übrige Hälfte des Fischs und die laulichte Brühe geschlürft hat,
Stracks an das Kreuz schlüg, sag, wer dünkt von beiden der ärgre
Wüterich oder Verbrecher? – Ein Freund läßts irgendwo fehlen;
Du aber, willst du's ihm nimmer verzeihn, verbitterst dein Leben,
Mußt ihn verabscheun, mußt, wie den Wucherer Rufe der Schuldner,
Fliehn, der – es sei denn, er klaube, sobald der triste Verfallstag
Naht, von rechts oder links den Zins beisammen –, die eigne
Gurgel, Gefangenen gleich, ans Messer liefert und lauscht den
Faden Geschichten. – Dieweil er im Rausch das Lager genäßt, den
Teller vom Tisch gestoßen, den schon der König Evander
Ehmals gebraucht, oder lüsternen Gaums die Hühnerpastete
Mir vor der Nase gestohlen, die mein war, wäre der Freund mir
Minder genehm und wert? Wer dann, wenn er wirklich zum Dieb ward
Oder sein Wort brach oder die Bürgschaft schnöde verleugnet?



Der, dem ein jeglicher Fehl gleich schlimm deucht, kommt ins Gedränge,
Wenns um was Wirkliches geht. Verstand und Brauch widerlegens,
Ja und der Vorteil selbst, der Ursprung Richtens und Schlichtens.
Als aus der Scholle zuerst ein tierisch Wesen hervorkroch,
Stumm und erbarmungswert, da hat es um Lager und Baumfrucht
Erst mit Fäusten und Krallen, hernach mit Knütteln, zuletzt mit
Waffen gekämpft, die Notdurft erst viel später geschmiedet,
Bis sie dann Laut und Wort der sinnvoll zeichnenden Rede,
Bis sie dann Namen erfanden. Von dort ab ruhte die Zwietracht,
Und sie begannen sich Festen zu baun und Gesetze zu geben,
Daß kein Dieb sein sollte, noch Ehebrecher, noch Räuber.
Denn vor Helena war der Schoß einer Männin des Krieges
Schändlichster Born; doch fielen in unvermeldeten Schlachten,
Die, so nach Sitte des wilden Getiers zufällige Liebschaft
Raffend, der Stärkere niedergemacht wie der Stier vor dem Rudel.
Furcht des Unrechts zeugte das Recht. Du mußt es gestehen,
So du der Welt Urkund und Jahrbuch deutest und aufrollst.
Nimmer vermag die Natur das Recht zu scheiden vom Unrecht,
Wie sie das Wohl vom Weh, den Reiz absondert vom Abscheu;
Und du verföchtests mit Gründen umsonst, daß der, der im fremden

Garten ein Kräutlein brach, und der, so nächtens der Götter
Heilige Stätte geplündert, das Nämliche taten. Ein Maß tut
Überall not, das die Sühne gemäß dem Frevel begrenze
Und nicht mit Geißeln fahre darein, wo die Gerte genug tät.
Fürcht ich doch immer, du lassest es dort mit dem Stecken
bewenden,
Wo es der härteren Schläge bedurft, sobald du den Mund-
raub
Neben die Schändung des Heiligtums stellst und drohst
mit der gleichen
Sichel so Großes wie Kleines zu mähn, wenn einmal die
Menschheit
Dich in des Königes Würden bestellt. – Wenn freilich der
Weise
So, wie du sagst, ein Meister und reich und schön und ein
König,
Freund, was begehrst du noch, was doch schon dein? „So
weißt du denn nicht, was
Vater Chrysippus gelehrt? Zwar fertigt sich nimmer der
Weise
Sohlen noch Stiefel und ist dabei doch ein Schuster von
Fach.“ – Was?
„So, wie Hermogenes schweigt und ist dabei dennoch ein
feiner
Sänger, in Trillern geläufig; und so, wie der Schwätzer Al-
fenus,
Als er sein Werkzeug niedergelegt und die Bude geschlossen,
Dennoch ein Bader verblieb, so ist Werkmeister der Weise
Jegliches Werks, ist König allein.“ – Dir zupfen die losen
Buben den Bart, und wenn du sie nicht mit dem Stecken
im Zaum hältst,
Drängen sie alle heran und zerren dich, bis du vor Ingrimm
Jämmerlich berstest und brüllst, der großen Könige größter.
Daß ich es kurz mach: du, für deinen Groschen im Volksbad



Sauber gepflegt, gehst heim, ein König, ohne Gefolgschaft
Außer dem blöden Crispin. Mir werden freundliche Freunde
Gerne verzeihn, was ich Dummes verbrach; und ich trag ihren eignen
Fehl mit Geduld und will bei Gott ohn Ämter und Würden
Seliger leben und sterben als du, hochmögender König.

OTTO FREIHERR VON TAUBE / DER GEISTERBLICK

Seit Wochen herrschte der Winter unbestritten; strammer Frost hatte die Gewässer vereist, über ganz Schweden war dichter Schnee niedergegangen – weich, weiß, regelmäßig tagelang durch die graue Stille flockend. Seit nun sein Geriesel aufgehört hatte, kannte während des kurzen Tages im Sonnenscheine das gesamte Reich nur drei Farben: unten das einheitliche blendende Weiß der Fläche und das Schwarz des Waldes, soweit die Tannen nicht gleichfalls in weite weiße Mäntel gehüllt dastanden, darüber aber das tiefe und reine Blau des Himmels. Brach jedoch – schon am frühen Nachmittage – die langanhaltende Nacht ein, so leuchtete es sacht über der weißen Erde vom Schnee wie aus eigener Kraft; ferner als sonst erschienen jenseits des Dunkels die Sterne; ihr Glitzern war wild, oft so wild, daß sie trotz ihrer Erdferne die Menschenkinder nicht die erhabenen, gleichgültigen Zuschauer ihrer Geschicke deuchten, sondern aus dem Unendlichen durch die Leere niederwirkende feindselige Mächte. So zwitzerten sie herab, doch auch gegeneinander, als ob sie da droben sich gegenseitig bestritten, heftig, bis unversehens aus der Richtung des Poles ein düster blutrotes Licht die Welt überwölbte, sich zwischen das böse Funkeln der Höhe und das mattleuchtende Weiß des Grundes legte, das nun rosenfarb dämmerte.



Doch, wie gekommen, so plötzlich war auf einmal die fremdartige Erscheinung verloschen.
Im Sumpfgebiete des Kronoberg-Lehens hatte auf den Herrenhöfen das Winterleben angefangen, das, anders als in anderen Gegenden auf dem Lande, im Verhältnis zum Sommerleben das geselligere war. Denn zu jener Zeit, vor etwa fünf Jahrzehnten, da die dortigen Moore als solche noch wirklich bestanden, pflegten sie während der warmen Monate den Nachbarverkehr völlig zu unterbrechen. Wenn z. B. die Sabelskjöld, die im breiten hölzernen Gutsgebäude von Björkborn hausten, die Gräfin Tre Rosor auf Schloß Gammla Stenstorp besuchen wollten, das, nach heutigen Maßen gerechnet, nur zehn Kilometer von ihnen ablag, mußten sie, um nicht auf Umwegen volle sieben Stunden lang Pferde anzustrengen, den Winter abwarten. Dann waren die Sümpfe gefroren, waren aus dem Stegreif zahlreiche über das Eis weg führende Winterwege unter den hin und her gleitenden Schlittenkufen entstanden. Nicht nur die beiden vorgenannten – sämtliche Herrenhäuser der Gegend waren auf einmal einander nahegerückt; eine breite Gastlichkeit hub an. Unangemeldet fuhr Nachbar beim Nachbarn vor; Ansage hätte ja, da der Reichsfernsprecher damals noch etwas Unbekanntes war, der Abfertigung eines Boten bedurft, einer Umständlichkeit, die man auf Gütern gern vermeidet, und ein Brief mit der Staatspost bewegte sich auf den herkömmlichen Staats- und Sommerstraßen so langsam, daß er dem beabsichtigten Besuche nachgehinkt wäre. So war man denn allenthalben unerwarteter Heimsuchung aus der Nachbarschaft gewärtig. Warum auch nicht? Küche und Keller waren in jedem Hause gut versehen; Fleisch und Fisch hielten sich im Winter bestens, für Dörrgemüse, Backobst und Eingemachtes war im Sommer reichlich vorgesorgt worden; genügte zur Speisung all der vorfahrenden Gäste das Vorrätige nicht – war der von

der jüngsten Treibjagd herrührende Elchschinken bereits ausgegangen –, mußte rasch ein Schwein oder ein Schaf daran glauben. Küchenkunst wußte aus den alltäglichsten Dingen Leckerstes zu bereiten, Hunger, auf schellenklingelnder Schlittenfahrt angereizt von der frischen Luft, war ein noch besserer Koch.

Im Kirchspiel und in der ganzen Umgegend galt Schloß Gammla Stenstorp für verhältnismäßig still, obwohl es auch dort niemals an Gästen fehlte. Der weitläufige, hochgiebelige Quaderbau, an Stelle einer altschwedischen Holzburg errichtet, als zur Zeit des Westfälischen Friedens der schwedische Adel reich geworden und für seine Verdienste mit Herrschaften aus Königsgut und mit Titeln begabt worden war, galt für düster; woran das lag, konnte freilich niemand erklären. Das Innere war prunkvoll und hatte viele Feste gesehen, namentlich, solange die Tre Rosor beinahe das ganze Lehen als ihre Grafschaft beherrschten. Wahrscheinlich hätte man dieses Haus auch nur für stattlich und feierlich ausgegeben, wenn Jugend in ihm vorhanden gewesen wäre. Aber die Gräfin war nach kurzer glücklicher Ehe kinderlos nachgeblieben. Sie stellte ihre gesamte Mütterlichkeit in den Dienst des Wohltuns; und da sie zu der Frauenart gehörte, von der man zu sagen pflegt, sie stünde mit beiden Füßen fest auf der Erde, sorgte sie beispielswürdig für ihre Hintersassen, für die Bedürftigen des gesamten Kirchspiels, für arme Verwandte. Zwei vermögenslose ältliche Muhmen hatte sie ganz im Hause aufgenommen, wo sie freilich nicht müßig sitzen durften; die Schloßfrau verlangte, daß jeder sich rege, und hatte die beiden Fräulein zu ihren Helferinnen ausgebildet. Doch nicht nur von Mitbewohnern dieser Art war Schloß Gammla Stenstorp bevölkert: verheiratete Jugendfreundinnen und Basen pflegten dort häufig und lange mit Mann und Kind Gastfreundschaft zu genießen; Nachbarn kehrten dort ein. Dennoch schien,

trotz manchen heiteren Zeitspannen, die Heiterkeit in Gammla Stenstorp nicht bodenständig; sie mußte erst hineingetragen werden, und Gräfin Ebba schmachtete nach ihr. So mochte sie auch die Wärme und Liebe, die sie sonst eignen Töchtern gewidmet hätte, auf dies oder jenes Fräulein der Nachbarschaft übertragen; die jungen Wesen indessen, unbewußt den Liebesschatz, der für sie dort offenstand, begreifend, fühlten sich fast immer zur ihr gezogen. „Tante Ebba", die beginnende Vierzigerin, hatte daher stets Jungemädchenfreundschaften; das galt besonders von ihrem Umgang mit den Fräulein auf Björkborn, den Töchtern des Generalmajors außer Diensten Sabelskjöld, welche mutterlos waren.

Von diesen hatten inzwischen zwei sich verheiratet und weilten fern vom Vaterhause. Dafür war gerade die jüngste, Märta, aus einer Stockholmer Erziehungsanstalt heimgekehrt; sie hatte zwei ihrer hauptstädtischen Freundinnen zu längerem Aufenthalte auf das Gut mitgebracht, Elisa Hjörthufwud und die kecke Gunilla Wedderhorn. Das Kleeblatt junger Edelfräulein war seit etwa acht Tagen vierblätterig geworden durch die Ankunft der Preußin v. Quitzow, einer entfernten Verwandten des Hauses, die die Eltern auf Einladung der schwedischen Vetternschaft hinübergeschickt hatten.

Als nach einer Reihe strahlender, durch Eislauf und andere Wintervergnügung wohlausgenutzter Tage wieder der köstliche Morgen durch die Eisblumen an den Scheiben des gut durchwärmten Björkborner Eßzimmers leuchtete und am reichlich gedeckten Frühstückstische die Freundinnen ratschlagten, was man bei dem herrlichen Wetter unternehmen solle, waren alle vier – wie noch in jeder voraufgegangenen Frühe – für eine Schlittenfahrt. War es doch so freudvoll, gehörig in Pelze verpackt, über die von Kristallsplittern funkelnde Fläche wegzugleiten – hingezogen von flinken Pferden, unter deren Hufen der Schnee einem ins

Gesicht flog, den wässerigen Eisgeschmack des Frostes auf den Lippen und den warmen, lebendigen Duft des hafer-ernährten Tieres einatmend, das selbst, im Trabe ausgreifend, die einfache Winterlust zu genießen schien.
„Jetzt kennst du bereits“, wandte sich die Tochter des Hauses zur deutschen Verwandten „das schwedische Landleben von zwei Gütern her. Ich zeigte dir gern noch ein drittes Haus, ein wirkliches Schloß, deren es bei uns ja nur wenige gibt. Fahren wir zur Gräfin Tre Rosor nach Gammla Stenstorp. Dann siehst du erst einen ganz vornehmen Herrensitz.“
Man war einverstanden. „Nicht wahr?“ fragte die junge Ausländerin, die sich in der fremden schwedischen Welt zurechtzufinden suchte, ihre Base: „Nicht wahr, die Tre Rosor gehören doch zu dem ... wie nennt ihr es doch? ... dem Königsadel?“ Märta Sabelskjöld antwortete: „Gewiß; sie gehören zu den Häuptlingsgeschlechtern, aus denen wir ehemals unsere Könige wählten, und ebensogut wie die Wasa hätten auch die Tre Rosor Könige werden können. Doch diese Häuptlingsgeschlechter sind heute zum größten Teile ausgestorben; auch der Mann der Gräfin Ebba auf Gammla Stenstorp war der letzte seines Stammes.“ – „Nein,“ unterbrach Gunilla Wedderhorn die Freundin: „Es lebt ja noch Gräfin Ebbas Schwiegervater, der alte Sten Tre Rosor, und lebt, wie ich von meinem Großvater weiß, gleichfalls auf Gammla Stenstorp.“ – „Freilich,“ meinte Märta, „doch Graf Sten zählt so gut wie nicht mehr unter die Lebenden. Man sieht ihn nie. – Er ist ein sehr ehrwürdiger und unglücklicher Mann“, fügte sie mit Betonung hinzu, als sie dem Ausdruck der Deutschen ablas, sie möge auf das Vorhergesagte hin den alten Grafen für jemand halten, der sich etwas habe zuschulden kommen lassen und sich damit unmöglich gemacht habe. „Ein sehr unglücklicher Mann,“ wiederholte sie, „du weißt, Gunilla, das Schicksal der Tre Rosor ...“

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, indem man zu beraten anhub, ob man zu zweit in je zwei kleinen einspännigen oder zu viert in einem großen zweispännigen Schlitten fahren sollte, ob die jungen Mädchen sich selbst kutschierten oder lieber einen Stallburschen mitnähmen. Der General bestimmte: „Ich weiß schon, wenn ihr einmal in Gammla Stenstorp seid, bleibt ihr auch zum Abendbrot dort. Zur Heimkehr ist es dann zwar nicht finsterer als nachmittags. Aber ihr seid dann müder, und so ist es mit dem Kutschieren nichts. Nehmt den Peter oder den Assaph mit."
Da den Mädchen damit die Freude des Selbstkutschierens beschnitten wurde, die bei zwei kleinen Schlitten ihnen noch ausgiebiger zugefallen wäre, entschlossen sie sich für die Freude gegenseitiger Gesellschaft und für den großen Viersitzer. Rotbackig und mit leuchtenden Augen, fröhlich und scherzend genossen sie die Fahrt. „Wofür hältst du dieses Gelände?" neckte Gunilla Wedderhorn Gustchen Quitzow, als sie über eine völlig glatte weiße Strecke hinwegstoben. „Für ein Rüben- oder Getreidefeld", antwortete die Preußin nach norddeutschen Begriffen. Die anderen lachten auf. „Das sind unsere berüchtigten Sümpfe, da kommt man darüber wie der Reiter in eurer Ballade vom Bodensee", belehrten sie.
Sie schilderten der neuen Freundin das Fürchterliche dieses sommerlichen Verkehrshindernisses und erzählten von einigen Unglücksfällen, die sich vor grauen Zeiten ereignet hätten. „Jetzt aber ist das Moor ganz gebändigt vom Frost", schloß Märta. „Ich finde es gar nicht so kalt", meinte im Anschluß daran die Fremde. „Das kommt daher," sagte Elisa Hjörthufwud, „daß die Kälte in unseren Breiten stets mit Windstille verbunden ist. Übrigens magst du recht haben," fuhr sie fort, „es ist wirklich wärmer geworden." Sie sahen sich um. „Der Himmelsrand", bemerkte Märta, „ist in der Tat etwas milchig."

„Hör mal," unterbrach Gunilla, „bekommt man den Grafen Sten wirklich nie zu Gesicht? Ich lernte ihn so gern kennen. Ich habe so viel von ihm gehört. Mein Großvater und er sind als Knaben befreundet gewesen – oh, damals war er gar nicht menschenscheu, eher alles andere! – Sie waren zusammen Pagen bei Königin Desideria, der Frau Karl Johann Bernadottes. Und danach sind sie noch viel zusammengewesen, bis er sich hierher zurückzog. Wenn ich nun sagte, ich hätte dem Alten Grüße von meinem Großvater zu bringen, glaubst du, Märta, er käme dann zu uns heraus? Ich habe noch nie einen Mann mit dem zweiten Gesicht gesehen." – „Mit dem zweiten Gesicht!" rief die Deutsche verwundert aus: „Ich dachte, das wäre nur ein Ammenmärchen, das gäbe es gar nicht!" – „Doch, das gibt es," erwiderte Märta, „und bei den Tre Rosor ist das erblich; die einen von ihnen neigen mehr dazu, die anderen minder; Gräfin Ebbas Mann hatte es gar nicht. Beim Grafen Sten ist nun das Fürchterliche, das ihn so unglücklich macht, daß er den Menschen ansieht, wann sie sterben müssen. Je näher jemand dem Tode ist, desto undeutlicher erscheint er ihm, und solche, denen der Tod dicht bevorsteht, kann er überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Auf diese Weise hat er nun so viel Tod und Trauer sich bereiten sehen, ist er auch zur Überzeugung gekommen, er habe die eigene Erschütterung sich anmerken lassen und damit anderen Menschen Schrecken und Schmerz verursacht, daß er, um nicht mitzuleiden und Leid zu verbreiten, Umgang gänzlich meidet außer dem mit seinen Allernächsten. Wenn seine Schwiegertochter mit den zwei Muhmen allein zu Hause ist, nimmt er an ihren Mahlzeiten teil und an ihrem übrigen Leben. Er soll ganz reizend sein, und sie lieben ihn alle sehr. Doch vor Fremden zeigt er sich nicht."
„Erzähl doch die Geschichte mit dem Schmiede, sie ist so schön gruselig", bat Gunilla. „Nun," begann Märta, „das

war zur Zeit, als Graf Sten noch jünger war und glaubte, seine Gabe sei ihm zum Heile der Menschen verliehen; Gott habe ihn dazu bestellt, sie auf das Ende vorzubereiten. Eines Tages begegnet er seinem Dorfschmiede. Er sieht ihn ernst an und fragt: ‚Lars, hast du schon dein Testament gemacht?‘ Und der Lars erschrickt, geht heim, legt sich hin und stirbt. Einige sagen, er hätte gar nicht sterben müssen, nur die unheimliche Frage des Grafen habe ihn umgebracht. Jedenfalls hat auf diesen Fall hin unser damaliger Pfarrer begonnen, dem Grafen das Warnen auszureden. Seitdem aber hat der Graf sich auch immer mehr zurückgezogen.“
„Ist es wahr,“ fragte Elisa, „daß die Gräfin, obwohl der Alte den Tod seines Sohnes, ihres Mannes, vorausgesagt habe, an die Gabe des Schwiegervaters nicht glaubt?“ – „Graf Niels war lungenkrank, so war es kein Kunststück, seinen Tod vorauszusehen und vorauszusagen,“ gab Märta Bescheid: „Man kann auch nicht wissen, ob Gräfin Ebba an die Gabe des Alten nicht glaubt oder nur an sie nicht glauben will. Sie ist ihm zugetan, sie fürchtet, er werde in der Einsamkeit, der er sich ergeben, schwermütig, ja sagen wirs gerade heraus, verrückt werden. Sie strengt sich an, ihn unter Menschen zu bringen. Deshalb stellt sie auch seine Gabe vor aller Welt in Abrede und sucht ihm auch, was sie vor mir schon mehr als einmal einen Unsinn nannte, auszureden.“
„Dann könnte Gräfin Ebba,“ meinte Gunilla, die neugierige Hauptstädterin, „wenn ich sie bäte und mich auf Grüße meines Großvaters an seinen Jugendfreund beriefe, möglicherweise versuchen, den alten Herrn zu uns herauszulocken?“ – „Wahrscheinlich,“ antwortete Märta, „doch bäte ich an deiner Stelle lieber nicht darum.“ – „Warum?“ lachte Gunilla, „das wäre doch so unheimlich!“ Versonnen antwortete Märta: „Wer weiß ...“
„Angsthase!“ rief Gunilla: „Wenn irgend jemand, so sind wir vier Mädchen gesunde kräftige Wesen, dem Tode



weit. Lauter Jugend fährt hier! Jung ist sogar unser Kutscher!“ – „Ich täte es lieber nicht“, beharrte Märta. Gunilla hatte jedoch bereits andere Gedanken im Kopfe. „Hörte ich nicht,“ sprang sie ab, „der Peter, der Kutscher, habe in vierzehn Tagen Hochzeit?“ Und nun freuten sich alle vier Fräulein, die Kutscherköste mitzumachen. Märta beschrieb ihrer Base schwedische Hochzeitsbräuche, erzählte von Trachten und Brautkronen. Und der schmucke Bursch, vorübergehend in das Gespräch der Herrschaft mitbezogen, teilte seine Freude den Fräulein und sie die ihrige ihm in die Herzen mit.

So war man in bester Laune unversehens, durch den geradanstrebenden kahlen Baumgang, im offenen Ehrenhofe angelangt und hielt vor dem Portale, darüber vom Schilde die drei Rosen, nach denen das alte Häuptlingsgeschlecht sich benannt hatte, niederschauten. Die Gräfin, groß und noch schön, mit entschiedenen Gesichtszügen und Bewegungen, die ihre herzhafte, tätige, Gegrübel und Träumereien abholde Art verrieten, empfing ihre junge Freundin Märta mit Umarmung und hieß die übrigen in ihrer geraden, erfrischenden Art willkommen. Sie trafen das Schloß voller Gäste; mehrere befreundete Familien waren mit ihren Kindern zu vorübergehendem Aufenthalt eingetroffen. Die junge Deutsche wunderte sich, wie man dieses belebte Haus düster finden könne; die bereits tief stehende Sonne schien so golden durch die großen Fenster der Saalflucht herein und spielte mit den schaukelnden Prismen und Zäpfchen der venezianischen Kronleuchter, so daß von den darin gebrochenen Strahlen Hunderte von regenbogigen Flecken an den gegenüberliegenden Wänden tanzten. Als das große Licht aber untergegangen war und hinter den entlaubten Birken des Schloßhügels ein breiter, immer finsterer werdender roter Streifen herüberglühte, als es draußen zu dämmern und drinnen zu schatten begann, als leise huschende

Diener die Fensterläden sperrten und die Lampen brachten, als nun undurchdringlich schummerige Ecken in den weiten Räumen entstanden und bisher kaum beachtete Ahnenbilder von seltsamer Gegenwart wurden, da ward es dem jungen Wesen merkwürdig fremd und wehe ums Herz. Just wurde man von einem der betreßten Bedienten – in Kniehosen mit weißen Strümpfen und weißen Handschuhen – zum Mittagessen gebeten, das nach schwedischer Sitte um drei Uhr stattfand; am Imbißtische, an dem man dortzulande sich stehend auf die Hauptmahlzeit vorbereitet, fand Gustchen Quitzow sich neben der Base wieder, von der sie durch andere Gäste zuvor getrennt worden war; sie gestand Märta, wie ihr zumute war. Märta antwortete: „Das ist hier in Gammla Stenstorp immer so: in allen anderen Häusern ist der Augenblick, wo man die Lampen zündet und zum Mittagessen geht, der allerbehaglichste. Hier ergreift einen immer Schmerz. Bei Tische geht das dann vorüber, und hernach ist einem ganz wohl.“ – „Ich wünschte nicht dem alten Grafen zu begegnen“, meinte die Deutsche, „ich auch nicht“, die Verwandte.
Ganz anders arbeitete die Neugier in der Stockholmerin. Beim Essen, wo man um den langen Tisch über zwanzig an Zahl gesessen hatte einschließlich der größeren Kinder – während die kleineren von Erzieherinnen an einem Sondertische geatzt wurden –, war, wie Märta Sabelskjöld vorausgesagt hatte, eine grundgemütliche Stimmung aufgekommen. Als man danach am schweren karyatidengetragenen Kamine den Kaffee zu sich nahm und zwanglose Gruppen sich gebildet hatten, rückte Gunilla nahe zur Hausfrau heran, begann von ihrem Großvater zu erzählen, von dessen Jugendfreundschaft mit dem alten Grafen, und bereitete so ihren Anschlag vor. Was sie sagte, war Wasser auf die Mühle der Gräfin. Rasch warf diese einige Zeilen auf ein Blatt, klingelte einem Diener und hieß ihn den

Zettel nach dem Flügel, den Graf Sten bewohnte, hinüberbringen. Der Diener kehrte wieder und meldete der Hausfrau leise, so daß nur sie es hören konnte, der Herr Graf dankten für die Aufforderung, an der Gesellschaft teilzunehmen, sähen sich jedoch dazu leider außerstande.
„Das ist betrüblich!“ rief Gunilla aus, als die Gräfin ihr das Ergebnis ihres Versuches mitteilte: „Und ich hätte Großvatern solche Freude bereitet, wenn ich ihm von seinem alten Freunde erzählt hätte. Ich gehe zu Grat Sten hinauf.“ – „Tun Sie das lieber nicht,“ hemmte die Hausfrau das junge Mädchen, „ich will lieber selbst ihn bitten gehen. Mir liegt so sehr daran, daß er sich wieder unter Menschen begebe. Er macht sich mit Grillen sein Leben schwer. Und warum? Wegen einiger zufälliger Begebenheiten und aus einem gewissen Aberglauben, der einem gebildeten Manne von Welt, wie ihm, so gar nicht ansteht. Ich, die ich tagtäglich mit ihm zusammen bin, ich weiß, daß es sich hier wirklich nur um Einbildung handelt. Und habe ich ihn einmal unter Menschen gebracht, ist er wieder einmal vergnügt unter ihnen gewesen, wie er das, als mein seliger Gatte noch lebte, war, dann, hoffe ich, haben wir ihn aus dem Zauber erlöst. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie hier sind. Ich wüßte keinen besseren Vorwand, ihn herauszubewegen, als Ihre Anwesenheit. Halten Sie mir den Daumen bei meinem Gange und wünschen Sie mir die nötige Beredsamkeit.“
Die Gräfin stand auf und verschwand im Dunkel der Zimmerflucht. Nach einer Viertelstunde sah man sie wieder im Saale. Sie trat, die Gästeschar durcheilend, sieghaften Ausdrucks auf Gunilla zu, nahm sie beiseite und drückte ihr die Hand. „Haben Sie Dank!“ sagte sie, „der Bann ist gebrochen. Er kommt. Er kommt Ihretwegen. Zwar weigerte er sich, zum Abendbrot zu erscheinen, als er hörte, es wären noch andere Gäste im Hause. Doch will er sich

hernach zu uns gesellen. Sagen Sie den anderen noch nichts davon, bitte. Es gibt so ... wunderliche Leute, die könnten bei der Aussicht, ihn zu sehen, die Unbefangenheit verlieren und auch die übrigen mit ihren dummen Gedanken anstecken. Nicht wahr? Sie begreifen es: es ist besser, er ist auf einmal da und ist gar nicht so schrecklich, wie man sich einbildet; dann geht alles glatt und gut. – Ihr bleibt doch zu Abend?“ wandte sie sich zur Nachbarstochter, die die Frage, wie bei ihr zu Hause vorausgesetzt wurde, bejahte.
Indessen waren die Kinder zu ihren Spielen verschwunden. Am späten Abendbrot sollten sie nicht teilnehmen, sondern, um früher zu Bett zu können, für sich essen. Sie kamen noch einmal in den Saal, um gute Nacht zu sagen. Rasch zählte, als zum Essen gerufen wurde, die Hausfrau die Tischgenossen, ob man nicht dreizehn wäre; das verheiße einem der Anwesenden baldigen Tod, glaubten noch viele im Lande. Die Gräfin zwar hielt nichts von solcher Meinung, doch berücksichtigte sie die ihrer Gäste. Sie stellte zu ihrer Befriedigung fünfzehn Anwesende fest, darunter leider nur vier Herren und keinen einzigen jüngeren. Mit Ausnahme der aus Björkborn herübergekommenen Fräulein versammelten sich an diesem Abend nur gesetztere Herrschaften um die Tafel.
„Ob er wirklich kommen wird?“ fragte Gunilla nach der Mahlzeit die Hausfrau – sie konnte vor Ungeduld kaum an sich halten. Die Gräfin erwiderte: „Solange ich meinen Schwiegervater kenne, hat es bei ihm stets geheißen: ein Mann ein Wort.“ Gerade da vernahmen die beiden Frauen Tritte, die durch das nebenliegende dunkele Zimmer nahten. Die Gräfin erkannte den Schritt des alten Schloßherrn, der sich in den vertrauten Räumen, ohne ein Licht in der Hand mit sich zu führen, stets zurechtfand. Das junge Mädchen vermutete, daß es der von ihrer Neugier Ersehnte sei, der Wunderbare, bereits bei Lebzeiten Sagenumspon-

nene; sie sah sich nach ihm um. Die anderen aber, die nicht vorbereitet waren, erstaunten höchlichst, als sie in ihrem Kreise auf einmal einen schönen alten Herrn gewahrten, der – geradester Haltung – sie alle um Hauptes länge überragte: wohlgepflegt mit schneeweißem, vollem Haare, schneeweißem Schnurr- und Knebelbart wie auf Gemälden aus Oxenstjernas und Per Brahes Zeiten, einen Recken von mildestem Ausdruck und mit den allerprachtvollsten klaren hellblauen Augen.

„Graf Sten“, raunten einige, die seine Erscheinung von Bildern her kannten oder, aus den Fenstern des Schlosses, ihn hatten einsam den Garten durchkreuzen sehen. „Graf Sten“, wunderten sich auch diejenigen, die in besseren Jahren mit ihm vertrauter gewesen und ihm in diesen Räumen nicht selten genaht waren. Er aber begrüßte freundlich und heiter die alten Freunde und ließ sich mit den ihm neuen Erscheinungen auf das allerhöflichste sofort bekannt machen. Die altväterische Ritterlichkeit, die er den Damen erwies, wirkte hinreißend. Jetzt wandte er sich an seine Schwiegertochter: „Sag, Ebba, die junge Wedderhorn, die Enkelin meines Freundes, die hauptsächlich mich in deine Räume gezogen hat, ist wohl im Nebenzimmer? Bitte, führe mich zu ihr hin.“

Der Gräfin verging der Atem. Da, unmittelbar vor ihr und vor dem Grafen stand ja Gunilla, drängte sich zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen, die er nicht ansah, – die er nicht sah! Beinah hätte die Gräfin ihm entsetzt zugeschrieen: „Siehst du sie denn nicht!“ Aber das wäre von allen vernommen worden, auch von der armen kleinen zum Tode Verurteilten. Die Gräfin beherrschte sich, sie flüsterte ihrem Schwiegervater etwas zu. Der warf den Kopf zurück; – die Gräfin erzählte nachmals, sie könne nie und nimmer den Ausdruck des Leides vergessen, der in diesem Augenblicke auf seinen Zügen erschienen wäre. – Doch faßte

auch er sich; er ließ von der Gräfin seine Hand mit der Gunilla Wedderhorns zusammenlegen; das mochte, meinte er jedoch, dem Mädchen verdächtig vorkommen. „Verzeihen Sie, Fräulein," erklärte er ihr, „ich werde alt, sehe schlecht und bin in meinen Bewegungen häufig unsicher."

Nahe am Kamine befand sich einer jener damals modischen Doppelsitze, die man „Causeusen" nannte und auf denen der Inhaber eines der beiden Plätze den des anderen unmittelbar vor sich hatte und beim Plaudern auf diesen angewiesen war. Die Gräfin ließ den Alten und das Mädchen dorthin steuern, brachte sie auf dieser Sitzgelegenheit unter und rückte sich einen Stuhl heran, bei allem Grauen, das sich ihrer bemächtigt hatte, bedacht, das junge Mädchen vor Entsetzen zu behüten, und sich selber, wie ein Träumer schlechter Träume, Mut zusprechend mit dem schon nicht mehr gültigen Troste, alles das sei nicht wahr. Es sei nur Verkehrtheit, erklärte sie sich den Vorgang, irgendeine krankhafte Selbsttäuschung des Alten, ein Fehler in seinem Hirn oder seinem Auge, etwas, das einen Hinweis auf Künftiges nicht zu geben vermöchte. Doch wollte es ihr dann wieder das Herz zerreißen, wenn sie hörte, wie Gunilla dem alten Grafen ihrem Großvater von ihm zu berichten verhieß, wie sie ihm seine Grüße überbringen wollte – Grüße, die der Hellseherische nicht aussprach, weil er wußte, das junge Blut, das für ihn nur noch wenige Stunden des Lebens vor sich hatte, werde sie niemals dem Freunde überbringen.

Indessen stieg das Entsetzen der Gräfin immer mehr, je mehr ihr aufging, daß unter den näherstehenden und vorüberwechselnden Gästen der Alte auch die Nachbarstochter, auch die junge Deutsche, auch das vierte junge Mädchen nicht sah. In ihren Schläfen hämmerte es, ihre Pulse flogen, ihre Gedanken jagten einander. Vier blühende

junge Wesen unter so vielen Gereiften und Älteren – so kerngesunden Aussehens und so munter! Und gerade die wären dem Tode verfallen? „Wenn der Tod ihnen nicht unmittelbar bevorstünde, würde der Unglückliche sie doch noch einigermaßen sehen", schoß es ihr durch den Kopf: „Er kann, so wie sie sind, doch keine Krankheit an ihnen allen verspüren. Wir leben auch nicht zu Zeiten der Pest, die von heute auf morgen ganze Völker rafft. Ihrer harrt ein gewaltsames Ende." Und immer wieder suchte sie sich die Ängste auszureden: „Unsinn! Was könnte ihnen denn geschehen? Alles das ist nicht wahr, und bald wird sichs erweisen, daß dieses Nichtsehenkönnen seiner Nächsten gar nichts verkündet. Ja, das ist schon erwiesen; wie kann etwas diesen vier jungen Mädchen zusammen geschehen!"

Gegen zehn Uhr abends trat Märta Sabelskjöld zur Hausfrau und sagte: „Es wird Zeit für uns, heimzufahren. Der Vater weiß zwar, daß wir hier zu Abend geblieben sind; bleiben wir aber allzulange aus, ängstigt er sich." – „Könnt ihr nicht zur Nacht hierbleiben?" fragte die Gräfin. Sie dachte auf einmal, das Unheil lauere auf sie auf dem Heimwege, in ihrem sicheren Hause jedoch könne es sich nicht an die Bedrohten wagen. „Unmöglich", antwortete Märta, sie könne den Vater nicht sich nachtsüber ängstigen lassen.

Die Gräfin begann zu bitten; sie bat immer dringlicher, ihre Stimme bebte; das junge Mädchen hatte nur die Sorge des Vaters im Sinn. Der Graf vernahm, daß seine Schwiegertochter schon nicht mehr bat, nein flehte. Er erhob sich und nahm sie beiseite. „Tochter," sprach er, „was hast du an mir getan! Retten aber wirst du sie nie und nimmer."

Die Gräfin war wie gelähmt. Sie gab den Widerstand auf. Mußte sie doch ihrem Schwiegervater recht geben: auch das sicherste Haus vermochte nicht vor dem Tode zu schützen. Sie erinnerte sich ihrer Jugendfreundin Berzelius, die,

zu Besuch bei Verwandten auf dem Lande, an den Ausdünstungen des Ofens im Fremdenzimmer umgekommen war. Sie erinnerte sich anderer Fälle.

„Laß, bitte, den Schlitten vorfahren, Tante Ebba," bat die Nachbarstochter, die der Hausfrau nachgegangen war, noch einmal, „der Vater sorgt sich sonst wirklich." Die Gräfin nahm sich zusammen. Sie traf die gewünschte Anordnung. Bald klingelte der Schlitten vor die Anfahrt. Zwitschernd, vergnügt und mit vielem „Auf Wiedersehen!" hüllten sich die jungen Mädchen in ihre Pelze. Die Gräfin umarmte sie, wie üblich, alle. Aber es war ihr, als könnte sie Märta nicht von sich lassen. „Gott segne dich!" sagte sie, als sie das Mädchen ans Herz drückte.

Große Worte waren nie ihre Sache gewesen. „Was bist du heute so feierlich, Tante Ebba?" scherzte Märta, sich von ihr losmachend. Die Gräfin tat, als hörte sie das nicht. Aber sie folgte den Scheidenden noch ins kalte Treppenhaus, sah sie niedersteigen und vernahm die Worte, die sie einander beim Verlassen des Hauses sagten: „Welch schöner Tag war es doch", meinte die junge Deutsche. „Ich bin so müde!" warf Elisa Hjörthufwud ein. „Die Schlittenfahrt wird uns alle wieder ermuntern!" entgegnete Märta, und Gunilla rief: „Die ist auch das allerschönste. Wie freue ich mich auf morgen! Da fahren wir wieder aus." Da konnte die Gräfin sich nicht mehr halten. Sie stürzte den jungen Mädchen die Stiege nach bis an den Schlitten: „Könnt ihr nicht doch zur Nacht bleiben?" sprach sie, mit Tränen kämpfend, ohne zu bedenken, wie töricht ihre Frage war vor Menschen, die reisefertig im Fahrzeug saßen, und wo sie doch wissen mußte – ja schon wußte, daß das Entsetzliche nicht abzuwenden war.

„Hinein ins Haus, hinein mit dir, du erkältest dich, Tante Ebba! Nicht mal ein Tuch hast du umgenommen!" trieb Märta Sabelskjöld die Freundin zurück, unterstützt



von ähnlichen Zurufen der anderen Mädchen, indes die Pferde schon anzogen. Die Gräfin hob sich langsam die Treppe hinauf; sie fühlte sich völlig leer und ohne Gedanken; sie bemerkte nur beiläufig, daß neben ihr der Major Kurk schritt, der sich für jedes Fräulein zu begeistern pflegte und sich wohl das Vergnügen nicht hatte nehmen lassen, die jungen Dinger in die Schlittendecke zu hüllen. Sie erinnerte sich nachmals, einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt zu haben.

Sie fühlte sich unfähig, in die Gesellschaft zurückzukehren; sie ging in eines der finsteren Zimmer, die nach der Hofseite zu lagen; noch hörte man das immer leiser werdende Klingeln des Schlittens. Vom Fenster, dahinter das weißliche Schneelicht graute, sah sie die hohe Erscheinung des Grafen sich schwarz abheben; die Stirn an die Scheibe gepreßt, sah er den in der Ferne verglimmenden Schlittenlaternen nach. Die Gräfin trat an seine Seite. Eine Weile schwiegen beide. Dann fragte er: „Wie fuhren sie eigentlich? Ich habe auch keine Pferde und keinen Kutscher gesehen?“ Die Gräfin wäre beinahe in krankhaftes Heulen ausgebrochen. Wie unerträglich ihr noch vor wenigen Augenblicken die Gesellschaft der Gäste geschienen hatte, hier, neben diesem Manne des Grauens, war es noch fürchterlicher. Sie wandte sich und erschien im Saale, gerade als Major Kurk, auf Grund seiner Beobachtungen am Schlitten, berichtete: „Wir haben Tauwetter.“

Da wußte die Gräfin alles. Und so vernahm sie am folgenden Tage die Kunde, daß der Björkborner Schlitten mit sämtlichen Insassen, mit den Pferden, im Moore eingebrochen war. Erst im Frühling gab es die fünf Toten heraus, die vier jungen Fräulein und den Burschen, der gerade hatte Hochzeit halten wollen.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / SEHNSUCHT NACH EINEM GLOBUS

Es ist der gewissenhaftesten Forschung nicht gelungen, irgendeine Einzelheit von meiner ersten Begegnung mit dem Globus auszusagen; sicher ist nur, daß er, kopfgroß und in politischer Ausführung, mit einem Meridian aus Messing versehen, jahrelang auf dem Bücherschrank meines Vaters stand. Meine Blicke müssen häufig zu ihm hingewandert sein, nach der Deutlichkeit zu schließen, die sein Anblick in meinem Innenleben besaß; aber eine ehrfürchtige Scheu, geboren aus der ahnungsvollen Einsicht in das ungeheuerliche Wagnis seiner Vortäuschung, hielt mich davon zurück, meine Hände nach ihm auszustrecken und ihn um seine Achse zu drehen, was doch keinem Verbot unterlegen wäre. Dagegen ist das nächtliche Abenteuer, das ich als Achtjähriger mit dem kunstreich nachgeahmten Erdball bestand, von einwandfreien Zeugen verbürgt. Nach ihnen muß ich mich einstmals mitten im Schlummer erhoben haben und ins väterliche Arbeitszimmer hinabgewandelt sein, um mich der bedeutsamen Pappkugel zu bemächtigen: diese nämlich fand sich am nächsten Morgen zu meiner und aller Hausbewohner Verblüffung auf dem Nachtschränkchen zur Seite meines Bettes. Niemand ist der kleinen Gestalt im Nachthemd ansichtig geworden, wie sie, den ernsten Ball im Arm, durchs dunkle Treppenhaus der Villa gegeistert sein mag, doch läßt sich der Fall nicht anders als nachtwandlerisch erklären; es ist das einzige Mal in meinem an äußerer Phantastik kargen Leben geblieben, daß ich dem Drang des Nachtwandels unterlag. Danach tritt ein Zeitraum von vielen Jahren ein, in denen nichts Ungewöhnliches zwischen mir und einem Globus vorgefallen ist. Das väterliche Exemplar, das politisch immer rückständiger wurde, verschwand im Trubel mehrerer Umzüge und wohnlicher Neu-

ordnungen aus meinem Gesichtskreis – es ist anzunehmen, daß ihm eine unverdiente Übersiedlung zu einem Althändler auferlegt wurde, von dem, wie ich hoffen möchte, die Zuneigung eines Liebhabers oder eines armen Gelehrten es entführt haben mag.
Wie souverän und voller Würde ist das Dasein eines Globus! Auch in der schmählichsten Umgebung, unterm staubigen Gerümpel einer Bodenkammer, überm öden Aktenschrank eines Lehrerzimmers oder zwischen den abgegriffenen Ladenhütern eines Antiquars verliert er seinen Ernst nicht, seine stille, unantastbare Selbstgenügsamkeit und den gelassenen Stolz, den ihm kein von Menschenhand gefertigter Gegenstand nachmacht – darf sich doch keiner neben ihm rühmen, das meiste vorzustellen, was es auf der Erde gibt: die Ganze, sie selbst. Geladen von dieser uneinholbaren, mit nichts zu übertrumpfenden Bedeutung, gesättigt davon, das umfassendste Abbild, das Gleichnis aller Gleichnisse zu sein auf dem physischen Plan, könnte er eingeschüchterten Betrachtern fast schon wie ein Prahlhans erscheinen, doch zerstiebt aller Argwohn immer wieder vor jener stillen, selbstgenügsamen Würde, die auch den Mißtrauischen in ihren Bann zieht. Wo immer er steht, von unkundiger Hand auf einen zufälligen Platz unter noch so vordringlichen Dingen gestellt, ist er durch die einwohnende Größe dessen, was er vertritt, sogleich zum Mittelpunkt geworden, vergleichbar dem Abgesandten des mächtigsten Fürsten an der Tafel von Scheinkönigen; und wie dieser ist freilich auch er, der auf konzentriertesten Raum geschränkte Vertreter des väterlichen Erdballs, nur dem Eingeweihten erkennbar, dem, der nicht nur die Gegenstände anschaut, sondern auch den Sinn, von dem sie ein Bild sind. Ihm, dem Wissenden, ist darum der Standort eines Globus immer ein Thron, vor dem man ehrerbietig verharrt, und seine Materie, in den Augen der Unwissenden nur schnöde Pappe, vermittelt ihm,

zur Kugel geformt und mit den erhabenen Schriftzügen der Geographie versehen, die Gewißheit einer Transsubstantiation besonderer Art.
Freilich wird die ruhmwürdige Abgesandtschaft des Vaters Erdball gröblich verwischt, wenn, wie es meist der Fall ist, sein wahres Antlitz, das geheiligte geographische, von den schwankenden Abmachungen der Staaten und Nationen übermalt wird. Die Unterscheidungen der Ebenen, der Urwälder, der Wüsten und der Gebirge scheinen nicht mehr zu bestehen und sind abgeschafft worden zugunsten der Unterscheidungen zwischen den Staaten; ein jeder hat seine künstliche Farbe, die sich über den landschaftlichen Grund hinwegsetzt, ein Akt grober und törichter Willkür, denn wie kann es wichtiger sein, die Ergebnisse menschlichen Zankes zu markieren als die Wirkungen unabsehbarer Zeitläufte, irdischer Fügsamkeit und kosmischer Kräfte? Einzig die Meere, die unantastbaren, heben sich von den Küsten ab, auch sie schon geschändet von Hoheitszeichen und Schiffahrtslinien, und Flüsse, wie Stammbäume anzusehen, ziehen sich kraus und unbeirrt durch die Buntheit der Zollsysteme. Dennoch: trotz dieser Widersinnigkeiten verleugnet sich die Würde der stellvertretenden Ganzheit nicht. Maß und Wagnis bleiben imposant, ja neue Eindrücke stellen sich ein und suchen die natürlichen zu ersetzen: das ehrwürdige Sinnbild des Erdballs weicht dem erregenden Symbol der Geschichte, die unter seinen Menschen gewesen ist. Seine Menschen sind ja, wie die wahre Mystik versichert, sein Sinn und seine Rechtfertigung, sie sind der Arm, den er gen Himmel streckt, um sich ihm zu verbrüdern, und so mögen ihre politischen Maße, da ja ihre geistigen sich gegenständlicher Darstellung entziehen, zur Färbung und Gliederung der Kontinente dienen und der alten erhabenen Kugel das mitteilen, was die Rassen, Völker und Staaten ihr an Ordnungen abgewonnen haben.

Geraume Zeit, nachdem der Globus des Elternhauses weggetaucht war, nahmen Globen in der Schule seine Stelle in meinem Innenleben ein. Hier wurde freilich durch einen Vorstoß ins Vermessene manches verdorben. In der Erdkunde schweifte, ein lachhaftes Unterfangen, der Unterricht ins Astronomische ab, und zur Veranschaulichung des Sonnensystems war eine ganze Hierarchie von Globen erbaut worden, die mittels einer Kurbel und eines Treibriemens zueinander in Bewegung gesetzt werden konnten. Die Sonne wurde dabei von einem Lämpchen mit Spiegelscheibe dargestellt, der Mond kreiste um die Erde, diese um ihre eigene Achse, und das Ganze beschrieb eine Ellipse um das anmaßende Lämpchen. Die Unzulänglichkeit dieses Betriebes lag auf der Hand, es war unstreitiger Frevel, Kosmisches durch solchen Hokuspokus vertreten zu wollen, und was mit dem Erdball, den wir schließlich durch die Berührung unserer Sohlen kennen, noch eben gewagt werden durfte, mußte mit anderen Sternen, von denen uns hunderttausend Geheimnisse trennen, zur Blamage führen. Nein, das überirdische Globensystem konnte meine Achtung nicht gewinnen, unsagbares Mißtrauen, ja Verwirrung und Zweifel war die Ernte seiner größenwahnsinnigen Saat.
Aber als König aller Abbilder, wie eine Art Ding an sich, keusch, ernst und verläßlich, stand der einfache Globus vor meinem Begehr. Er allein konnte Aufschlüsse geben über das, was gewiß war. Er allein war das Medium, durch das man mit den Geheimnissen auf einen mühsamen Duzfuß kommen konnte. Er wurde zur Erdkunde von den Ordnungsschülern hereingetragen und dann wieder ins Lehrerzimmer gebracht. Er hatte nicht die billige Farbenvielfalt der Politik. Bläue hatten seine Meere allein, kein Staatengebilde konnte ihnen diese Farbe streitig machen. Das Grün war den Wäldern und Ebenen vorbehalten, keine Zollschranke durfte daran rütteln; Gelb war das Kenn-

zeichen der Wüsten, und die Gebirge erschienen, je höher sie waren, in immer dunklerem Braun; die höchsten aber, auf denen ewiger Schnee lag, trugen zierliche Kronen von Weiß. Das Geäder der Flüsse war gleich den Meeren, zu denen sie strebten, in Blau ausgeführt, und aus Braun, Gelb und Grün wurde deutlich und einleuchtend, nach welchen Gesetzen sie strömten und was sie bewirkten. Der Äquator wurde wieder zum Gürtel tropischer Gluten, ein Träger exotischer Mysterien. Die Tiefen der Meere, durch abgewandeltes Blau erkennbar, gewannen ihre Bedeutung zurück, und schaudernd durfte man aus der ebenen Rundung schreckliche Abstürze ahnen. Das Netz der Längengrade hingegen, argwöhnisch messendem Treiben dienlich, hätte man sich wegwünschen mögen, ja fast störte schon jegliche Beschriftung die Sauberkeit des Ganzen. Die Erdkunde ist das Einmaleins der irdischen Gesinnung; der geographische Globus ist das Einmaleins der Erdkunde, in dem sämtliche Rechnungen enthalten sind. Es war sehr befremdend, daß es Erdkundestunden gab, in denen der Globus fehlte.

Es mangelte an Gelegenheit, sich sorgfältig und in der Einsamkeit mit ihm zu befassen. Es war, geradeheraus gesagt, eine gute Verliebtheit, die mich an ihn band, und wo hätte Verliebtheit nicht nach Einsamkeit gedürstet? Die Verliebtheit in einen Gegenstand hat für uns Erwachsene leicht etwas Kauzhaftes, Kindisches oder gar Verächtliches; sehr zu Unrecht, man braucht kein Sonderling zu sein, um ein verbotenes Spielzeug oder ein seltenes Stück einer Sammlung über Gebühr innig ins Herz zu schließen. Da ein Globus nun vorderhand für mich nicht zu haben war, weder ein geographischer noch ein politischer, begnügte ich mich mit dem Surrogat und brütete versunkenen Sinnes über Atlanten. Auch sie hatten ja etwas von dem Nimbus an sich, den ein über die Maßen Großer seinen Gesandten

und Vertretern gewährt; auch sie brachten Botschaft von der Macht, an der wir mitsamt unsern Häusern und Brücken uns bergen.
Aber dann kamen wieder Jahre der Treulosigkeit. Der Globus hatte zu den Utensilien der Schule gehört; so war es eine Zeitlang Ehrensache, ihn zu vergessen. In den Jahren der Unrast, des Erwerbs, des Sports, des Kriegführens, Wanderns, Faulenzens oder Tretmühletretens hatte der Globus keinen Platz. Erst allmählich entdeckte ich ihn wieder, mitsamt meiner alten, angeborenen Liebe. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich mir jederzeit mühelos das herrlichste Globenexemplar hätte kaufen können; als ich mich auf ihn besann, war ich arm geworden. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen meiner Armut und der neuerwachten Sehnsucht nach dem Globus. Wenn es uns gut geht, fühlen wir uns mit beiden Beinen fest auf der Erde, aber mit dem Hunger wächst die Entfremdung von ihr, und mit der Entfremdung kommt der Wunsch, sie zu erblicken oder sich wenigstens ein Bild von ihr zu machen, so wie Völker sich Bilder von ihren Göttern machen, wenn sie nach ihnen schreien. Ich war mit dem Erdendasein zusehends in Unordnung geraten und an vielerlei Torheiten, geglückten und mißlungenen, weltabgewandt und weise genug geworden, um mir das Pathos der bedeutsamen Kugel leisten zu können. Daß sie auf meinem Bücherschrank stünde, Zeugnis ablegend von meinem Drang, Distanz zu nehmen und zu überschauen, schien mir immer notwendigere Pflicht gegen mich selbst – und gegen einen andern. Denn wer anders hätte diese in so vielen Geschlechtern fortglimmende, bis zu mir hergekommene Liebe entzündet als Martin Behaim, mein genialer Vorfahr, in dessen wachsamem Hirn das Bild der Erde so zwingende Plastizität gewonnen hatte, daß er, als erster unter den Menschen, den Globus ersonnen und gebaut hatte, eine Tat, deren Wellen-

kreise längst verebbt sind, aber ohne die manch andere, leuchtendere Tat nicht getan worden wäre?
Manchmal ist mir zumut, als sieche ohne Globus mein Leben sinnlos dahin oder aber als steigere es sich nur sehnsüchtig und heimlich auf den feierlichen Augenblick zu, wo ein Globus den Ehrenplatz in meiner Studierstube einnehmen wird. Vor vielen Schaufenstern bleibe ich stehen, vor Buchhandlungen, Antiquaren und Auktionatoren, wo der vertraute Geselle im Schatten steht, und lasse seine Magie auf mich wirken. Nur ein läppischer Geldschein trennt mich von ihm. Zuweilen habe ich ihn in der Tasche und darf ihn doch nicht dranwenden; zweifellos hat es eine besondere Bewandtnis damit, daß mir der feierliche Augenblick noch vorenthalten wird. Vielleicht – da es mir im Leben immer so geht, daß manches, was andern in den Schoß fällt, von mir mühsam erworben sein will – vielleicht fehlt mir noch ein Rest zum vollen Maß der Reife, die zu erlangen mir auferlegt wurde, eh ich einen Globus besitzen darf. Aber kommen wird der Tag, und sicherlich wird es ein Tag wahren Glücks sein.

ALBRECHT SCHAEFFER / STROPHEN AUS EINEM WORT

Der Mensch langt bei seinem Grabe an wie ein Verträumter vor der Tür seines Hauses.
Fürst von Ligne

DER Mensch ... Oh Riese und zugleich oh Zwerg!
O Glaubens-Kraft, versetzend Meer und Berg!
Den Erdball meistert er mit neuen Taten –
Und steht im Alltag klein – vor Weib und Kind.
Dann wird er krank; dann wird er alt und blind.
Und dann – wo ist er endlich hingeraten?



Der Mensch langt an.. O Wort so dunkel warm!
O Abendhafenflut! Und Schoß und Arm!
Nach langem Weg – wie selig hinzukommen.
Die Sohle brennt auf einmal süß; das Haupt,
Schon kühl von Leinen, ach, schon traumentlaubt,
Wie sinkts, von tiefem schwarzem Glück umschwommen.

Der Mensch langt an bei seinem Grab.. Oh dort?
Nein! Nie! Barmherziger, wer bringt mich fort?
Dies kann der Weg nicht sein, den ich gegangen!
Von tausend Zielen selig übersternt –
Von allen Zielen ewig nun entfernt –
Ach Alldas war – nur um hier anzulangen?

Der Mensch langt an wie ein Verträumter.. Ja!
Nur immer ein Verträumter war ich da –
Im all vorüber lächelndem Geschehen.
Der zarte und der wilde Kuß, die Pein,
Die Wonne tauschten mich einander ein..
Durch Tor um Tor – so will ich ewig gehen!

Verträumtsein.. Nur den einen Weg mir neu!
Den Wiesenweg im nahen Duft vom Heu,
Das Auge wandelt in der Berges-Ferne.
Die süße Fülle der Erinnerung
Durchduftete die Brust und du warst jung..
Du träumst – du lebst! Und ach, wie lebst du gerne.

Bei keinem Grabe endet dieser Pfad,
Und keine Sense schneidet diese Saat,
Der reifen Frucht entsprießt die neue Blüte.
Aus tiefstem Sinn entquillt die Tat wie Tau,
Und Freund und Vater, Mutter, Tochter, Frau,
Sind nur Gebild von immer andrer Güte.

Wer langt denn an? Noch Keiner langte an!
Da ist kein Markstein für den Säemann,
Der unerschöpflich hat im Tuch zu streuen.
Er schreitet über Meer und Berg und streut,
Der Himmel sich dem Wurf entgegenfreut,
Ein grenzenloses goldnes sich Erneuen.

Das ist der Mensch, der durch den Himmel braust,
In Götter-Armen selig unbehaust,
Der Erdball kreist entzückt in seinen Händen.
Dann – eines Abends – sieht der Mensch sich um ..
Im tiefen Tale ist es dunkel stumm ..
Da leuchtet fern sein Haus mit weißen Wänden.

Der Mensch langt an bei seinem Grab wie ein
Verträumter vor der Türe seines Hauses.

MARCUS LAUESEN / FRANZISKA

Zuweilen, wenn Georg nicht zu Hause war, konnte Franziska in ihren Räumen rastlos auf und ab gehen. Sie war alt und hatte weißes Haar; aber wenn sie so wanderte, wurde ihr Gesicht jung. Sie sah nichts, obwohl ihre Augen wachsam in den Raum hinausstarrten. Sie selbst wußte nichts von ihrer Schönheit, die sich wie ein Abbild einer fernen Zeit über ihre Züge legte. Auch die Unruhe in ihrem Gemüt konnte sie selbst sich nicht erklären. Da gab es eine beinah ungreifbare Erinnerung in ihren Gedanken; sie ahnte, daß dies rastlose Gehen von einer Gewohnheit herrührte, aber sie wußte nicht mehr, wie diese Gewohnheit entstanden war. Es war seit vielen Jahren Stumpfsinn geworden. Sie wurde ja nach und nach alt.



Es gab viele Dinge im Zimmer, die Franziska gern hatte: einige große Bilder von Italien, die Büsten ihrer Kinder, den Flügel. Aber sie sah sie nicht. Es lag etwas Schlafwandlerisches über ihr; lange Zeit konnte sie von Zimmer zu Zimmer gehen, ohne irgend etwas zu berühren, selbst wenn sie nicht sah, wo sie ging. Erst wenn sie müde wurde, stieß sie gegen einen Stuhl oder Türrahmen und wußte, wo sie war. Dann ließ sie sich in einen der tiefen Stühle fallen und begann kopfschüttelnd zu lachen, ein mutwilliges und schallendes Lachen, welches bedeutete, daß sie wieder einmal dumm gewesen war. Aber das geschah nur, wenn Georg nicht zu Hause war.

Frau Franziska lebte gewohnheitsmäßig, hatte es viele Jahre getan. Aber es waren nur gute Gewohnheiten, die sie weit über die Jahre hinaus jung und stark erhalten konnten. Georg hatte sie diese Gewohnheiten gelehrt. Aber für Gewohnheiten bleibt ein Mensch nicht dankbar, oder die Dankbarkeit, die vorhanden sein könnte, ist selbst zur Gewohnheit geworden. Frau Franziska sagte dann und wann zu einem Bekannten: „Ich glaube, mein Mann hat recht – mir hat es geholfen – Sie sollten es versuchen, jeden Abend vor dem Schlafengehen eine Apfelsine ...“ Aber sie dachte nicht an Georg. Sie war dabei geblieben, zeitig aufzustehen und in jedem Wetter einen kurzen Morgengang zu machen, um etwas frische Luft zu schöpfen, nur zehn Minuten, immer denselben Weg, weil man am frühen Morgen nicht zu viele neue Eindrücke aufnehmen durfte. Im Anfang, der nun zwanzig Jahre zurücklag, war Franziska mitunter weiter gegangen. Und da sie sich an Georgs Vorschlag hielt, nur zur Lindenallee hinaus, am Friedhof vorbei zu gehen und dann umzukehren, mußte sie sich wundern, daß nie ein Morgen dem andern glich. Sie konnte über die Hecke hinweg den Friedhof erblicken und sehen, wieviel sich veränderte, da kamen Kränze auf alte Gräber,

da wurden Grabsteine aufgestellt, da wurden neue Gräber gegraben, alte Zypressen wurden gefällt, der Fußweg wurde breiter; es sollte eine ruhige Gegend sein, aber es ereignete sich viel. – Jetzt ist es anders. In zwanzig Jahren wiederholt sich so vieles, zuletzt bemerkte Franziska nichts auf ihrem Morgenweg; sie mußte Georg recht geben, es ist gut, nur zu gehen, ohne an irgend etwas zu denken.
Den Vormittag, meint Georg, benutzt man am zweckmäßigsten, um Briefe zu schreiben. Die Post muß erledigt werden, und es ist am besten, man hat sich das vom Halse geschafft, bevor die Rede davon sein kann, daß Gäste kommen. Und am Nachmittag ist Georg zu Hause, dann muß Franziska mit ihm spielen.
Um zwei Uhr speisen die beiden Menschen. Das Fräulein serviert schweigend, sie erhält auch keine Befehle. Es ist am besten, nicht zu sprechen, während man ißt. Erst beim Kaffee sagt Georg: „Die Schüler sind an und für sich dies Jahr sehr interessiert, aber ich habe den Eindruck, daß sie das Wesentliche, das Grundlegende in der ganzen Musik nicht verstehen, Franziska, den Einfluß, das Erbe, das Historische."
„Merkwürdig," sagt Franziska dann, „merkwürdig, das ist doch sehr wichtig."
„Heute," sagt Georg, „heute erklärte ich ihnen, welche Bedeutung Beethovens Motive für Schubert hatten; denke dir, eines der jungen Mädchen fand, das wäre ganz gleichgültig, wenn die Musik nur schön sei."
Dann lacht Franziska.
Kurz darauf setzt sie sich ans Klavier. Sie soll für Georg spielen, während er seine Notizen für den nächsten Tag macht. Und Franziska hat gelernt, richtig zu spielen, mit völlig richtiger Betonung. Fast täglich wird sie von Georg gelobt.
Am Abend arbeitet Georg. Dann liest sie die Bücher, die Georg ihr empfohlen hat. Es kommt vor, daß sie darüber



einschläft. Aber bevor Georg kommt, um mit ihr zusammen eine Apfelsine zu essen, erwacht sie stets. Und sie sagt immer, daß es sehr interessant ist, das, was da steht. – Dann geht Georg in sein Schlafzimmer. Wenn Franziska kurz darauf kommt, um ihm gute Nacht zu sagen, dreht er sich auf die rechte Seite, weil es ungesund ist, mit dem Herzen nach unten zu schlafen.

Der Morgen ist schön gewesen. Franziska ging unter fallendem Laub, hörte den Herbst in den Friedhofsbäumen sausen, sah den roten wilden Wein an dem Hause des Nachbarn, dachte flüchtig an einen Tag vor vielen Jahren, als sie selbst sich wilden Wein für ihr Haus gewünscht hatte. Gleich hinter der Friedhofshecke war ein frisches Grab gegraben, gelber Lehm lag in einem Wall um das Grab, da war Platz für eine neue Leiche. Franziska hatte das gesehen, aber an nichts gedacht. Sie wollte ja nur die Luft ausnutzen, die reine Herbstluft. Und sie kehrte an der letzten Friedhofspforte um und ging heim. Ging vielleicht etwas langsamer als gewöhnlich, weil sie einen Herbstmorgen mit kaltem Wind noch liebte, weil sie noch fühlte, wie das Jahr selbst die Luft von der Hitze des Sommers reinigte. Sie schlug auch mit dem Stock nach einigen gelben Blättern, die auf den Bürgersteig niederfielen, traf ein Kastanienblatt und trennte die breiten Zipfel voneinander. Sie sah auch drinnen zwischen den Bäumen einen Schimmer von reinem, grünlichem Licht, wie es nur September und Oktober schenken, wußte, daß es der weite Himmel war, über alle Herbstlande, über alle Fluren und Häuser. Vielleicht atmete sie ein paarmal etwas tiefer. Aber das war schließlich nicht besonders ungewöhnlich. Und als sie durch die Gartentür in ihr eigenes Haus trat, sah sie sich nach den Georginen um, die nicht zur Seite hängen durften; sie sollten, während sie blühten, oftmals aufgebunden werden. Sie dachte daran, daß spätestens in einer

Woche ein Gärtner bestellt werden mußte, um das Laub vom Rasenplatz zu harken. Georg hatte für alles im Garten gesorgt; es sollte gut gepflegt werden.
Dann ging sie hinein, um Briefe zu schreiben; heute sollte an die Kinder geschrieben werden. Sie schrieben selbst so fleißig. Franziska freute sich über jeden Brief aus Stockholm oder Rom oder Paris. Alle drei Töchter konnten ihr so viel erzählen und erzählten alles so gut und frisch. Erstaunlich, wie die Jugend, die nicht geübt war im Schreiben, es aus sich selbst traf, das richtige Wort zu brauchen. Selbst wenn die gleichen Wörter ein wenig zu oft wiederkehrten, war es doch lustig, daß Grete in all ihren Briefen schrieb: kamen und kamen und kamen. „Dann kamen wir nach Rom, liebe Mutter, und als wir auf den Petersplatz kamen, war das, als käme man in eine ganz andere Welt", ja, es stimmte ja, Georg hatte recht, die Jugend hat nicht so viele Wörter zur Verfügung, erzählt ein wenig naiv und ungeschickt; aber das Wesentlichste und das Größte war es doch, daß sie kamen, dachte Franziska, daß sie es waren, die auszogen, neuem Leben in der großen Welt zu begegnen, daß sie von Ort zu Ort kamen, von Reichtum zu Reichtum, und von dem anderen, von der Unbeholfenheit, mußte man absehen.
Heute war wieder ein Brief von Grete da, ein guter Brief, der von schönen Tagen in Rom erzählte. Für Franziska wurde das zu einer Erinnerung an eine ganz ferne Jugend. Sie wärmte sich an dem Brief, ohne Gedanken und Wünsche, ohne Trauer, freute sich nur, auch darüber, eine alte Mutter zu sein, die durch ihre Kinder Neues von dem Land ihrer Jugend hören durfte. Und mit feuchten Augen begann sie zu schreiben: „Meine liebe kleine Grete! Wie Dein Brief heute mich doch freut. Ich lese ihn immer wieder und erlebe alles mit Dir. Erlebe die seltsame Begegnung auf der spanischen Treppe, – ich selbst hatte an

derselben Stelle vor mehr als dreißig Jahren eine ähnliche Begegnung, man erlebt so viel in der Fremde. Welch ein wunderbares Ding ist doch die Wiederholung für uns, die alt sind, und für Euch Junge, die Ihr einmal alt werden sollt. Ihr erlebt für Euch selbst und für uns mit.“ Dann hörte sie beinahe, was sie geschrieben hatte, die Sätze klangen noch in ihr, sie sprach ja nun zu Grete; aber sie sah ein, daß der Brief anders geschrieben werden mußte, es ging nicht an, das Wort erleben so oft zu gebrauchen. Da fiel ihr Blick auf die letzte Seite des Briefes, – sie hatte schon alles gelesen, wußte, was da stand, hatte sich nichts Bestimmtes dabei gedacht, tat es auch jetzt nicht, aber sie hielt die Feder an und fühlte etwas Saugendes in der Brust,– und doch war es nichts, da stand wie immer: „P. S. Darf ich Dich bitten, Vater zu grüßen und ihm für die Noten zu danken. Ich hatte noch keine Zeit dazu, ins Konzert zu gehen.“ Franziska erhob sich, ihr schien, als fröre sie, sie schlug sich einen weißen Schal um die Schultern, und als ob sie gehen wollte, um sich zu erwärmen, machte sie eine Bewegung zur Tür. Daraus wurde wieder eine willenlose Wanderung, ein gequältes Schluchzen und ein allzu hartes Lachen.

Erst gegen Abend fand sie Ruhe, den Brief fortzusetzen; dann ließ sie doch den Anfang stehen, wie er stand.

Denn gerade als sie das sinnlose Lachen begonnen und gefühlt hatte, wie dumm sie jetzt in allen Dingen war, wurde geklingelt. Das Lachen war heute zu gewaltsam. Und als das Fräulein kam, um Professor Sell zu melden, bat sie sie, den Professor in Georgs Arbeitszimmer zu bitten, sie würde im Augenblick dort sein. Sie konnte beinahe nicht über ihr Lachen hinwegkommen. Es war ja auch gar kein ernster Grund vorhanden, aufzuhören, aber gegen einen von Georgs Kollegen mußte sie sich ruhig und einigermaßen würdig zeigen; es würde sonderbar aussehen, wenn sie

lachend ins Zimmer käme. Sie ging einige Male im Wohnzimmer auf und ab, glättete ihr Kleid und legte den Schal anmutig um die Schultern zurecht, ließ ihn frei über beide Arme fallen, reckte sich ein wenig auf, um zu gehen, zog den Mund bestimmt und fest, legte die Hände zusammen, um sie in einer Art höflichen Nachdenkens zu falten, trennte sie aber sofort wieder, um sich an die Stirn zu schlagen: „Franziska, was ist mit dir los?“ Lachen und Weinen zugleich saß ihr in der Kehle, etwas unbegreiflich Aufrührerisches, das jedesmal kam, wenn das junge Leben ihr begegnete.
Fertig jetzt. Sie ging. Aber als sie die Tür zum Arbeitszimmer öffnete und mit einem Nicken Professor Sell begrüßte, war da wieder ein Anlauf zum Lachen. Sie bezwang es, ließ es nur zu einem freundlichen Lächeln für den Gast werden. Sie sah überhaupt nicht das traurig erschrockene Gesicht des Professors, fand es nicht sonderbar, daß er in der Tür stand und nicht gewagt hatte, sich zu setzen, Männer können ja wunderlich sein. „Guten Morgen, Herr Professor,“ jetzt war es wieder da, „ja, entschuldigen Sie, ich lache, wir Alten ...“
„Guten Morgen, gnädige Frau,“ der junge Professor küßte ihr die Hand, „da ist etwas ganz ...“
„Sehen Sie, wir Alten können über ein Nichts ins Lachen geraten – ich glaube, es ist das Unterbewußtsein, das arbeitet, – würde gern einmal etwas lesen über diese merkwürdige Welt.“
„Gnädige Frau, wie soll ich es sagen?“
„Und ich glaube trotzdem, es ist ein sicheres Zeichen dafür, daß wir alt werden, daß wir über gar nichts lachen.“
Dann erst sah sie den Professor richtig an. Er stand da und kämpfte mit irgendeinem schwierigen Worte, seine ganze, schmale, lange Gestalt war in Bewegung gekommen. Aber er sah tot vor sich nieder. „Was ist mit Ihnen, Professor



Sell? – Sie waren doch immer so heiter, wenn Sie kamen."
„Gnädige Frau, ein Herz ... Gnädige Frau, es ist meine schwere ... wie soll ich es sagen, – Sie müssen ruhig sein!" – Ein kleines, vergnügtes Lachen war gerade wieder unterwegs. Frau Professor Janß, Franziska, die immer so gut acht gab auf ihre Worte, wenn sie mit jemand sprach, mußte den stammelnden Professor lustig finden, und sie dachte an Georgs Werbung, er hatte damit begonnen, ihr das Motiv in „Eine kleine Nachtmusik" zu erklären!! – „Gnädige Frau, es ist meine schwere Aufgabe, Ihnen zu sagen, daß ein Herzschlag Sie Ihres Mannes beraubt hat."
Professor Sell mußte den Satz ganz zu Ende sagen, bevor sie an Georg denken konnte. Aber das Lachen, das gequält wurde, lag noch kurze Zeit wie Unruhe auf ihrem Gesicht. Da war kein Erschrecken, keine Angst. „Mein Mann," sagte sie, beinahe tonlos, „mein Mann, Herr Professor, er war doch heute morgen gesund."
„Plötzlich, gnädige Frau, in der zweiten Vorlesungsstunde ..."
Franziska wandte sich ab, sah in ein Bücherregal hinein, einige schwarze Buchrücken, etwas Staub auf den Rändern, ein Umschlag mit Violinsaiten, eine Sordine von Ebenholz, eine Flöte lag auf der Musikgeschichte, einige dürre Lorbeerblätter über der Totenmaske von Beethoven, ein Stück glattpoliertes Holz, das ihren weißen Schal widerspiegelte, in dem glänzenden Lack sah sie ihre Hände fallen und sich wieder begegnen, eine kleine Bronzebüste von Wagner, Noten oben auf dem Bücherregal, Bruckners siebente Symphonie. Sie drehte sich weiter, sah den langen schwarzen Arbeitstisch, eine Musiktheorie, den Mozartknaben mit der Violine, ein Bild der jungen Franziska, ein aufgeschlagenes Notenheft, einige Sechzehntelnoten in einer steigenden Linie, ein gewaltiges Crescendo, einige offne, saugende ganze Noten, Georgs blaue und rote Striche, am

Rande ein großes N. B., einen offenen Schreibblock mit angefangenen Aufzeichnungen [a) dies Crescendo ist nicht typisch für Beethoven, würde besser zu dem jungen Mozart gepaßt haben, b) die Motivbehandlung zeigt noch deutlich Spuren von Haydn, c) bemerke den Unterschied in der Behandlung der Triolen in dem Andante der Kreutzersonate und in der Mondscheinsonate], einen Taktstock, unbeschriebenes Notenpapier, einen Entwurf zu einem Brief, einige Notenbestellungen, ein Verzeichnis von neuen Schülern des Konservatoriums. Und sie drehte sich weiter im vollen Kreis, bis sie Professor Sell wieder ansah. Franziska verstand nicht, es war so unvorbereitet, das hier, war so außer aller Regel gekommen, hätte doch Georg nur geschrieben, nein, das war ja unmöglich: der Tod kennt keine Regel, oder die Menschen kennen die Gewohnheit des Todes nicht. So gewaltsam hatte sie nie etwas Fremdes gefühlt, so brutal hatte nie zuvor etwas Unerwartetes in ihr Leben eingeschlagen, und als sie zu Professor Sell sagte: „Das kommt so ganz unerwartet“, da war es, als ob sie ein Wort aussprach, das sie nie verstanden hatte; es hatte einen seltsamen Klang in ihrem Munde, und es kam mit einem unbegreiflichen Echo von den Wänden des Zimmers zu ihr zurück, unerwartet, unerwartet, ein Wort, das sich auf etwas mehr bezog als auf das Ereignis, das ihr mitgeteilt worden war. Sie konnte keine Trauer fühlen, weil sie nicht wußte, was geschehen war.

„Herr Professor Sell, ich muß Sie bitten, zu gehen, haben Sie Dank, daß Sie zu mir kamen, – ich muß mich fassen ... entschuldigen Sie mich, – es ist sehr, sehr ...“

„Es ist sehr schwer, – meine herzlichste Teilnahme, gnädige Frau.“

Eine Stunde später war Frau Franziska immer noch in Georgs Arbeitszimmer. Sie hatte niemand ihre Trauer mitgeteilt. Es war keine Verwandlung mit oder in ihr vorge-



gangen. Durch wiederholtes Vorsagen hatte sie verstehen gelernt, daß Georg tot war. Nun wußte sie es, hatte es bereits eine kurze Spanne Zeit gewußt. Und wie um eine Tatsache von sich zu schieben, schickte sie Bescheid an Georgs Schwester, ließ sagen, daß sie selbst außerstande wäre, zu ordnen, was jetzt geordnet werden müßte, bat die Familie, dafür zu sorgen, daß kein Besuch käme, bat sie, dafür zu sorgen, daß Georgs Leiche sofort in die Kapelle des Krematoriums übergeführt würde. Sie selbst würde gegen Abend kommen, um den Sarg schmücken zu helfen. Während der ersten Stunden dürften sie von ihr nichts verlangen.

Denn als sie ganz verstand, was geschehen, daß ihr Mann tot war, während sie selbst den Brief des Kindes las und in ein dummes Lachen verfiel, daß ein Mensch mit der schweren Botschaft zu ihr gekommen war und sie es deutlich und klar hatte hören müssen, bevor sie darauf gekommen war, an Georg zu denken, verstand sie auch, warum sein Tod ihr keine Trauer verursachte. Wenn ihren Kindern irgend etwas zustieß, wußte sie es, bevor die Botschaft zu ihr gelangte. Ihr Mann konnte zwanzig Minuten von hier tot umfallen, ohne daß sie irgendeine Unruhe im Gemüt empfand. Die Todesbotschaft konnte in ihrem Hause sein, im Zimmer nebenan, ohne daß sie es durch die geschlossene Tür erfuhr. Sie konnte dastehn und sich selbst die Worte lehren: „Georg ist tot, Franziska!“, ohne daß irgend etwas in ihrem Herzen verwundet, ohne daß ihrem Leben, ihrer Seele etwas entrückt wurde. Sie konnte lange Zeit dastehen und Georgs Sachen ansehen, konnte durch all seine Sachen viel von seinem Geist verstehen, konnte verstehen, daß diese Dinge tot waren wie er, ohne daß es ihr weh tat. – Da wurde die alte Frau bange.

Und als ob ein ungedachter Gedanke, ein unausgesprochener Befehl jetzt Herr über sie sei, begann sie in seinem

Zimmer auf und ab zu gehn, begann immer wieder die ungewohnte Arbeit mit einem Gedanken, der zurückstrebte. Sie konnte ihn nicht verfolgen. Kopfschüttelnd und etwas bestürzt erfuhr sie, wie ihre Gedanken über das längste Stück ihres Lebens sausten oder hinflogen, um erst in einer Dämmerung sanftmütig zu verschwinden, wo ein kleines Mädchen unter einem blühenden Maulbeerbaum mit Puppen spielte. Und ein großer Hund, der Barry hieß, kam gelaufen und nahm eine ihrer Puppen ins Maul und trug sie in die Gartenstube . . . Sie versuchte es noch einmal, aber es wurde nicht anders. Einige kleine Blitze zeigten ihr Georg, arbeitend, seine Pflicht erfüllend, anleitend; sie sah ihn ein Schulorchester dirigieren, einen hohen, ranken Mann, mit einem unbeweglichen Gesicht, eine Hand, die sich nicht in Rhythmen zu bewegen verstand, aber fast wie ein Automat die Zeit in den Stücken in Takt und Tonsätze zerschnitt, eine abgemessene, kühle, vornehme Musik; sie sah denselben Mann am Schreibtisch sitzen, steil, beinahe wie ein Schuljunge, der es nicht wagte, sich vornüber zu beugen, er hatte das Notenheft zu sich herangezogen, und ohne den Kopf zu neigen, schrieb er Zeichen über und unter die Noten. Sie sah Georg dastehen und zusehen, wenn das Mädchen jede Woche einmal einen Stoß Noten zusammenrollte, sie einpackte und nach seinem Diktat die Adresse eines der Kinder schrieb. Sie sah ihn im Garten gehen und über alle Beete bestimmen, hörte ihn sagen — immer wieder: „Keine Blume kommt der Stockrose gleich, Franziska, wirklich nicht“, und sie fühlte, wie verschiedene Wünsche, wie die Liebe zu anderen Blumen und Bäumen in ihrer Seele langsam dahinstarb. Dann waren die Gedanken wieder in der Nähe der stillen Dämmerung, waren in Mutters Stube, wo alle Arten Blumen vor dem Fenster stehen durften, oder waren auf dem Meere, in einem kleinen Boot, bei einem unvorsichtigen jungen Mädchen,

das zu weit hinausruderte, aber es sah, daß das Meer weit war und daß die Wogen über dunkelgrüne Tiefen hingingen. Und erst gegen Nachmittag hatte ihre Seele Ruhe gefunden, da war es vollbracht, sie hatte Aufklärung über vieles, über sich selbst erhalten; sie würde nie mehr zu lachen brauchen, ohne zu wissen, warum.

Als der Gedanke viele Male zurückgesaust war und oft das Leben mit Georg ganz vergessen hatte, begann sie den anderen Weg zu gehen. Vielleicht half ihr das Bild auf dem Schreibtisch. Man sagte, daß ihre Augen hart wären; sie hatte es selbst gesehen. Aber die stahlgrauen Augen hatten ihre Farbe vom Meer empfangen; und als sie sich selbst jung sah, verstand sie, daß Veränderungen vorgegangen waren, die sich nicht mehr auslöschen ließen. Ihre Augen waren einmal sanft gewesen, aber unruhig. Das Meer hatte sie gelehrt, das wechselnde Leben widerzuspiegeln, und über ihrer Stirn, die nun höher geworden war, hatte einst immer ein sehr klares Licht gelegen. Und ihr Mund war stets auf dem Sprung gewesen, zu lachen, ein herzliches, mutwilliges Lachen, das damals oft befreiend den toten Ernst alter Menschen durchbrach. Sie konnte dem Gedanken an dies Lachen nicht entrinnen, das war das einzige, was ihr geblieben war, es war jetzt hart und schallend geworden, aber sie konnte doch immer leichter lachen als weinen.

Aber als sie in ihren Gedanken weiterging, um den Augenblick zu suchen, wo sie herzlich gelacht hatte, konnte sie nur bei den Stunden Halt machen, die sie mit ihren Kindern allein verlebt. Da war das Lachen wieder das Lachen der Jugend, nicht dumm, nicht sinnlos, da war es Freude. Und als sie das Leben durchdachte, von einem Zeitabschnitt zum andern, wurde es weniger und weniger, was sie zu Georg brachte.

Wie war das nur gekommen — — Franziska sah jetzt ihr Schicksal als eines von vielen. Es war ihr gut gegangen, o



ja, sie hatte es gut gehabt. Sie hatte viel von der weiten Welt gesehen. In ihrer Jugend hatte sie Kraft und Lebensfreude verschwendet. Und als Georg anfing, in ihr Haus zu kommen, hatte sie den ernsten, ruhigen Mann bewundert, wie fröhliche, junge Mädchen immer ernste und zurückhaltende Männer bewundern, denn sie glauben sie tiefer und gütiger als andere, fühlen sie stärker als andere, sehnen sich danach, dem Starken zu folgen, gern bereit, ein wenig von der freien Freude einzubüßen, die sowieso eines Tages vorüber sein wird. Georg war ein Mann mit Gedanken, mit vielen Gedanken, er wußte so viel, konnte ihr viel erklären. Auch Franziska spielte, auch sie liebte Musik, und sie glaubte, daß es Dummheit wäre, wenn sie nicht alles verstand, was Georg ihr sagte. Und dann hatte es angefangen mit den langen Abenden, da er bei ihr saß und ihr umständlich die Musik erklärte, und sie hörte zu oder hörte vielleicht nicht zu, wurde nur überwältigt von etwas, das sie nicht wußte. Langsam war die Freude gestorben, nicht die tiefe Freude über das Leben, doch sicher auch die, aber zuerst die andere Freude, die lachende, leichtsinnige, die gedankenlose Frische des Kindes, der Vögel, der Blumen. Nun sitzt Franziska da und denkt, daß sie ein großes Stück ihres Lebens totgehört und gehorcht hat. Sie sieht keine Wege, weiß weder dies noch jenes, das ihr das Geschehene erklären könnte, aber sie sieht Augenblicke, die tödlich waren. Sie hatten ihr Haus bekommen, und Georg sollte über den Garten bestimmen. Franziska hatte auch Wünsche, ein einziges Mal hatte er sich ihr gefügt, aber meistens erklärte er ihr, daß der Wunsch nicht klug sei. Sie wollte gern Rosen haben, aber Georg meinte, daß Rosen nie schön, nie richtig groß würden, wenn nicht ein Gärtner sie pflegte, und man hätte keine Freude an den kleinen, verkrüppelten Gewächsen. Nun ja, man hätte keine Freude daran, aber Franziska hatte als Kind einmal

eine wilde Rose gehabt. „Ja, als Kind, Franziska, das ist etwas anderes, nicht?“ – Doch, das war gewiß etwas anderes. Und nun wußte sie, daß sie selbst, Jahre darauf, es mehr als einmal gesagt hatte: „Keine Blume ist so gut wie die Stockrose.“ Und Georg hatte gemeint, es wäre am besten, die Wochen und Tage in feste Abschnitte einzuteilen, so wäre es leichter zu leben und alles leichter zu bewältigen. Und der Mensch brauchte Ruhe, viele, stetige Ruhe. Darum wäre es das beste, die Nächte gleichlang zu machen. Franziska hatte darin nur einmal gegen Georg gehandelt. Ein Konzert dauerte über ihre Schlafenszeit hinaus, und Georg ging nach Hause. Franziska blieb, sie wollte das schöne Spiel zu Ende hören. Georg hatte ihr nichts vorgeworfen, er warf ihr nichts vor, aber vorsichtig und rücksichtsvoll erklärte er alles, daß sie ihm recht geben mußte, und sie war niemals mehr ...

Nun lacht Franziska wieder. Sie sitzt an ihres toten Mannes Schreibtisch und lacht. Aber etwas ist in ihrem Gemüt vorgegangen, eine ganz kleine Veränderung. Jetzt scheint ihr, sie hat Grund zu lachen, nicht über Georg, denn sie hatte ihn gern, nicht über irgendeine kleine Sache, an die sie sich erinnerte, denn das hatte ja nichts zu bedeuten, sondern über sich selbst, lachte, weil sie so dumm gewesen war, immer, Tag für Tag, einem Willen nachzugeben, der kein größeres Recht dem Leben gegenüber hatte als sie selbst.

Etwas anderes geschah nicht mit Franziska. Aber der größte Teil eines Tages verging, bevor diese Gedanken zur Ruhe kommen konnten. Und dann verstand sie, daß alles gleichgültig sei, alle guten Gewohnheiten und aller guter Glaube. Denn wenn ein Mensch sich ins Leben eingewöhnt hat, kommt der Tod. Und sie fühlte keinen Zorn gegen Georg, aber auch keine Liebe zu ihm. Sie wußte auch nicht, was Trauer war. Sie wußte ja nichts. Vielleicht hatte Georg

sie von vielem befreit, als er sie lehrte, in festgelegten Stunden zu leben. Das große freie Leben war doch sehr gefährlich. Leicht fröstelnd dachte sie an ihre Kinder, die nun draußen herumreisten und nicht lernen wollten, einfach und sicher zu leben. Sie war müde. – Nein, es geschah nichts anderes, denn sie war sehr müde.

Aber als sie einige Stunden später ausging, um Blumen für Georgs Sarg zu holen, sah sie den wilden Wein am Hause des Nachbarn flammen. Und ein wenig gebeugt, wie ein bettelndes Weib, ging sie zu den fremden Menschen hinein und bat um eine einzelne Ranke. Sie erhielt sie und legte sie um Georgs Kopfkissen. Die glühenden Blätter gaben seinen Zügen ein unruhiges Leben. Franziska verstand nicht, daß es so leicht sein sollte, ein Gesicht zu verändern.

STEFAN ZWEIG / EIN KIND WIRD VERHEIRATET

Jahrhunderte lang haben Habsburg und Bourbon auf Dutzenden deutscher, italienischer, flandrischer Schlachtfelder um die Vorherrschaft Europas gerungen; endlich sind sie müde, alle beide. In zwölfter Stunde erkennen die alten Rivalen, daß ihre unersättliche Eifersucht nur anderen Herrscherhäusern den Weg freigekämpft hat; schon greift von der englischen Insel ein Ketzervolk nach dem Imperium der Welt, schon wächst die protestantische Mark Brandenburg zu mächtigem Königtum, schon bereitet sich das halbheidnische Rußland vor, seine Machtsphäre ins Unermeßliche aufzurollen; wäre es nicht besser, beginnen sich – wie immer zu spät – die Herrscher und ihre Diplomaten zu fragen, man hielte miteinander Frieden, statt abermals und abermals zugunsten ungläubiger Emporkömm-

linge das verhängnisvolle Kriegsspiel zu erneuern? Choiseul am Hofe Ludwigs XV., Kaunitz als Berater Maria Theresias schmieden ein Bündnis, und damit es sich dauerhaft und nicht bloß als Atempause zwischen zwei Kriegen bewähre, schlagen sie vor, die beiden Dynastieen Habsburg und Bourbon sollten sich durch Blut binden. An heiratsfähigen Prinzessinnen hat es im Hause Habsburg zu keiner Zeit gefehlt; auch diesmal steht eine reichhaltige Auswahl aller Alterslagen bereit. Zuerst erwägen die Minister, Ludwig XV. trotz seines großväterlichen Standes und seiner mehr als zweifelhaften Sitten mit einer habsburgischen Prinzessin zu vermählen, aber der Allerchristlichste König flüchtet rasch aus dem Bett der Pompadour in das einer anderen Favoritin, der Dubarry. Auch Kaiser Joseph, zum zweitenmal verwitwet, zeigt keine rechte Neigung, sich mit einer der drei altbackenen Töchter Ludwigs XV. verkuppeln zu lassen – so bleibt als natürlichste Verknüpfung die dritte, den heranwachsenden Dauphin, den Enkel Ludwigs XV. und zukünftigen Träger der französischen Krone, mit einer Tochter Maria Theresias zu verloben. 1766 kann die damals elfjährige Marie Antoinette bereits als ernstlich vorgeschlagen gelten; ausdrücklich schreibt der österreichische Botschafter am 24. Mai an die Kaiserin: „Der König hat sich in einer Art und Weise ausgesprochen, daß Eure Majestät das Projekt schon als gesichert und entschieden betrachten können.“ Aber Diplomaten wären nicht Diplomaten, setzten sie nicht ihren Stolz daran, einfache Dinge schwierig zu machen, und vor allem, jede wichtige Angelegenheit kunstvoll zu verzögern. Intrigen von Hof zu Hof werden eingeschaltet, ein Jahr, ein zweites, ein drittes, und Maria Theresia, nicht mit Unrecht argwöhnisch, fürchtet, ihr ungemütlicher Nachbar, Friedrich von Preußen, „le monstre“, wie sie ihn in herzhafter Erbitterung nennt, werde schließlich auch noch diesen für

Österreichs Machtstellung so entscheidenden Plan mit einer seiner machiavellistischen Teufeleien durchkreuzen; so wendet sie alle Liebenswürdigkeit, Leidenschaft und List an, um den französischen Hof aus dem halben Versprechen nicht mehr herauszulassen. Mit der Unermüdlichkeit einer berufsmäßigen Heiratsvermittlerin, mit der zähen und unnachgiebigen Geduld ihrer Diplomatie läßt sie immer wieder die Vorzüge der Prinzessin nach Paris melden; sie überschüttet die Gesandten mit Höflichkeiten und Geschenken, damit sie endlich aus Versailles ein bindendes Eheangebot heimholen; mehr Kaiserin als Mutter, mehr auf die Mehrung der „Hausmacht" bedacht als auf das Glück ihres Kindes, läßt sie sich auch durch die warnende Mitteilung ihres Gesandten nicht abhalten, die Natur habe dem Dauphin alle Gaben versagt; er sei von sehr borniertem Verstand, höchst ungeschlacht und völlig gefühllos. Aber wozu braucht eine Erzherzogin glücklich zu werden, wenn sie nur Königin wird? Je hitziger Maria Theresia auf Pakt und Brief drängt, desto überlegener hält der weltkluge König Ludwig XV. zurück; drei Jahre lang läßt er sich Bilder und Berichte über die kleine Erzherzogin schicken und erklärt sich grundsätzlich dem Heiratsplan geneigt. Aber er spricht nicht das erlösende Werbungswort, er bindet sich nicht.

Das ahnungslose Unterpfand dieses wichtigen Staatsgeschäftes, die elfjährige, die zwölfjährige, die dreizehnjährige Toinette, zart gewachsen, anmutig, schlank und unbezweifelbar hübsch, tollt und spielt unterdessen mit Schwestern und Brüdern und Freundinnen temperamentvoll in den Zimmern und Gärten von Schönbrunn; mit Studien, Büchern und Bildung befaßt sie sich wenig. Ihre Gouvernanten und Abbés, die sie erziehen sollen, versteht sie mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und quecksilbernen Munterkeit so geschickt um den Finger zu

wickeln, daß sie allen Schulstunden entwischen kann. Mit Schrecken bemerkt eines Tages Maria Theresia, die sich bei der Fülle der Staatsgeschäfte nie um ein einzelnes Stück ihrer Kinderherde sorgfältig bekümmern konnte, daß die zukünftige Königin von Frankreich mit dreizehn Jahren weder Deutsch noch Französisch richtig zu schreiben versteht und nicht einmal mit den oberflächlichsten Kenntnissen in Geschichte und allgemeiner Bildung behaftet ist; mit den musikalischen Leistungen steht es nicht viel besser, obwohl kein Geringerer als Gluck ihr Klavierunterricht gab. In zwölfter Stunde soll jetzt das Versäumnis nachgeholt, die verspielte und faule Toinette zur gebildeten Dame herangezogen werden. Wichtig für eine zukünftige Königin von Frankreich ist vor allem, daß sie anständig tanzt und mit gutem Akzent Französisch spricht; zu diesem Zweck engagiert Maria Theresia eiligst den großen Tanzmeister Noverre und zwei Schauspieler einer in Wien gastierenden französischen Truppe, einen für die Aussprache, den andern für Gesang. Aber kaum meldet dies der französische Gesandte dem bourbonischen Hof, als schon ein entrüsteter Wink aus Versailles kommt: eine zukünftige Königin von Frankreich dürfe nicht von Komödiantenpack unterrichtet werden. Hastig werden neue diplomatische Verhandlungen eingeleitet, denn Versailles betrachtet die Erziehung der vorgeschlagenen Braut des Dauphins bereits als eigene Angelegenheit, und nach langem Hin und Her wird auf Empfehlung des Bischofs von Orléans ein Abbé Vermond als Erzieher nach Wien gesandt; von ihm besitzen wir die ersten verläßlichen Berichte über die dreizehnjährige Erzherzogin. Er findet sie reizend und sympathisch: „Mit einem entzückenden Antlitz vereint sie alle erdenkbare Anmut der Haltung, und wenn sie, wie man hoffen darf, etwas wächst, wird sie alle Reize haben, die man für eine hohe Prinzessin wünschen kann.

Ihr Charakter und ihr Gemüt sind ausgezeichnet." Bedeutend vorsichtiger drückt sich jedoch der brave Abbé über die tatsächlichen Kenntnisse und die Lernfreude seiner Schülerin aus. Verspielt, unaufmerksam, ausgelassen, von einer quecksilberigen Munterkeit, hat die kleine Marie Antoinette trotz leichtester Auffassung nie die geringste Neigung gezeigt, sich mit irgendeinem ernsten Gegenstand zu beschäftigen. „Sie hat mehr Verstand, als man lange bei ihr vermutet hat, doch leider ist dieser Verstand bis zum zwölften Jahre an keine Konzentration gewöhnt worden. Ein wenig Faulheit und viel Leichtfertigkeit haben mir den Unterricht bei ihr noch erschwert. Ich begann während sechs Wochen mit den Grundzügen der schönen Literatur, sie faßte gut auf, urteilte richtig, aber ich konnte sie nicht dazu bringen, tiefer in die Gegenstände einzudringen, obwohl ich fühlte, daß sie die Fähigkeiten dazu hätte. So sah ich schließlich ein, daß man sie nur erziehen kann, indem man sie gleichzeitig unterhält."
Fast wörtlich werden noch zehn, noch zwanzig Jahre später alle Staatsmänner über diese Denkunwilligkeit bei großem Verstand, über dieses gelangweilte Davonhuschen aus jedem gründlichen Gespräch klagen; schon in der Dreizehnjährigen liegt die ganze Gefahr dieses Charakters, der alles könnte und nichts wahrhaft will, völlig zutage. Aber am französischen Hofe wird seit der Mätressenwirtschaft die Haltung einer Frau mehr geschätzt als ihr Gehalt; Marie Antoinette ist hübsch, sie ist repräsentativ und anständigen Charakters, – das genügt, und so geht endlich 1769 das langersehnte Schreiben Ludwigs XV. an Maria Theresia ab, in dem der König feierlich um die Hand der jungen Prinzessin für seinen Enkel, den zukünftigen Ludwig XVI., wirbt und als Termin der Heirat die Ostertage des nächsten Jahres vorschlägt. Beglückt stimmt Maria Theresia bei; nach vielen sorgenvollen Jahren erlebt die tragisch resi-

gnierte Frau noch einmal eine helle Stunde. Gesichert scheint ihr jetzt der Frieden des Reiches und damit Europas; mit Stafetten und Kurieren wird sogleich allen Höfen feierlich verkündet, daß Habsburg und Bourbon für ewige Zeiten aus Feinden Blutsverbündete geworden sind. „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube"; noch einmal hat sich der alte Hausspruch der Habsburger bewährt.

Die Aufgabe der Diplomaten, sie ist glücklich beendet. Aber nun erst erkennt man: dies war der Arbeit leichterer Teil. Denn Habsburg und Bourbon zu einer Verständigung zu überreden, Ludwig XV. und Maria Theresia zu versöhnen, welch ein Kinderspiel dies im Vergleich zu der ungeahnten Schwierigkeit, das französische und österreichische Hof- und Hauszeremoniell bei einer so repräsentativen Festlichkeit unter einen Hut zu bringen. Zwar haben die beiderseitigen Obersthofmeister und sonstigen Ordnungshengste ein ganzes Jahr lang Zeit, das ungeheuer wichtige Protokoll der Hochzeitsfestivitäten in allen Paragraphen auszuarbeiten, aber was bedeutet ein flüchtiges, nur zwölfmonatiges Jahr für derart verzwickte Chinesen der Etikette. Ein Thronfolger von Frankreich heiratet eine österreichische Erzherzogin – welche welterschütternden Taktfragen löst solcher Anlaß aus, wie tiefsinnig muß hier jede Einzelheit durchdacht werden, wieviel unwiderrufliche Fauxpas heißt es da durch Studium jahrhundertealter Dokumente vermeiden! Tag und Nacht sinnen die heiligen Hüter der Sitten und Gebräuche in Versailles und Schönbrunn mit dampfenden Köpfen, Tag und Nacht verhandeln die Gesandten wegen jeder einzelnen Einladung, Eilkuriere mit Vorschlägen und Gegenvorschlägen sausen hin und her, denn man bedenke, welche unübersehbare Katastrophe (ärger als sieben Kriege) könnte hereinbrechen, würde bei diesem erhabenen Anlaß die Rangeitelkeit eines der hohen

Häuser verletzt! In zahllosen Dissertationen rechtsüber, linksüber den Rhein erwägt und erörtert man heikle Doktorfragen, etwa diese, wessen Name an erster Stelle im Heiratskontrakt genannt sein solle, jener der Kaiserin von Österreich oder des Königs von Frankreich, wer zuerst unterzeichnen dürfe, welche Geschenke gegeben, welche Mitgift vereinbart werden solle, wer die Braut zu begleiten, wer sie zu empfangen habe, wieviel Kavaliere, Ehrendamen, Militärs, Gardereiter, Ober- und Unterkammerfrauen, Friseure, Beichtiger, Ärzte, Schreiber, Hofsekretäre und Waschfrauen dem Hochzeitszug einer Erzherzogin von Österreich bis zur Grenze gebühren und wie viele dann der französischen Thronfolgerin von der Grenze bis nach Versailles. Während aber die beiderseitigen Perücken über die Grundlinien der Grundfragen noch lange nicht einig sind, streiten ihrerseits schon, als gelte es den Schlüssel des Paradieses, an beiden Höfen die Kavaliere und ihre Damen untereinander, gegeneinander, übereinander um die Ehre, den Hochzeitszug, sei es begleiten, sei es empfangen zu dürfen, jeder einzelne verteidigt seine Ansprüche mit einem ganzen Kodex von Pergamenten; und obwohl die Zeremonienmeister wie die Galeerensträflinge arbeiten, kommen sie doch innerhalb eines ganzen Jahres mit diesen weltwichtigsten Fragen des Vortritts und der Hofzulässigkeit nicht völlig zu Rand: im letzten Augenblick wird zum Beispiel die Vorstellung des elsässischen Adels aus dem Programm gestrichen, um „die langwierigen Etikettefragen auszuschalten, die zu regeln keine Zeit mehr bleibt“. Und hätte königlicher Befehl das Datum nicht auf einen ganz bestimmten Tag festgesetzt, die österreichischen und französischen Zeremonienhüter wären bis zum heutigen Tage über die „richtige“ Form der Hochzeit noch nicht einig, und es hätte keine Königin Marie Antoinette und vielleicht keine Französische Revolution gegeben.

Auf beiden Seiten wird, obwohl Frankreich wie Österreich Sparsamkeit bitter nötig hätten, die Hochzeit auf höchsten Pomp und Prunk gestellt. Habsburg will hinter Bourbon und Bourbon hinter Habsburg nicht zurückbleiben. Das Palais der französischen Gesandtschaft in Wien erweist sich als zu klein für die fünfzehnhundert Gäste; Hunderte von Arbeitern errichten in fliegender Eile Anbauten, während gleichzeitig ein eigener Opernsaal in Versailles für die Hochzeitsfeier vorbereitet wird. Für die Hoflieferanten, für die Hofschneider, Juweliere, Karossenbauer kommt hüben und drüben gesegnete Zeit. Allein für die Einholung der Prinzessin bestellt Ludwig XV. bei dem Hoffournisseur Francien in Paris zwei Reisewagen von noch nie dagewesener Pracht: köstliches Holz und schimmernde Gläser, innen mit Samt ausgeschlagen, außen mit Malereien verschwenderisch geschmückt, von Kronen überwölbt und trotz dieses Prunkes herrlich federnd und schon bei leichtestem Zuge fortrollend. Für den Dauphin und den königlichen Hof werden neue Paraderöcke angeschafft und mit kostbaren Juwelen durchstickt, der große Pitt, der herrlichste Diamant jener Zeit, schmückt den Hochzeitshut Ludwigs XV., und mit gleichem Luxus bereitet Maria Theresia den Trousseau ihrer Tochter: Spitzenwerk, eigens in Mecheln geklöppelt, zartestes Leinen, Seide und Juwelen. Endlich trifft der Gesandte Durfort als Brautwerber in Wien ein, herrliches Schauspiel für die leidenschaftlich schaulustigen Wiener: achtundvierzig sechsspännige Karossen, darunter die beiden gläsernen Wunderwerke, rollen langsam und gravitätisch durch die bekränzten Straßen zur Hofburg, hundertsiebentausend Dukaten haben einzig die neuen Livreen der hundertsiebzehn Leibgarden und Lakaien gekostet, die den Brautwerber begleiten, der ganze Einzug nicht weniger als dreihundertfünfzigtausend. Von dieser Stunde an reiht sich Fest an Fest: öffentliche Wer-



Marie Antoinette am Clavecin
Ölgemälde von François Hubert Drouais

bung, feierlicher Verzicht Marie Antoinettes auf ihre österreichischen Rechte vor Evangelium, Kruzifix und brennenden Kerzen, Gratulationen des Hofs, der Universität, Parade der Armee, Théâtre paré, Empfang und Ball im Belvedere für dreitausend Personen, Gegenempfang und Souper für fünfzehnhundert Gäste im Liechtensteinpalais, endlich am 19. April die Eheschließung per procurationem in der Augustinerkirche, bei der Erzherzog Ferdinand den Dauphin vertritt. Dann noch ein zärtliches Familiensouper und am 21. feierlicher Abschied, letzte Umarmung. Und durch ein ehrfürchtiges Spalier fährt in der Karosse des französischen Königs die gewesene Erzherzogin von Österreich, Marie Antoinette, ihrem Schicksal entgegen.

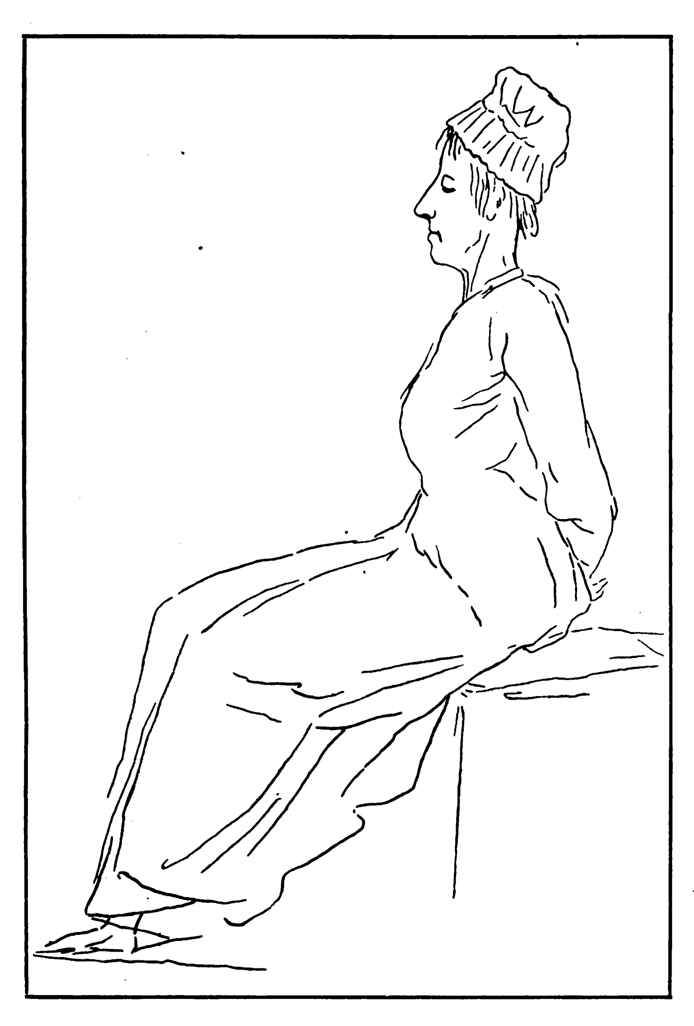
Während die riesige Kavalkade – dreihundertvierzig Pferde, die an jeder Poststation gewechselt werden müssen – langsam durch Oberösterreich, Bayern zieht und sich nach zahllosen Festen und Empfängen der Grenze nähert, hämmern Zimmerleute und Tapezierer auf der Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg an einem sonderbaren Bau. Hier haben die Obersthofmeister von Versailles und Schönbrunn ihren großen Trumpf ausgespielt; nach endlosem Beraten, ob die feierliche Übergabe der Braut noch auf österreichischem Hoheitsgebiete oder erst auf französischem erfolgen solle, erfand ein Schlaukopf unter ihnen die salomonische Lösung, auf einer der kleinen unbewohnten Sandinseln im Rhein, zwischen Frankreich und Deutschland, in Niemandsland also, einen eigenen Holzpavillon für die festliche Übergabe zu erbauen, ein Wunder der Neutralität, zwei Vorzimmer auf der rechtsrheinischen Seite, die Marie Antoinette noch als Erzherzogin betritt, zwei Vorzimmer auf der linksrheinischen Seite, die sie nach der Zeremonie als Dauphine von Frankreich verläßt, und in der Mitte den großen Saal der feierlichen Übergabe, in dem sich die Erzher-

zogin endgültig in die Thronfolgerin Frankreichs verwandelt. Kostbare Tapisserieen aus dem erzbischöflichen Palais verdecken die rasch aufgezimmerten hölzernen Wände, die Universität von Straßburg leiht einen Baldachin, die reiche Straßburger Bürgerschaft ihr schönstes Mobiliar. In dieses Heiligtum fürstlicher Pracht einzudringen, ist bürgerlichem Blick selbstverständlich verwehrt; ein paar Silberstücke jedoch machen Wächter allorts nachsichtig, und so schleichen einige Tage vor Marie Antoinettes Ankunft einige junge deutsche Studenten in die halbfertigen Räume, um ihrer Neugier Genüge zu tun. Einer besonders, hochgewachsen, freien leidenschaftlichen Blicks, die Aura des Genius über der männlichen Stirn, kann sich nicht sattsehen an den köstlichen Gobelins, die nach Raffaels Kartons gefertigt sind; sie erregen in dem Jüngling, dem sich eben erst am Straßburger Münster der Geist der Gotik offenbart hatte, stürmische Lust, mit gleicher Liebe klassische Kunst zu begreifen. Begeistert erklärt er den weniger beredten Kameraden diese ihm unvermutet erschlossene Schönheitswelt italienischer Meister, aber plötzlich hält er inne, wird unmutig, die starke schwarze Braue wölkt sich fast zornig über dem eben noch befeuerten Blick. Denn jetzt erst ist er gewahr geworden, was diese Wandteppiche darstellen, in der Tat eine für ein Hochzeitsfest denkbar unpassende Legende, die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, das Erzbeispiel einer verhängnisvollen Eheschließung. „Was," ruft der genialische Jüngling, ohne auf das Erstaunen der Umstehenden achtzuhaben, mit lauter Stimme aus, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen wurde, bei ihrem ersten Eintritt so unbesonnen vor Augen zu führen? Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren und Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl

wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen? Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Mit Mühe gelingt es den Freunden, den Leidenschaftlichen zu beschwichtigen, beinahe mit Gewalt führen sie Goethe – denn kein anderer ist dieser junge Student – aus dem bretternen Haus. Bald naht jener „gewaltige Hof- und Prachtstrom" des Hochzeitszuges und überschwemmt mit heiterm Gespräch und froher Gesinnung den geschmückten Raum, ahnungslos, daß wenige Stunden zuvor das seherische Auge eines Dichters in diesem bunten Gewebe schon den schwarzen Faden des Verhängnisses erblickt.

Die Übergabe Marie Antoinettes soll Abschied von allen und allem veranschaulichen, was sie mit dem Hause Österreich verbindet; auch hierfür haben die Zeremonienmeister ein besonderes Symbol ersonnen; nicht nur darf niemand ihres heimatlichen Gefolges sie über die unsichtbare Grenzlinie begleiten, die Etikette heischt sogar, daß sie keinen Faden heimatlicher Erzeugung, keinen Schuh, keinen Strumpf, kein Hemd, kein Band auf dem nackten Leibe behalten dürfe. Von dem Augenblicke an, da Marie Antoinette Dauphine von Frankreich wird, darf nur Stoff französischer Herkunft sie umhüllen. So muß sich im österreichischen Vorzimmer die Vierzehnjährige vor dem ganzen österreichischen Gefolge bis auf die Haut entkleiden; splitternackt leuchtet für einen Augenblick der zarte, noch unaufgeblühte Mädchenleib in dem dunklen Raum; dann wird ihr ein Hemd aus französischer Seide übergeworfen, Jupons aus Paris, Strümpfe aus Lyon, Schuhe des Hofkordonniers, Spitzen und Maschen; nichts darf sie als liebes Andenken zurückbehalten, nicht einen Ring, nicht ein Kreuz – würde die Welt der Etikette denn nicht einstürzen,

bewahrte sie eine einzige Spange oder ein vertrautes Band? – nicht ein einziges von den seit Jahren gewohnten Gesichtern darf sie von jetzt an um sich sehen. Ist es ein Wunder, wenn in diesem Gefühl so jäh ins Fremde-gestoßen-Seins das kleine, von all diesem Pomp und Getue verschreckte Mädchen ganz kindhaft in Tränen ausbricht? Aber sofort heißt es wieder Haltung bewahren, denn Erinnerungen des Gefühls sind bei einer politischen Hochzeit nicht vorgesehen; drüben im andern Zimmer wartet schon die französische Suite, und es wäre beschämend, mit feuchten Augen, verweint und furchtsam diesem neuen Gefolge entgegenzutreten. Der Brautführer, Graf Starhemberg, reicht ihr zum entscheidenden Gange die Hand, und französisch gekleidet, zum letztenmal gefolgt von ihrer österreichischen Suite, betritt sie, zwei letzte Minuten noch Österreicherin, den Saal der Übergabe, wo in hohem Staat und Prunk die bourbonische Abordnung sie erwartet. Der Brautwerber Ludwigs XV. hält eine feierliche Ansprache, das Protokoll wird verlesen, dann kommt – alle halten den Atem an – die große Zeremonie. Sie ist Schritt für Schritt errechnet wie ein Menuett, voraus geprobt und eingelernt. Der Tisch in der Mitte des Raumes stellt symbolisch die Grenze dar. Vor ihm stehen die Österreicher, hinter ihm die Franzosen. Zuerst läßt der österreichische Brautführer, Graf Starhemberg, die Hand Marie Antoinettes los; statt seiner ergreift sie der französische Brautführer und geleitet langsam, mit feierlichem Schritt das zitternde Mädchen um die Flanke des Tisches herum. Während dieser genau ausgesparten Minuten zieht sich, langsam nach rückwärts gehend, im selben Takt, wie die französische Suite der künftigen Königin entgegenschreitet, die österreichische Begleitung gegen die Eingangstür zurück, so daß genau in demselben Augenblick, da Marie Antoinette inmitten ihres neuen französischen Hofstaates steht, der österreichische



Marie Antoinette auf dem Wege zum Schafott
Zeichnung von Louis David

bereits den Raum verlassen hat. Lautlos, musterhaft, gespenstig-großartig vollzieht sich diese Orgie der Etikette; nur im letzten Augenblick hält das kleine verschüchterte Mädchen dieser kalten Feierlichkeit nicht mehr stand. Und statt kühl gelassen den devoten Hofknicks ihrer neuen Gesellschaftsdame, der Komtesse de Noailles, entgegenzunehmen, wirft sie sich ihr schluchzend und wie hilfesuchend in die Arme, eine schöne und rührende Geste der Verlassenheit, die vorzuschreiben alle Großkophtas der Repräsentation hüben und drüben vergaßen. Aber Gefühl ist nicht eingerechnet in die Logarithmen der höfischen Regeln, schon wartet draußen die gläserne Karosse, schon donnern vom Straßburger Münster die Glocken, schon schmettern die Artilleriesalven, und, von Jubel umbrandet, verläßt Marie Antoinette für immer die sorglosen Gestade der Kindheit: ihr Frauenschicksal beginnt.

Aus dem Werke: Marie Antoinette.

DIE BEIDEN KÖNIGSKINDER / AUS DEM PADERBORNSCHEN

Et wasen twei Kunnigeskinner,
De hadden enander so leef,
Se kunden bisammen nich komen;
Dat Water was vel to deef.

‚Leef Herte, kanst du der nich swemmen?
Leef Herte, so swemme to mi,
Ick will di twei Keeskes upsteken,
Un de sallt luchten to di.‘

Dat hörte ne falske Nunne
In ere Slapkammer, o weh!
Se dede de Keeskes utdämpen,
Leef Herte bleef in de See. –

Et was up en Sunndages Morgen,
De Lüde wern alle so froh;
Nich also de Kunnigesdochter,
De Ogen de satten he to.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Ogen dot mi der so weh.
Mag ick der nich gahn spazeren
An de Kant van de ruskende See?'

„O Dochter," sede de Moder,
„Allene sallst du der nich gahn;
Weck up dinen jungesten Broder,
Un de sall mit di gahn."

‚Min allerjungeste Broder
Dat is noch so'n unnüsel Kind;
He schüt wol alle de Vüglkes,
De an de Seekante sind.

‚Un schüt he ock man de wilden
Un leet de tamen gahn,
So segget doch alle de Lüde:
Dat het dat Kunnigskind dahn.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Ogen dot mi der so weh.
Mag ick der nich gahn spazeren
An de Kant van de ruskende See?'

„O Dochter," sede de Moder,
„Allene sallst du der nich gahn;
Weck up dine jungeste Suster,
Un de sall mit di gahn."



‚Min allerjungeste Suster
Dat is noch so'n unnüsel Kind,
Se plückt ja alle de Blömkes,
De an de Seekante sind.

‚Un plückt se ock man de wilden
Un leet de tamen stahn,
So segget doch alle de Lüde:
Dat het dat Kunnigskind dahn.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Herte dot mi der so weh.
Lat annere gahn na de Kerken,
Ick bet an die ruskende See.'

Da satt de Kunnigesdochter
Upt Hoeft ere goldene Kron,
Se stak up eren Finger
En Ring van Demanten so schon.

De Moder geng na de Kerken,
De Dochter geng an de Seekant:
Se geng der so lange spazeren,
Bis se den Fisker fand.

‚O Fisker, leveste Fisker,
Ju könt verdenen grot Lohn;
Sett mi ju Nettkes to Water,
Fisk mi den Kunnigessohn!'

He sette sin Nettkes to Water,
De Lotkes sunken to Grund.
He fiskde und fiskde so lange,
De Kunnigssohn was sin Fund.

Da nahm de Kunnigesdochter
Van Hoeft ere goldene Kron:
‚Sieh da, woledle Fisker,
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se trok van erem Finger
Den Ring van Demanten so schon:
‚Sieh da, woledele Fisker,
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se nahm in ere Arme
Den Kunnigessohn, un o weh!
Se sprang mit em in de Wellen:
‚O Vader, o Moder, ade!‘

Aus „Alte und neue Lieder“.

ERNST BERTRAM / BLICK VOM MICHAELSBERG

... Es ist schön hier oben und so still. Und ein wahres Augenwunder. Du mußt kommen und sehen.
Ich begreife immer weniger, daß wir nie Bilder gesehen haben von diesem Berg; seit langem ist hier die schönste und heimlich verwandteste der geliehenen Heimaten für meine Arbeit und mich.
Das Bautengetümmel hier oben fändest Du schon unwahrscheinlich genug: eine wahre geistliche „Narrenburg“ von ehedem, eine Wabe der Jahrhunderte. Aber erst das Ganze von draußen her, namentlich vom Wildjägerfelsen aus (das wird unser erster Weg!), gibt einen völlig phantastischen Umriß: dreimal gesteigert, in mächtigen Stufen dürerisch hinaufgetreppt, herrlich.
Wie ein gewaltiger Dreimaster liegt da die eigentliche ehemalige Klosterburg auf ihrem Michaelsfelsen, und links



tiefer ordnet sich das vielschattige Durcheinander der Bauten auf dem „Schulberg“, dem niedrigeren Nebengipfel, zu einer kühnen doppelten Vorburg. Der Grat zwischen beiden hat gerade vom Wildjägerfelsen aus gesehen einen so wunderbar gezeichneten Umriß. Du mußt das sehen. Unserem sachlichen Malerfreunde wäre das alles hier einmal wieder viel zu „malerisch und romantisch“ – ich höre schon seinen Spott über uns Verjährte, wie damals auf der Schönburg.

Aber das wäre hier oben wirklich die Werkstatt für einen Maler, dem Liebe zu „Malerischem“ noch nicht unwürdig vorkäme; dem eine traumhaft geformte Landschaft noch nicht verächtliche Romantik hieße.

Das schön Gegliederte, Geordnete dieser Landschaft, wie sie um den mächtigen Doppelfelsen unseres Michaelsberges festlich herumgeht, habe ich sehr selten so gesehen. Es ist eine rechte Fluchtburg hier oben, wie es sie gab in den uralten Kampfzeiten. Lange ehe Herrschaftsburgen standen in unseren Gegenden (weltliche und geistliche), waren ja Fluchtburgen für das Volk und sein Wertvollstes. Und, wer weiß, am Ende gibt es die bald wieder. Es sieht sich so an: schreckliche Nachrichten von unten wieder einmal heute.

Ich glaube, wenn der Luther nicht auf so einem Felsen gesessen hätte, sicher hätte der die Bibel nicht so gewaltig übersetzt.

Dazu gehören die endlosen Wälder die blauen Wogen immer hintereinander, die Wolken, die lange Abendklarheit über den Tannen, das ganz sonderbare lange drohende Sausen, das noch heute aus seiner Sprache uns antönt.

„Denn gegenwärtiger sind die Götter auf Höhen ...“ Es bleibt wahr.

Unser Michaeli-Münster aber ist eine Entdeckung für Dich: so recht aus der dorischen Frühe unsrer romanischen



Zeit, wenn auch arg verbaut und auch durch die späteren Zutaten verfremdet, so doch wenigstens nicht „wiederhergestellt“ im neunzehnten Jahrhundert. Wir haben das ja unterwegs oft genug gesehen: die romantische Pietät damals hat unendlich viel mehr zerstört als irgendein dreißigjähriger Krieg und alle Barbaren der Welt. Ernste Lehre für uns, noch immer Söhne romantischen Bewahrerwillens, Kinder des Heimwehs nach Unwiederbringlichem.

Solche Bauten, wie dies Bergmünster hier oben, sind, noch als Bruchstück und Trümmer ihres reineren und stolzeren Einst, immer noch wahrhaft wie zu Richtern bestellt über alles Spätere: die erzengelhafte Strenge solcher Säulen steht immer vor dem Gewissen des Auges, das sie einmal zu sehen gelernt hat. Den strengen Geheimniserst eines solchen steingeschnitzten Torrahmens würde niemand über eine Schwelle von heute zu wölben wagen.

Ein dunkelgoldner, vieltürmiger Riesenleuchter hängt, gleich einem übergewaltigen Rade, in der Vierung unsres Münsters. Das Geschenk eines Stauferkönigs, will der Doktor wissen (den Zahlen und Namen immer dienstbar umschwirren); es stelle dies leuchtende Rad die himmlische Stadt der Seligen vor, mit Mauern, Toren, Türmen und Bastionen; denn auch die Seligen bedürften gar sehr der Verteidigung.

Vorgestern sah ich den Radleuchter näher, als er zu einer Reinigung herabgelassen war, an seiner sehr ungefügen Kette. Da wärest Du erstaunt, wie über ein Wunder: denn denke, da waren doch die kleinsten Teile, die man niemals mehr sehen würde (so durfte der Künstler in seiner Werkstatt wohl annehmen), ausgeführt so bis ins winzigste sorgfältig, wie ein liebevoll zugedachter Frauenschmuck. Da sah man, was denen damals ein rechtes Weihgeschenk war für die Augen Gottes. Denn für Kunstkenner haben

diese Bildner, glückselig in ihrer Mühsal, nicht gearbeitet.

Im Schatz bewahrt man noch eine uralte Michaelsfahne; der Doktor zeigte sie uns hinter Glas, in einem braunen, wirr geschnitzten Kasten. Der Heilige auf dem brüchigen Tuch schaut aus wie der Gott Donner mit der Midgardschlange.
Geheimnisvolle Verwandtschaft der Heroen, alle siegreich niederfahrend zur Hölle, wie der Christ zwischen Tod und Auferstehung:
All diese alten Drachenüberwinder: der geflügelte Herakles Michael, auf die lernäische Satansschlange tretend; der weltlich heilige Siegfried, das Götterschwert führend gegen den Hüterdrachen des irdischen Goldes; der Sonnenjüngling Apoll, den Python uralter Orakeltiefe erlegend; Sankt Georg der Ritter, das landfressende Ungeheuer überwindend; und die Helden, Perseus und Beowulf und alle die anderen Töter des Drachens – müssen das nicht alles Ahnungen sein aus der nämlichen Tiefe, Erinnerungen aus der nämlichen Vorzeit, Hoffnungen des nämlichen Blutes? Was ist da wohl die letzte uranfänglichste Einheit: die meerab sinkende Sonne? das welkende Jahr? die zitternd überwindende Seele?
Von guten Bildern wirst Du hier leider nicht viel finden in der kleinen Sammlung des ehemaligen Stifts. Meistens spätes italienerndes Zeug, wie Du es kennst: süß und gliederverdrehend überfromm, geziert im Rampenlicht, lügnerisch aus dem Grunde. Aber ein paar Ausnahmen kann ich Dir doch zeigen:
Da ist, im ersten Saal, eine Vertreibung aus dem Paradies, ein merkwürdiges Bild irgendeiner verschollenen Schule (Du wirst es besser als ich in den Zeiten unterbringen). Der Adam ist da beinah ein junger Märchenheld, der aus-

zieht, das Fürchten zu lernen. Keine Schuld drückt ihn, und sein Gesicht ist mehr Engel als das des Austreibers mit dem Feuerschwerte selber.
Könnte Adam das Paradies nicht am Ende freiwillig verlassen haben?
Der hier auf dem Bild sieht aus, als habe er nicht erst auf den Schwertengel gewartet, sondern sei fortgegangen an einem Morgen, als er den Frieden, die Stille, die Lämmerlöwen und die sanften Palmen nicht mehr ertrug. Fortgegangen, die strengere und drohendere Welt zu suchen, die er für uns dann gefunden hat. Eva verhüllt sich in ihr Haar und läßt ihre Züge nicht deuten. Im ungeschickten Antlitz des Engels aber ist nur träger Gehorsam, zornlos und trauerlos.
Da ist noch ein Bild, der harfespielende David vor König Saul.
Wie muß es dem König zumute sein, der das Königliche in sich erloschen fühlt und der doch der König sein, der doch König scheinen muß! Die Gestalt Sauls, wie er da sitzt, gibt ein Gefühl davon. Aber der David: man sieht, er liebt diesen trauernden Nicht-mehr-König, und sein tröstendes Spiel, das man nicht hört, spricht von dem eigenen Leid, das kein Saul ahnt: dem Leid, daß er, der den König lieb hat, sich König fühlen muß, und König werden an des geliebten Immer-noch-Königs Statt.
Es erinnert mich dieser Saul an einen Mann, den Du kennst. Einen solchen David kenne ich nicht.
Sonst: lauter Abendmähler und Kreuzigungen, lauter Verkündigungen und Anbetungen des Kindes (die wenigen frühen Flamen wie immer das Schönste, da frühe Italiener hier leider ganz fehlen). Lauter Weihnacht und Passion, wohin man sieht.
Weihnachtskrippe und Passionsspiel umfaßten wohl einmal bei uns alle bildende und singende Kunst. Daran wird man



auch hier oben erinnert: eins von beiden steckt fast in jedem Werk, das man hier findet. Können die Völker zuletzt auch etwas anderes feiern, als Geburt und Sterben des Lichtes?

Über der geschweiften Tür zum goldrosig braunen Büchersaal des früheren Stifts (alle Farben und Vergoldungen noch echt und alt) habe ich gestern und heute, auf Bitte des Doktors, ganz vorsichtig den Spruch erneuert, den ein nachdenklicher Bruder von Einst in schön gebrochenen Lettern durch ein Gewinde von blumenwelken Farbranken gezogen hat: „Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge?"
Recht eine Frage vor einem Büchersaal auf dem Berg: wer wird bestehen – hier oben? Was wird sich erhalten, vor dem Blick der Künftigen? und vor unserm eigenen, künftig?
Über der Baumgrenze gelesen, welken die meisten Bücher – das haben wir doch oft und oft, beide, auf unsren Wanderungen erfahren.
Auch hier oben bin ich, so kommt es mir vor, über eine heimliche Baumgrenze hinausgelangt – ich spüre das im Lesen immer wieder. Aber haben wir sie nicht alle überschritten bei unserer mühsamen Wanderung, seit Jahren, in der Steinwildnis?
Was von allem, das wir in unserer Jugend lieb hatten, was hat die Probe dieser Baumgrenze überstiegen?

Vor dem Gnadenbild in der schönen frühen „Bußkapelle" unseres Michaeli-Münsters finde ich immer viel frische Blumen und neue Weihtäfelchen.
Mir ist die Buße für einzelne Taten immer wunderlich vorgekommen. Sollte der Mensch nicht eher für sein Wesen als für seine Taten verantwortlich sein?
Er kann hassen, was er tut. Aber er wollte sich, wie er ist. Sehen wir das nicht überall?

Geht es unsren Völkern, in ihren grauen Bußkleidern heute, nicht ebenso? Tun sie nicht alle, noch in Sack und Asche, die Tat ihres Wesens weiter? Sühnen können wir nur, was wir sind.

Meinen letzten Brief hast Du mißverstanden. Du mußt nicht denken, ich trauere den Königen nach, wohl gar den Königen von Bonapartes höhnischen Fremdgnaden.
Die Könige können wir missen, aber nicht die „Königssöhne“. Und wo sind die? Manche Prinzen hab ich gesehn, aber noch keinen Königssohn darunter. Und wo sind auch die Frauen geblieben, die aussehen wie „Königstöchter“? Was für wunderbare Frauen hab ich gesehn, als ich Kind war! Oder ist das unser aller Knabenblick gewesen?
Sind denn wirklich nur noch die Toten unsere letzten Burgen? Nie und nimmer will ich das glauben. Ich denke an die Augen all der jungen Wanderer, denen wir begegneten. Burgmänner von künftig.

Aber doch sind es die Toten, die diese Zukunft bereiten. Unsere Toten lassen uns keine Ruhe. Unsere Unruhe, das ist ihr Vermächtnis. Wir selber sind die Erde, aus der die Toten schreien. Sie rufen mit jedem Jahr lauter und dringender. Sie rufen so wild, weil sie schon wissen, was wir kaum zu ahnen wagen und uns sogleich wieder verhüllen: wir haben nur noch sehr wenig Zeit.
Die alten Götter bedurften gegen die Giganten der Hilfe, und sie riefen die Sterblichen.
Wer hilft aber heute dem Göttlichen gegen solche Riesen, wie die da jetzt aufstehen? Wir, die wir nicht einmal das Menschliche bewahren konnten?
Überwundene Götter haben eine lange Geduld. Eine furchtbare Geduld, ist zu besorgen. Denn sie kommen wieder,



schrecklich in ihrer Rache, grauenhafter noch in ihrer Kraft zu warten, bis diese Rache reif ist.
Ich meine fast, es gibt heute solche Götter von eh, die ihre Rache reifen sehen.
Die gefesselten Bildwerke der alten Dämonen befreien sich aus der Münsterwand – wir selber haben ihnen geholfen. Nun sind die alten Dämonen wieder frei.
Ist es möglich, das Hohngelächter der Dämonen noch immer nicht zu hören, wie es schrillt in den vergasten Straßen unsrer grauenvoll gewordenen Termitenstädte?
Es ist ein Föhn von Erkenntnis über der Welt: weh den armen Kindern im Wetter – morgen!
Die Wölfe heulen schon um den Schlitten der Gesittung, auf der wachsenden Schneesteppe unseres Erdteils. Werft das Entbehrliche hinaus, und rasch, rasch! – so müßte man rufen.
Aber sie werfen ja lieber ihre Kinder hinaus, als ihre albernen Schätze.
Und wir, die wir selber ohne Kinder sind, dürfen es nicht einmal sagen.
Hängen wir nicht selber noch, schuldhaft, an unseren schon zum Tod verurteilten Dingen und kleinen Erbstücken? Aber unsere wirklichen Schätze lassen wir uns indessen entwinden: unsre edelsten Bilder verbrennen sich, unsre ältesten Nibelungenhorte lassen wir über das Meer verschwinden, unsere verfremdeten Dome stürzen ein.
Wir zimmern jeder an seiner heimlichen Arche. Denn wir hören jede Nacht, jeder, das unsichtbare Regnen.
Aber vor dem Erdbeben, das diesmal kommt, rettet keine Arche mehr.
Es kommt jetzt etwas wie die Mitternacht des Jahrtausends. Die Mitternacht – aber auch die Geisterstunde.
Möchten es doch Geister sein, nicht Gespenster.
Es ist eine schlimme Uhr, die da zum Schlagen ausholt.



Wie grauenhaft rasseln die Gewichte schon. Es klingt, als sollte beim letzten Schlag eine Tür aufspringen, die wir in der Wand übersahen, übersehen wollten – und als werde hereingähnen, was wir so Schauriges zu fürchten nicht wagten . . .
Wir haben alle ein Gefühl wie unterm Alpdruck. Wir schreien am Ufer eines Traumstromes: „Hol über! Hol über! Die Gespenster sind hinter uns her!" – und der Ferge drüben rührt sich nicht, er rührt sich nicht. Hinter uns aber beginnt fern das Getrappel der Totenpferde, und ein noch feines sirrendes Kreischen . . .
Immer bei der höchsten Brücke, droben auf dem Joch zwischen zwei Zeiten, haust der Drache.
Das haben die frühen Wanderer wohl gewußt, und sie bebten, wenn der Weg sich, zwischen den glatten, sinternden Riesenwänden, der letzten Paßhöhe zubog.
Wir nähern uns dem eisigen Übergang und der stäubenden Brücke beim Joch. Aber wir mühen uns, laut zu lachen, wenn man uns vom Drachen redet.
Sie tanzen noch drinnen im Riesenschiff der Zeit. Aber die Dämonen hocken schon in den Rettungsbooten und durchlöchern die Böden, sägen die Ruder an.
Der Nebel wird dichter und dichter. Spüren wir nicht alle die Kälte bis ans Herz? Die Eisberge schwimmen.

Im ehemaligen Klosterspeisesaal erwartet uns täglich, an der Querwand dem Eingang gegenüber, die gläubige Inschrift:
„Du hast Boten bei dir zu Tisch, du bewirtest die Engel am Tage, den du nicht weißt."
Ein schöner, neidenswerter Glaube.
Ob noch in unsere Zeiten ein solcher Tag fällt, den wir nicht wissen? Aber vielleicht ist gerade diese böse Wendezeit ein Tag für die Boten?



Vielleicht kommen uns die Engel überhaupt nur im Augenblick „zwischen den Welten“, in der verjüngenden Schreckenswende der Tage? So steht es jedenfalls im „Verlorenen Paradies“ (das für mich immer eine der schönsten unter den verschütteten Dichtungen bleibt):

> Wie einer, der im Wandermittag ruht
> Auf eiliger Reise, hält Erzengel ein
> Zwischen zerstörter Welt und der, die neu . . .

Vielleicht erweist sich unsere Mitternacht doch noch einmal als ein solcher Wandermittag? Die alten Bewohner des Michaelsbergs waren dessen gewisser als wir Umnachteten heute:

„Das Licht“ – so lese ich tröstlich bei meinem Hrabanus – „das Licht sendet Gesichte den Hungrigen, und es tönt unser Herr in die Finsternis.“

Die Finsternis wäre da – und auch die Hungernden.

Aber wie Traumlicht ist es oft draußen.

Eine so seltsame, heilig ängstliche Entfremdung ist in der Landschaft – sie erschreckte mich fast, als ich sie zuerst gewahrte.

Du mußt es Dir eindringlich und gedämpft zugleich vorstellen, dies sonderbare Licht. Von mehreren Schatten abgedunkelt gleichsam, wie mit Flören überhangen, wie mit trübenden Ölen übermalt.

Aber hinter den gleichsam regnenden Vorhängen von dichten Tropfenperlen ein unwahrscheinlich schönes Land.

Gestern fielen mir die Zeilen wieder ein, nach denen ich damals vergebens in meinem Gedächtnis suchte, als ich das Michaelsbild im Münster zuerst sah:

„Der Fürst der Engel flügelt: Fühle die Kühle!
Er kommt. Es schauert die Luft von Schwärze des Fittichs
Im herschneidenden Saus . . .“



...So hoch wie nie schien mir heute früh, als ich hinaussah, unsere Michaelsburg zu liegen. Es mag wohl das wieder unsagbar klare Wetter sein, das solche Täuschungen spinnt. Vor-Unwetterklarheit herrscht. Eine wahre Gespensterfernsicht bis in die tiefsten Horizontgründe hat sich aufgetan. Das gibt einen bösen Regen zu meiner Abreise.
Ein wunderbar eindringliches Quellenreden ist jetzt immer nachts in der Luft draußen. Das hab ich niemals so gehört. Erstaunlich, wie weit die Luft hier trägt.
Aber diese Nacht muß noch etwas anderes gewesen sein: sonderbar viele Vögel müssen vorübergeflogen sein. Es war immer ein fast unhörbares, aber doch deutliches Rauschen, ein empfindliches Flügeln in der Luft. Scharen, Scharen – so hörte es sich an, auf der eiligen, eiligen Reise. Woher kommen die aber mitten im Sommer?
Wir aus den Städten, die wir draußen immer nur zu Gast sind, wir wissen so wenig von dem, was sich allenthalben um uns her zuträgt. Dies Vogelrauschen war zu seltsam.

Ganz sonderbar verwandelt, so kommt es mir vor, hat sich in der letzten Zeit unsres Doktors Gesicht. Er muß wohl Nachrichten bekommen haben, die ihn von innen heraus verwandeln.
Manchmal, es ist zum Erschrecken, hat er ein wahres Erzengelgesicht. Die Menschen um uns machen jetzt alle vieles durch, wovon man nie erfahren wird.
Es kommt gar keine Post mehr von draußen. Aber es beunruhigt mich gar nicht, wie doch sonst; nicht einmal die Verwunderung bringe ich auf darüber, daß es mich so gar nicht beunruhigen will. Man entfremdet sich hier oben dem Drunten und Draußen, wie ich es nie gedacht hätte – das gehört wohl zur geistigen Natur dieser Stätte.
Es sollen ja wieder Unruhen gewesen sein, vielleicht kommt deshalb nichts von Dir.



Ich spüre, es ist etwas wie ein Bote hierher unterwegs zu uns.
Auf einer langhingewundenen Straße, zwischen Hügeln und Wäldchen, wandert es, eilt sich nicht. Aber nichts hält es auf. Zuweilen seh ich es, wenn ich die Augen zumache.
Dann möchte ich wohl rufen: Geh rascher...
Schon gestern war es mir wieder, als höbe sich ganz leicht der Boden unter dem Hause. Ein Erdbebengefühl, wie wir es damals zusammen erlebten, nur leiser, gespenstischer. Aber heute abend ist mir, ganz deutlich, als steige der Felsen, auf dem wir wohnen, langsam, langsam hinauf.
Es wird Zeit, daß ich mich losreiße. Wir werden uns bald sehn. Ich reise übermorgen.

HUGO VON HOFMANNSTHAL / ZU EINER GEDÄCHTNISFEIER FÜR GOETHE AM BURGTHEATER 1899

Goethes gedenken! Wie, bedarfs dazu
Besondern Tages? Braucht es da ein Fest?
Sein zu gedenken, der aus Seinem Bann
Nie unsern Geist, nie unsre Brust entläßt!
Wem müßte erst ein aufgeschmückter Tag
Den Namen in die dumpfen Sinne rufen!
Auch ist der Rede hier kein Raum gewährt:
Denn dies sind eines hohen Tempels Stufen,
Und festlich sei hier jedes Tages Werk.

So fliege denn der Vorhang auf und gebe
Euch Seine eigne bunte Welt zur Lust
Und lasse wirken, was gebildet ward,



Auf euch, die ihr nicht minder seid Gebilde:
Denn wer sitzt hier im atemlosen Saal,
Der abzutun vermag von seiner Seele
Des Geistes heimlich bildende Gewalt?
Wie Er den Faust schuf und den wackern Götz
Und jenes Bürgerkind im engen Haus
Und rings um sie das frische deutsche Land:
So schuf Er mit nicht schwächrer Zauberhand
An eures Herzens Herz in tausend Nächten
Schuf an den Schauern eurer Einsamkeit,
An allen Abgründen, an allen Prächten,
An allen Wünschen, die durch eure Glieder,
Von Phantasie genährt, sich glühend wühlen,
An aller Sternenruh und Wolkenhöh,
Die geisterreich das glühnde Aug euch kühlen:
Wart ihr allein, so war doch Er bei euch,
Er war die Luft, die euch zu atmen gönnet,
Daß ihr mit Macht, mit Kühnheit, mit Genuß
Hinwandeln an des Daseins Klüften könnet.
Und tratet ihr zu Menschen wieder ein –
Empfandet ihr im menschlichen Gewühl,
In jedem würdig fruchtbaren Verein,
Nicht Seines Daseins schwebend Nachgefühl?
Die Männer und die Frauen unsrer Zeit,
Wir haben sie von Ihm gelernt zu lieben:
Wie dürftig wäre diese Welt geblieben,
Hätt Er sie nicht im voraus uns geweiht!

Nun halten wir, ein neu-heraufgekommen
Lebendiges Geschlecht, die weite Erde:
Und da wir atmen, heißts uns Gegenwart.
Ein jeder unsrer Schritte ist ein tiefrer.
Aus Busch und Höhle tönen unerhörte
Geheimnisvolle Fragen uns ans Ohr.

Wir sind der Schlacht nicht sicher, die wir schlagen,
Und zweifelhaft blinkt uns der Krone Gold,
Die wir erwerben sollen, wenn wir siegen.
Wir lassen manchmal alle Hände aus
Und lösen unsern Blick aus der Verschlingung
Der Menschenblicke, und wir lassen ihn
Am harten nächtlichen Gewölb des Himmels
Hingleiten, wie ein Irrgewordner tut.
Dann redet Er zu uns, aus Seinen Büchern
Oder aus unserm eignen Innern oder
Aus einem Bach, der murmelt, oder hier!
Gewaltig ist die Hand der Gegenwart –
Doch Gegenwart auch Er! In unsern Wipfeln
Das Rauschen Seines Geists, in unsern Träumen
Der Spiegel Seines Auges! Goethe! Goethe!

Welch Zauberwort, von dem ein starker Schein
In dieses Daseins großes Dunkel fällt:
Er trat einmal in diese Welt herein,
Nun treten wir vielmehr in Seine Welt
Und weiden uns am Leben der Gestalten,
Draus sich ein ungeschwächter Hauch erneut,
Und fühlen, wie sie ganz die Kraft enthalten,
Davon Er etwas auch in uns gestreut:
Und dieses regt sich uns im tiefsten Kerne,
Wir glühen, tausendäugig, tausendhändig,
Und die Geschöpfe von dem schönsten Sterne,
Sie werden uns, an ihnen wir lebendig!

Aus dem Nachlaß.



BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG

Bücher sind kein geringer Teil
des Glücks — die Literatur wird
meine letzte Leidenschaft sein.

Friedrich der Große

DIE NEUERSCHEINUNGEN DES INSEL-VERLAGES IM JAHRE 1932

CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER ZAUBERER VON HOMBURG UND MONTE CARLO. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.

Wo in Monte Carlo im Jahre 1863 ein paar armselige Fischerhütten standen, erheben sich heute zauberhafte Luxusschlösser, Hotels, Villen, eine, ja zwei ganze Städte. Dieses Wunder hat ein Mann vollbracht, François Blanc, der die Kühnheit besaß, zuerst in Homburg, dann in Monte Carlo den Spielteufel zum magischen Herrn der Welt zu machen. Als der Krieg von 1866 der Herrlichkeit in Homburg ein Ende setzte, schuf François Blanc an der Côte d'Azur den Traum von Monte Carlo. Über Fürst und Volk ergoß sich ein Goldregen, er selbst wurde unermeßlich reich, und der Sohn des kleinen armen Steuereinnehmers von Marseille vermählte seine Töchter an fürstliche Bewerber.

GANDHIS LEHRE UND TAT. Von *C. F. Andrews.* Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs.* In Leinen M 7.50.

Der im vorigen Jahre erschienenen Selbstbiographie Gandhis tritt dieses Buch zur Seite. Es ist aus jahrelangem Zusammenleben und Zusammenwirken mit dem großen Menschen und Führer entstanden. Es führt den Leser unter Verwendung einer großen Anzahl von Briefen, Reden und Gesprächen tief in die Gedankenwelt des Mahatma ein. Nachdem im ersten Teil die religiöse Umwelt geschildert ist, aus der heraus allein die Erscheinung Gandhis verstanden werden kann, gibt der zweite Teil einen Abriß der Wirkung seiner Lehre und der Leiden, die Gandhi um ihretwillen auf sich genommen hat.

GOETHE UND SEINE WELT IN 580 BILDERN. Unter Mitwirkung von *Ernst Beutler* herausgegeben von *Hans Wahl* und *Anton Kippenberg.* In Leinen M 4.50.

Die Strecke, die Goethe in einem langen, unvergleichlichen Leben durchmaß, begleitet das Buch „Goethe und seine Welt" in zeitgenössischen Bildern. Aus vielen Steinen wird hier ein leuchtendes Mosaik gestaltet der Goetheschen Welt und zugleich einer Epoche, die, wie Goethe gewußt und vorausgesagt hat, mit ihm zu Ende ging und so bald nicht wiederkehren wird.

AN GOETHE. BRIEFE BEDEUTENDER ZEITGENOSSEN. Gedächtnisgabe der Reichsregierung zum 22. März 1932. Zwanzig Briefe. Faksimile-Ausgabe in 340 Exemplaren, von der Reichsdruckerei in Lichtdruck hergestellt. Mit leitenden Worten von *Hans Wahl.* In Mappe M 75.—.

Diese Veröffentlichung enthält zwanzig Briefe bedeutender deutscher und ausländischer Persönlichkeiten an Goethe.

HUXLEY, ALDOUS: WELT—WOHIN? Ein Roman der Zukunft. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 6.—.

Eine Utopie — aber nicht vom billigen Optimismus des herkömmlischen Zukunftsromans, der von einer Welt in rosigem Licht träumt. Den tut Huxley mit überlegener Geste ab. Er zaubert uns

kein unerreichbares Wunschbild vor, predigt nicht und will nicht bessern. Er denkt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den „Fortschritt" zu Ende, zu einem unausweichlich grotesken Ende.

DES KNABEN WUNDERHORN. ALTE DEUTSCHE LIEDER. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Textrevision von *Karl Viëtor.* 2 Bände in Halbpergament M 40.—.

LANCKOROŃSKA, GRÄFIN MARIA U. RICHARD OEHLER: DIE BUCHILLUSTRATION DES XVIII. JAHRHUNDERTS IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND DER SCHWEIZ. Drei Bände mit über 450 Abbildungen auf 200 Lichtdruck-Tafeln. Erster Band kartoniert M 25.—; in Halbleder M 32.—. Band II wird im Laufe des Jahres 1933, Band III 1934 erscheinen. Der Bezug des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.
Dieses Werk füllt eine Lücke in der Kunstgeschichte und in der Bücherkunde aus. Zum ersten Male wird hier eine Darstellung der Buchillustration des 18. Jahrhunderts in den deutschsprechenden Ländern gegeben, wie sie für die französischen livres à figures schon lange besteht. Reiches Abbildungsmaterial belebt den Text und weckt zugleich das Interesse der Bücher- und Kunstfreunde an einem zu Unrecht vernachlässigten Gebiet.

LAUESEN, MARCUS: UND NUN WARTEN WIR AUF DAS SCHIFF. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Stilling.* Roman. In Leinen M 6.50.
In diesem Roman wird die Blüte und der Verfall eines Geschlechtes von Reedern und Kapitänen geschildert, dessen letzte Verkörperung von Macht und Größe die uralte Frau Juliane Hagemeyer ist, eine der herrlichsten Gestalten, die die Dichtung unserer Tage aufzuweisen hat. Aus Hunderten von Einzelzügen meisterhaft komponiert, baut der Roman ein Jahrhundert Familiengeschichte vor uns auf. Die Fundamente der Familie sind brüchig geworden; nicht die Zeit ist es, die den Bau zum Einsturz bringen wird, der Untergang kommt aus der Familie selbst. Ihre Gier, reich zu werden, den Besitz festzuhalten und zu vermehren, hat Haß und Zwietracht gezüchtet, die gewalttätig ihren Bestand zerstören. In der Hellsichtigkeit der Todesnähe erkennt Juliane Hagemeyer dieses Verhängnis ihres Geschlechtes und verflucht, was dieses erst groß gemacht hat. — Im letzten Herbst ist durch dieses Buch ein bis dahin nur wenig bekannter junger Dichter über Nacht in Dänemark berühmt geworden. Nun kommt das Buch auf seiner Weltreise in einer vom Dichter durchgesehenen Übertragung nach Deutschland.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: APOKALYPSE. Übertragen von *Georg Goyert.* In Leinen M 6.—.
Die „Apokalypse" ist das letzte Buch des großen englischen Dichters, während seiner Krankheit im Angesicht des Todes geschrieben. Es wird eines seiner wichtigsten bleiben, ein kostbares Vermächtnis. In ihm macht er den kühnen Versuch, die Lehre Christi und die Offenbarung Johannis scharf voneinander zu trennen, der einen allen echten christlichen Geist, der anderen alle Schuld an den Verfälschungen und der Trübung, die sie erfahren, zuzuweisen. Ein Brief seines nahen Freundes Richard Aldington

an Frau Frieda Lawrence, der unser Buch einleitet, spricht aufschlußreich und aus tiefer Kenntnis heraus über dieses dichterische Testament und über den Dichter selbst.

LAWRENCE, DAVID HERB.: DIE GEFIEDERTE SCHLANGE. Roman. Übertragen von *Georg Goyert.* In Leinen M 8.—.
Adler und Schlange, die Wappentiere Mexikos, sind die Sinnbilder der in diesem Roman geschilderten Erhebung, die die alten, gestürzten Götter des Landes wieder einsetzen will. In die sinnverwirrende Atmosphäre hat der Dichter eine angelsächsische Frau gestellt. Sie kämpft gegen die dämonische Gewalt dieser Umwälzung, in die sie von deren Führern hineingezogen wird, um ihr endlich doch zu erliegen. Selten ist ein Dichter so tief in das Geheimnis eines fremden Volkes eingedrungen wie Lawrence in die rätselhafte, zerklüftete, glühende, sinnliche Seele des mexikanischen Volkes, selten ist die Mischung von Seelenhaftigkeit und — manchmal unheimlichem — Scharfsinn so vollkommen wie in diesem Buche.

MELL, MAX: DIE SIEBEN VON THEBEN. Dramatische Dichtung. In Pappband M 3.50.
Das schreckensvolle Ende des unglückseligen, der Drachensaat entsprossenen Geschlechts bildet den Inhalt dieses Dramas, in dessen Mittelpunkt die zwei großen Gestalten des Polyneikes und der Antigone stehen.

PETERSEN, JULIUS: ERDENTAGE UND EWIGKEIT. Rede, gehalten in Weimar bei der Goethe-Gedächtnisfeier des Reiches am 22. März 1932. Kartoniert M 1.20.

SCHEFFLER, KARL: DER NEUE MENSCH. Essays. In Leinen M 6.—.
Inhalt: Die neue Kunst und der neue Mensch — Die Zukunft der Großstädte — Das Schaufenster — Die permanente Revolution — Evangelisch — Die Presse — Die Rache des Eros.
Erfüllt von dem Gefühl großer Verantwortlichkeit, setzt sich Karl Scheffler in diesem Buch mit den Problemen der Gegenwart auseinander. Er will dem Menschen durch das Dickicht der Meinungen über die gesellschaftlichen, sittlichen, religiösen und künstlerischen Grundlagen des modernen Daseins den Weg in die Zukunft freimachen.

SCHWAB, GUSTAV: SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Neue vollständige Ausgabe mit 96 Bildern nach *Flaxman.* (1120 Seiten). In Leinen M 4.50.
Mit dieser, bei mustergültiger Ausstattung äußerst preiswerten Ausgabe erwecken wir ein Buch, das seit Generationen unserem Volk die versunkene Welt der griechischen Götter und Heroen näher gebracht hat, zu neuem Leben. Aus den Bruchstücken, die die Hinterlassenschaft der Antike waren, hat Gustav Schwab mit einer Hingabe ohnegleichen die großen Sagenzyklen wiederhergestellt. Durch ihn sind uns diese Sagen vertraut geworden; in einem Buch voll Tiefsinn und Schönheit, grausiger Fürstenkämpfe und seltsamer Lügengeschichten wird sein Werk weiterleben wie Tausendundeine Nacht, der Robinson oder ein anderes jener Bücher, die nie altern.

SIEBER, CARL: RENÉ RILKE. Mit 5 Lichtdruck-Tafeln. In Leinen M 5.—.
Dieses Buch beantwortet die oft gestellte Frage nach der Frühzeit Rainer Maria Rilkes. Atmosphäre und Umwelt, in denen René Rilke aufwuchs, werden darin lebendig. Wir erleben seine ersten seelischen Nöte und Konflikte, wir sehen ihn langsam sich der Dichtung nähern, die sein Leben beherrschen soll. Das Phänomen des Dichters Rilke wird erst wahrhaft deutlich, wenn man seine Anfänge kennt.

SILLANPÄÄ, F. E.: SILJA, DIE MAGD. Aus dem Finnischen übertragen von *Rita Öhquist.* In Leinen M 6.—.
Verhältnismäßig spät kommt dieser, in seinem Heimatland längst berühmte finnische Dichter zu uns, nun aber mit seinem bisher reifsten Werk. Es ist die ergreifende Geschichte einer Magd, die mit nachtwandlerischer Sicherheit und reinen Herzens wie eine Heilige ihren geraden, schweren Weg geht, bis ein einst in voller Kraft und in höchstem Ansehen stehendes altes Bauerngeschlecht mit ihr erlischt. Wir wissen genau: soundso wird sich einmal das Geschick der lieblichen Gestalt erfüllen, unentrinnbar steht hinter dem Leben der jungen Silja der frühe Tod. Und nun ist es etwas Großes, zu erleben, wie der Dichter von Geschehnis zu Geschehnis die Handlung zu steigern vermag, bis die Erzählung in beinahe andächtiger Ruhe ausklingt.
Der Roman mutet fast an wie eine Legende, die hineinverwoben wurde in eine an dramatischen Spannungen und Geschehnissen reiche Erzählung, deren Hintergrund die aufwühlenden Tage des unseligen finnischen Bruderkampfes zu Ende des Weltkrieges bilden.

TIMMERMANS, FELIX: FRANZISKUS. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens.* 20. Tausend. In Leinen M 6.—.
Es ist ein Buch, das bis in die letzte Zeile von reiner Dichtung erfüllt ist, durchleuchtet von einem Geist geadelter Innerlichkeit, der so selten geworden ist in unsern Tagen, über den man beglückt ist, daß er noch lebt, und von dem man glauben darf, daß er niemals untergehen wird. *Kölnische Zeitung.*

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn.* (800 Seiten.) In Leinen M 12.—.
Dieser an Umfang und Gehalt große Roman der Tsing Dynastie ist seit hundert Jahren als der Gipfel des chinesischen Schrifttums bekannt; er bildet noch heute die Lieblingslektüre der Chinesen beiderlei Geschlechts. Der Roman schildert Glanz und Niedergang eines Fürstengeschlechts, seine bunt bewegte Handlung schlingt sich um die Gestalten eines chinesischen Werther und seiner Geliebten, er eröffnet — ein hohes Lied auf die irdische und himmlische Liebe — in glücklicher Verbindung von Realistik und Mystik Einblicke in die intimsten Vorgänge eines vornehmen Hauses, in die geheimen seelischen Bezirke schöner, in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt aufwachsender Jungfrauen und in die Mysterien buddhistisch-taoistischer Jenseitsvorstellungen. China kann sich nur selbst erklären; es ist nie offenherziger gewesen als in seinen beiden großen Romanschöpfungen: dem Kin Ping Meh, der seit

zwei Jahren das Entzücken vieler deutscher Leser bildet, und dem Hung loh mong, dem Traum der Roten Kammer.

STEFAN ZWEIG: MARIE ANTOINETTE. Bildnis eines mittleren Charakters. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

In seinem „Fouché" hat Stefan Zweig den Typus der neuen psychologischen Biographie geschaffen. In viele Sprachen übersetzt, ist dieses Buch über die ganze Welt gegangen. Ihm stellt nun der Dichter ein Buch gleicher Wesensart zur Seite. Aber der Rahmen ist hier viel weiter gespannt: das dramatische Schicksal einer Frau erfüllt sich inmitten einer der dramatischsten Zeiten der Geschichte. Wie Marie Antoinette ohne eigentliche Kraft zum Guten, aber auch ohne den geringsten Willen zum Bösen, leichtsinnig und ahnungslos Krone und Leben verspielt, zuletzt aber über ihr Mittelmaß von der gewaltigen Hand des Schicksals ins Heldische emporgerissen wird, — diese von nun ab unvergeßbare Tragödie schildert Stefan Zweig in einer Darstellung, deren Spannung und Kraft auf keiner der 640 Seiten des Buches nachläßt.

★

DIE NEUEN BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band mit neuem Überzugpapier in Pappband 80 Pf.

ERNEST CLAES: HANNES RAPS. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (Nr. 429.)

WOLFGANG GOETZ: FRANZ HOFDEMEL. Eine Mozart-Novelle. (Nr. 174.)

GUNNAR GUNNARSSON: DER KÖNIGSSOHN. Eine Geschichte aus dem alten Norwegen. (Nr. 109.)

WILHELM HAUFF: DIE KARAWANE. Märchen (Nr. 424.)

DAVID HERBERT LAWRENCE: FROHE GEISTER; EINE ENGLISCHE FAMILIE. Zwei Erzählungen. (Nr. 428.)

ALTE UND NEUE LIEDER. Mit Weisen und Bildern von Ludwig Richter. (Nr. 18.)

HERMANN LÖNS: TIERGESCHICHTEN. (Nr. 425.)

THOMAS MANN: DIE BEKENNTNISSE DES HOCHSTAPLERS FELIX KRULL. (Nr. 312.)

JOSEF PONTEN: BERGREISEGESCHICHTEN. Der Gletscher — Die letzte Reise. (Nr. 427.)

GRIGOL ROBAKIDSE: KAUKASISCHE ERZÄHLUNGEN. (Nr. 83.)

ALBRECHT SCHAEFFER: NACHTSCHATTEN. Vier Novellen aus kriegerischen Zeiten. (Nr. 179.)

KARL HEINRICH WAGGERL: DAS WIESENBUCH. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (Nr. 426.)

★

Neue vollständige Verzeichnisse der Insel-Bücherei stehen unentgeltlich zur Verfügung.



ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Ursprache und Übertragung gegenübergestellt. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. In Leinen M 6.—.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. In Leinen M 12.—.

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: RAINER MARIA RILKE. Mit acht Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, GENANNT CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 9.—.

BÉDIER, JOSEPH: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 4.50.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.

BEHEIM-SCHWARZBACH, MARTIN: DIE HERREN DER ERDE. Roman. In Leinen M 5.50.

— DIE MICHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 6.25.

BERTRAM, ERNST: GEDICHTE. In Pappband M 4.—.

— DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 4.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 4.—.

— STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M 4.—.

BETHGE, HANS: DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.

— JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.

BILLINGER, RICHARD: DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

— ROSSE. Schauspiel in drei Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.

— RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.

— SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. In Pappband M 4.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 6.—.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski* unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 7.50; in Leder M 12.—.

BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier (995 Seiten). In Leinen M 10.—.



DAS ALTE BREMEN. Herausgegeben vom *Focke-Museum für Bremische Altertümer.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst.* In Leinen M 5.50.

BUBER, MARTIN: EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 6. Tausend. In Pappband M 4.75.

— ICH UND DU. In Pappband M 4.—.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.—.

BÜHLER, JOHANNES: DAS ERSTE REICH DER DEUTSCHEN. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 6.75.

In diesem Buche führt uns der Verfasser mit sicherer Hand durch die geistigen und politischen Verhältnisse des deutschen Volkes von der Völkerwanderung bis zum Mittelalter. Es ist eine Geschichte des alten Kaisertums und der Kultur unserer Vorfahren; nur wer sich seiner Ahnen bewußt ist und im Nährboden der Vergangenheit wurzelt, kann in sein Volkstum hineinwachsen, das über Glück und Unglück und allen äußeren Formen steht.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

CAROSSA, HANS: DER ARZT GION. Eine Erzählung. 40. Tausend. In Leinen M 6.—.

— EINE KINDHEIT. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

— GEDICHTE. 10. Tausend. In Leinen M 4.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

CHINESISCHE MEISTERROMANE

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn.* In Leinen M 5.75.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn.* 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn.* In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.25.



CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Mit Bildern und einem Vorwort von *Felix Timmermans*. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 10. Tausend. In Leinen M 4.75.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. In Leinen M 6.50.

CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. In Leinen M 12.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 12.—.
Beide Bände in Kassette in Leinen M 20.—; in Halbleder M 30.—.

— DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.

COSTER, CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M 4.—.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 10.—.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der *politischen* und der *kulturhistorischen* Reihe. Preis des gesamten Werkes in Leinen M 60.—.

Dieses Werk baut das Mittelalter in seiner Größe, Strenge und Innigkeit vor uns auf, in der Wucht seines nach innen gekehrten Lebens, in der Treue seiner Arbeit.

Die vier Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung.
Das Frankenreich.
Die sächsischen und salischen Kaiser.
Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter.
Deutsches Geistesleben im Mittelalter.
Ordensritter und Kirchenfürsten.
Fürsten und Ritter.
Bauern, Bürger und Hansa.

Jeder Band in Leinen M 7.50.

★



DICKENS, CHARLES: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von *Cruikshank, Cattermole, Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Leinen M 45.—.

Als Einzelausgaben erschienen:

— DAVID COPPERFIELD. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— DER RARITÄTENLADEN. In Leinen M 8.—.

— DIE PICKWICKIER. In Leinen M 8.—.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. In Leinen M 8.—.

EICHENDORFF, JOSEPH VON: WERKE. Herausgegeben von *Franz Schultz.* Zwei Bände. In Leinen M 7.50.

ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE): BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

FICHTE: REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Eingeleitet von *Rudolf Eucken.* In Leinen M 3.50.

FRANK, LEONHARD: BRUDER UND SCHWESTER. Roman. 40. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 4.25.

— DIE RÄUBERBANDE. Roman. In Leinen M 2.50.

FRIEDENTHAL, RICHARD: DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 6.75.

GANDHI, MAHATMA: MEIN LEBEN. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von *C. F. Andrews.* Aus dem Englischen übertragen von *Hans Reisiger.* In Leinen M 7.50.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Bildtafeln. In Leinen M 5.—; in Halbleder M 7.50.

GORKI, MAXIM: ERZÄHLUNGEN. Eingeleitet v. *Stefan Zweig.* In Leinen M 2.50.
Inhalt: Die alte Isergil — Malwa — Sechsundzwanzig und eine — Der Landstreicher — Gewesene Leute.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf.* Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 135.—; in Leder M 235.—. *Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten bietet. Einer der wesent.*

lichsten Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben.

In der Ausstattung dieser Gesamtausgabe:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* Zwei Bände. In Leinen M 18.—; in Leder M 30.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.50; in Leder M 13.—.

GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann.* In Leinen M 9.50; in Leder M 16.—.

★

FARBENLEHRE. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Mit 32 zum großen Teile farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen.* In Leinen M 10.—.

FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50.

SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. Mit 48 zum großen Teil farbigen Tafeln. In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

★

GOETHES GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Leinen M 3.75.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki.* In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—.

LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Pappband M 3.—.

★

DREISSIG HANDZEICHNUNGEN GOETHES. Faksimiles in Originalgröße in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von *Hans Wahl,* Direktor des Goethe-Nationalmuseums. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.—.

ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum* (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—.

*

DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.* In Leinen M 3.50.

BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen.* Vollständige Ausgabe in vier Bänden. In Leinen M 12.—.

BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. In Leinen M 9.—.

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker.* 3 Bände. In Leinen M 18.—.

BETTINAS LEBEN UND BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

GOETHE IM BILDNIS. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von *Hans Wahl.* In Leinen M 5.—.

*

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M 9.—.

GRIMMELSHAUSEN, H. J. CHR. VON: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.50.

HARDT, ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 4.—.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 4.—.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M 5.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers.* Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbpergament M 12.50.

HEINE, HEINRICH: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.



HEINE, HEINRICH: TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. In Leinen M 3.—; in Leder M 6.—.

HEY-SPECKTER: HUNDERT FABELN FÜR KINDER. Von *Wilhelm Hey*. Mit den Bildern von *Otto Speckter*. In Leinen M 2.50.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder*. In Leinen M 4.—.

— DIE GEDICHTE UND DIE KLEINEN DRAMEN. 53. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 12. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.75.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Kritisch-historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. In Halbleder M 65.—.

— SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. In Leinen M 3.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. In Leinen M 4.50.

TRADER HORN: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Neue illustrierte Ausgabe. In Leinen M 4.50.

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). 20. Tausend. In Leinen M 15.—.
Der große Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— ENTPERSÖNLICHUNG. In Halbleinen M 4.75.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. In Leinen M 5.75.

— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. In Leinen M 6.25.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. In Halbleinen M 4.50.

— MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. In Leinen M 5.—.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. In Leinen M 6.—.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. In Leinen M 6.—.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. In Halbleinen M 5.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. In Leinen M 6.50.

— WALLENSTEIN. In Pappband M 3.25.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.75.

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Gekürzte Ausgabe. In Leinen M 2.50.

HUMBOLDT, WILHELM VON: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. In Leinen M 3.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Leitzmann*. In Leinen M 6.50.

HUXLEY, ALDOUS: NACH DEM FEUERWERK. Novellen. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.50.

— ZWEI ODER DREI GRAZIEN. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.—.

— KONTRAPUNKT DES LEBENS. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. 7. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 7.50.

INSEL-ALMANACH AUF DAS GOETHE-JAHR 1932. Mit 8 Bildtafeln. Kartoniert M 1.—.

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Übertragen von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 75.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

— KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter*. In Leinen M 3.50.

KASSNER, RUDOLF: DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Leinen M 4.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— BRIEFE. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 3.50.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. In Leinen M 3.50.

KOCH, RUDOLF: DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*. In Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Druck der Mainzer Presse. Drei Teile. In Pappband M 80.—.

KÜHNEMANN, EUGEN: GOETHE. Zwei starke Bände. In Leinen M 20.—.



LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* Neue Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.

LANDSBERGER, FRANZ: DIE KUNST DER GOETHEZEIT. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: LIEBENDE FRAUEN. Roman. Neu übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* 9. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER HENGST ST. MAWR. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 5.—.

— DER REGENBOGEN. Roman. Übertragen von *F. Franzius.* In Leinen M 6.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Neu übertragen von *Georg Goyert.* 6. Tausend. In Leinen M 8.—.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs.* Neue Ausgabe mit 12 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.75.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.—.

MOTTRAM, RALPH H.: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy.* Übertragen von *T. Francke* (720 Seiten). 12. Tausend. In Leinen M 8.50.
Der große englische Kriegsroman.

— WESEN UND GESCHICHTE DER FINANZSPEKULATION. Deutsche Ausgabe nach der Übertragung von *Karl Lerbs* besorgt von *Erich Dittrich.* In Leinen M 8.50.

MOZART. WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.—.

MUMELTER, HUBERT: ZWEI OHNE GNADE. Roman. In Leinen M 6.—.

NAPOLEONS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit 19 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

NEXÖ, MARTIN ANDERSEN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann.* 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande (1250 Seiten). In Leinen M 11.50.

DER NIBELUNGEN NOT und KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—.
Der mittelhochdeutsche Text in musterhafter Ausgabe.

NIETZSCHE: BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler.* In Leinen M 4.75.

PENZOLDT, ERNST: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 5.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der *Preußischen Meßbildanstalt*. In Halbleinen M 7.—.

RENDL, GEORG: DER BIENENROMAN. In Leinen M 5.—. *Nur ein Bienenzüchter kann so tief in die Psyche der Bienen und ihres Staates eindringen, nur ein Sohn der Natur das Jahr der Blumen und der Tiere so schildern, nur ein Dichter ein so beglückendes und inniges Buch daraus gestalten, wie es hier gelang.*

RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.—; in Halbleder M 45.—.

In der gleichen Ausstattung:

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. 10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT. 1899 bis 1902. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. 15. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1906 bis 1907. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

★

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.—.

— FRÜHE GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— NEUE GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS BUCH DER BILDER. 34. Tausend. In Leinen M 5.25.

— DUINESER ELEGIEN. Neue Ausgabe. 15. Tausend. In Leinen M 3.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben — Von der Pilgerschaft — Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 50. Tausend. In Leinen M 4.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 53. Taus. In Leinen M 7.—.

★

ROLLAND, ROMAIN: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 29 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 10.—.



SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. Zwei Bände. In Halbpergament M 10.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden. In Halbpergament M 16.—; in Schweinsleder M 30.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.—.
Der große Zeitroman des Dichters.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 5.25.

— GEDICHTE aus den Jahren 1915 bis 1930. In Leinen M 4.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GRIECHISCHE HELDENSAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. Leinen M 5.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS OPFERTIER. Erzählungen. In Leinen M 5.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen. M 7.50.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

— ROSS UND REITER. Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit *Robert Diehl* herausgegeben von *Albrecht Schaeffer*. Mit 37 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 11.—.

— HOLLAND. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 12.50.

— PARIS. Notizen Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 12.50.

— LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 4.25.

— DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 70.—.

SCHNEIDER, EDUARD: ELEONORA DUSE Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

SCHOPENHAUER: APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. In Leinen M 3.50.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: DER WANDERER UND DIE HEIMAT. In Leinen M 4.75.

— MITTE DES LEBENS. Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—.

SCHULZE-MAIZIER, FRIEDRICH: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 10.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 14.—.

SCHWARZ, HEINRICH: DAVID OCTAVIUS HILL (1802—1870). Der Meister der Photographie. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

SPUNDA, FRANZ: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

STIFTER, ADALBERT: DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.—.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. In Leinen M 7.—; in Leder M 12.—.

— BUNTE STEINE. Erzählungen. In Leinen M 7.—.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 40.—.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. In Halbleinen M 4.75.

TAUSENDUNDEINE NACHT DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.
Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.50; in Leder je M 15.— erhältlich.



TAUSEND UND EINE NACHT. DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einem Geleitwort von *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.

TIMMERMANS, FELIX: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Übertragen von *Anton Kippenberg*. 24. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS SPIEL VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Nach der Weihnachtslegende von *Felix Timmermans* für die Bühne bearbeitet von *Eduard Veterman* und *Felix Timmermans*. Übertragen von *Anton Kippenberg*. 5. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

— PALLIETER. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 92. Tausend. In Leinen M 2.50.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. In Leinen M 3.75.

TSUDZUMI, TSUNEYOSHI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. In Leinen M 20.—.

VALÉRY, PAUL: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 4.50. *Diese Übertragung ist das letzte Werk Rainer Maria Rilkes.*

— HERR TESTE. Übertragen von *Max Rychner*. In Halbleinen M 4.—.

VILLERS, ALEXANDER VON: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.

WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

— SCHWERES BLUT. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler*. In Halbleinen M 4.50; in Leder M 10.—.



WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

WOOLF, VIRGINIA: DIE FAHRT ZUM LEUCHTTURM. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.

— EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Roman. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 6.—.

— ORLANDO. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.

ZWEIG, STEFAN: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.50.

— DIE HEILUNG DURCH DEN GEIST (Mesmer — Mary Baker-Eddy — Sigmund Freud). 25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.—.

— DIE KETTE. Ein Novellenkreis. Drei Bände in Leinen M 15.—. Inhalt: Erstes Erlebnis — Amok — Verwirrung der Gefühle.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 90. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. Endgültige Ausgabe. 28. Tausend. In Leinen M 4.50.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 150. Tausend. In Leinen M 2.50.

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

Gesamtpreis der 13 Bände in Halbpergament M 54.—.

In einem großen Bogen umspannt der „Dom" acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik. Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der innig zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist.

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbpergament M 5.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 5.—.



JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet von *Max Fischer*. In Halbpergament M 5.—.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 5.—.

JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 6.50.

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.

JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 5.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 5.—.

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 5.—.

EINE DEUTSCHE THEOLOGIE. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. In Halbpergament M 5.—.

MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Fr. Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

DEUTSCHE MEISTER

Die Meister zu ehren, indem sie ihnen den gebührenden Ruhm wiedergibt, der durch Jahrhunderte verdunkelt gewesen; der Nation zu dienen, indem sie ihr das Erbe einer großen Vergangenheit wiederschenkt, die durch lange Zeit in Vergessenheit versunken gewesen, ist eine der würdigsten Aufgaben und der höchsten Pflichten deutscher Kunstgeschichtsschreibung. Dieser Aufgabe zu dienen, hat sich die Bücherreihe vorgesetzt, die den Titel trägt: „Deutsche Meister".

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

WOLFGANG HUBER. Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

HANS MULTSCHER. Von *Curt Gerstenberg*. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

MICHAEL PACHER. Von *Johannes von Allesch*. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 16.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

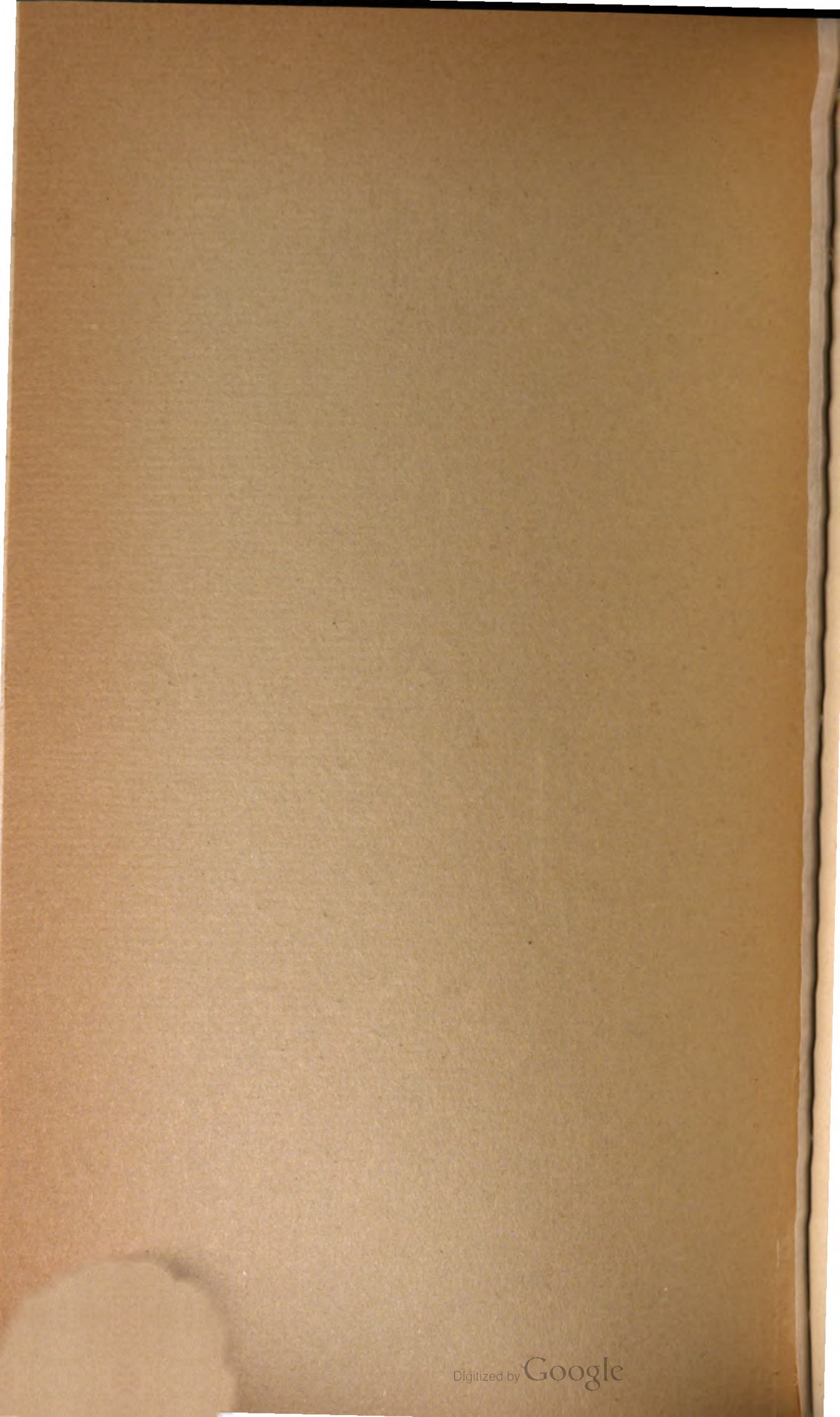
INHALT

DIE BILDER

Kalendarium und Umschlag zeichnete Marcus Behmer.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig



Insel-Almanach auf das Jahr 1934



Insel-Almanach

auf das Jahr

1934

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium

Auf denn, nicht träge denn,
strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
rings ins Leben hinein.
Von Gebirg zu Gebirg
schwebet der ewige Geist,
ewigen Lebens ahndevoll.

*

Goethe

Januar	Februar	März
1 Neujahr	1 Donnerstag	1 Donnerstag
2 Dienstag	2 Freitag	2 Freitag
3 Mittwoch	3 Sonnabend	3 Sonnabend
4 Donnerstag	4 Sexagesimä	4 Okuli
5 Freitag	5 Montag	5 Montag
6 Epiphanias	6 Dienstag	6 Dienstag
7 1. Sonntag n. Ep.	7 Mittwoch	7 Mittwoch
8 Montag	8 Donnerstag	8 Donnerstag
9 Dienstag	9 Freitag	9 Freitag
10 Mittwoch	10 Sonnabend	10 Sonnabend
11 Donnerstag	11 Estomihi	11 Lätare
12 Freitag	12 Montag	12 Montag
13 Sonnabend	13 Dienstag	13 Dienstag
14 2. Sonntag n. Ep.	14 Mittwoch	14 Mittwoch
15 Montag	15 Donnerstag	15 Donnerstag
16 Dienstag	16 Freitag	16 Freitag
17 Mittwoch	17 Sonnabend	17 Sonnabend
18 Donnerstag	18 Invokavit	18 Judika
19 Freitag	19 Montag	19 Montag
20 Sonnabend	20 Dienstag	20 Dienstag
21 3. Sonntag n. Ep.	21 Mittwoch	21 Mittwoch
22 Montag	22 Donnerstag	22 Donnerstag
23 Dienstag	23 Freitag	23 Freitag
24 Mittwoch	24 Sonnabend	24 Sonnabend
25 Donnerstag	25 Reminiszere	25 Palmarum
26 Freitag	26 Montag	26 Montag
27 Sonnabend	27 Dienstag	27 Dienstag
28 Septuagesimä	28 Mittwoch	28 Mittwoch
29 Montag		29 Gründonnerstag
30 Dienstag		30 Karfreitag
31 Mittwoch		31 Sonnabend







April

1 Ostersonntag
2 Ostermontag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 Quasimodogeniti
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 Mis. Domini
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 Jubilate
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Kantate
30 Montag

Mai

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Rogate
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Himmelfahrt
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Exaudi
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Pfingstsonntag
21 Pfingstmontag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Trinitatisfest
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag

Juni

1 Freitag
2 Sonnabend

3 1. Sonnt. n. Trin.
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 2. Sonnt. n. Trin.
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 3. Sonnt. n. Trin.
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 4. Sonnt. n. Trin.
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend





Juli

1 5. Sonnt. n. Trin.
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 6. Sonnt. n. Trin.
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 7. Sonnt. n. Trin.
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 8. Sonnt. n. Trin.
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 9. Sonnt. n. Trin.
30 Montag
31 Dienstag

August

1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

5 10. Sonnt. n. Trin.
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 11. Sonnt. n. Trin.
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

19 12. Sonnt. n. Trin.
20 Montag
21 Dienstag
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend

26 13. Sonnt. n. Trin.
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Donnerstag
31 Freitag

September

1 Sonnabend

2 14. Sonnt. n. Trin.
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 15. Sonnt. n. Trin.
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 16. Sonnt. n. Trin.
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 17. Sonnt. n. Trin.
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 18. Sonnt. n. Trin.







Oktober

- 1 Montag
- 2 Dienstag
- 3 Mittwoch
- 4 Donnerstag
- 5 Freitag
- 6 Sonnabend

- 7 19.Sonnt.n.Trin.
- 8 Montag
- 9 Dienstag
- 10 Mittwoch
- 11 Donnerstag
- 12 Freitag
- 13 Sonnabend

- 14 20.Sonnt.n.Trin.
- 15 Montag
- 16 Dienstag
- 17 Mittwoch
- 18 Donnerstag
- 19 Freitag
- 20 Sonnabend

- 21 21.Sonnt.n.Trin.
- 22 Montag
- 23 Dienstag
- 24 Mittwoch
- 25 Donnerstag
- 26 Freitag
- 27 Sonnabend

- 28 22.Sonnt.n.Trin.
- 29 Montag
- 30 Dienstag
- 31 Mittwoch

November

- 1 Donnerstag
- 2 Freitag
- 3 Sonnabend

- 4 23.Sonnt.n.Trin.
- 5 Montag
- 6 Dienstag
- 7 Mittwoch
- 8 Donnerstag
- 9 Freitag
- 10 Sonnabend

- 11 24.Sonnt.n.Trin.
- 12 Montag
- 13 Dienstag
- 14 Mittwoch
- 15 Donnerstag
- 16 Freitag
- 17 Sonnabend

- 18 25.Sonnt.n.Trin.
- 19 Montag
- 20 Dienstag
- 21 Bußtag
- 22 Donnerstag
- 23 Freitag
- 24 Sonnabend

- 25 Totenfest
- 26 Montag
- 27 Dienstag
- 28 Mittwoch
- 29 Donnerstag
- 30 Freitag

Dezember

- 1 Sonnabend

- 2 1. Advent
- 3 Montag
- 4 Dienstag
- 5 Mittwoch
- 6 Donnerstag
- 7 Freitag
- 8 Sonnabend

- 9 2. Advent
- 10 Montag
- 11 Dienstag
- 12 Mittwoch
- 13 Donnerstag
- 14 Freitag
- 15 Sonnabend

- 16 3. Advent
- 17 Montag
- 18 Dienstag
- 19 Mittwoch
- 20 Donnerstag
- 21 Freitag
- 22 Sonnabend

- 23 4. Advent
- 24 Montag
- 25 1. Weihnachtstag
- 26 2. Weihnachtstag
- 27 Donnerstag
- 28 Freitag
- 29 Sonnabend

- 30 Sonnt. n. Weihn.
- 31 Silvester

Friedrich Schnack

Der Falter des Homer

In Griechenland ging vor langer Zeit, in der Homerischen Zeit, das Gerücht um, Homer, der alte Dichter, den man gestorben wähnte, lebe noch. Sieben Städte stritten sich damals um die Ehre seiner Geburt, keine einzige aber um die Würde seines Todes. Ein griechischer Jüngling aus einer der ruhmsüchtigen Städte hörte von einem Olivenhändler, der blinde Dichter hause auf einer der kleinen Inseln im Archipel. Welche es sei, wußte er nicht. Ein Segelschiffsverleiher hatte es ihm berichtet, und diesem war die ungewisse Kunde von einem Seemann zugetragen worden. Auf und ab schaukelte die Welle des Gerüchts, doch Zuverlässiges hörte niemand.

Alexander, der Jüngling, getrieben von der Liebe zu Homer, beschloß, den Verschollenen zu suchen oder wenigstens um die Inseln herumzustreunen, Land und Leute kennen zu lernen und sich den Meerwind um die Ohren wehn zu lassen. Er mietete bei dem Schiffsverleiher ein Segelboot, befrachtete es mit Lebensmitteln, Getränk und allerlei Gut für eine längere Fahrt, nahm einen Seemann an Bord und fuhr eines Morgens aus dem Hafen von Athen. Von Insel zu Insel trieb er auf den blauen Strömungen des Meeres, suchte, spähte – doch vergeblich. Er landete an den kykladischen Eilanden und segelte in die Einöde des Kretischen Meeres, richtete den Kiel nach Karpathos und Rhodos, drehte die Segel, der Strömung entgegen, durch das Irrsal der Sporaden und lenkte schon das Steuer in die Richtung nach Nikaria und dem Gestade von Chios, da warf in der Morgenfrühe ein von

Kleinasien herbrechender Sturm die Nußschale an ein winziges Inselkorn. Die Geschicklichkeit des Seemanns wußte das Scheitern des Fahrzeugs zu verhüten, sie sausten in eine gurgelnde Bucht und blieben.
Mutlos kroch Alexander über das Geröll: nirgendwo weder Mensch noch Tier. Über die Wasser schleifte der Sturm die schwarzen Flöre, alle Sicht verhängend, die Wogen grollten und rissen, das Inselchen umbellend, ihre schaumgeifernden Rachen auf. Er bestieg die Zinnen der Felsen, um auszuschaun: da sah er in der Ferne eine Hütte, Bäume und einen Hügel.
Alexander und sein Begleiter hielten darauf zu: es war die Hütte eines Hirten. Der kam aus seinem Stall, stand unter der Tür wie ein Herbstbaum und betrachtete wortlos die Seefahrer. In seinem weißen, sturmzerrütteten Haar hingen dürre Grashalme und Laubreste, sein Hirtenkleid war aus vielen Flicken zusammengesetzt. Er mochte neunzig Jahre sein.
„Der Sturm warf unser Schiff in die Felsen", sagte Alexander, auf den Seemann deutend.
Der Alte antwortete nicht.
„Wir bitten um deine Gastfreundschaft, bis das Meer ruhig und unser Fahrzeug ausgebessert ist."
Die Augenbrauen des Hirten hoben sich ein wenig, was vielleicht heißen konnte: Bleibt!
„Gibt es noch andere Unterkunft hier?"
Er schüttelte die Hand.
„Ich suche..." sagte Alexander, beklommen von dem alten Licht der Augen, „ich suche den Dichter Homer, der auf einer kleinen, unbekannten Insel leben soll..."
Der Hirte zeigte ihm eine blöd-erstaunte Miene.
„Der ist wahrhaftig stumm!" knurrte der Steuermann.
„Er scheint mir eher schweigsam zu sein", antwortete Alexander und winkte ab.
„Wohnt bei dir ein Greis mit Namen Homer?" fragte er den Alten.
Der Hirte brummte, seine Stimme hatte den dumpfen Klang

des Gesteins, das unter dem Sprung der Ziegen hinabschollert in die Schlucht. „Homer? ... Ja, ist hier!“
„Mann!“ rief Alexander, freudig aufgeregt und gespannt. „Der Dichter Homer?“
„Der Dichter Homer?“ meinte der Hirte, grinsend und verneinend. „Ach wo! Ein alter kleinasiatischer Bettler. Vor Jahren setzte ihn ein Olivensegler hier ab ... den Bettler Homer.“ Sein Zottelbart wackelte, durchkämmt von den knochigen Gichtfingern. Mißtrauisch, verständnislos schüttelte der Alte den Kopf und stieß, unlustig weiterer Worte, die Tür seiner Hütte auf, aus der ein schwarzer Hund seine Schnauze steckte.
Aber Alexander faßte den Hirten am Ärmel und versprach ihm einen schönen Krug mit roten Figuren.
„Wo ist der Homer?“ fragte er hastig.
Der Alte meckerte bocksgleich und zeigte auf den Stall.
Alexander stürzte in das Gelaß. Die Ziegen und Schafe waren fort, sie weideten wohl draußen am Hügel auf windgeschützten Halden. Hinter dem Fenster sah er den alten Hirten langsam vorbeiwaten durch die Meerböen, die von Rand zu Rand fegten; er klapperte mit dem Stock und rief seinem Hund. Der Seemann lief um das Haus, den Schuppen nach Holz zu durchsuchen, denn das Schiff hatte ein paar Löcher davongetragen.
Alexander durchspähte das dämmerige Halblicht des Stalles, und als seine Augen Pfosten und Raufen, Ketten und Streu unterschieden, gewahrten sie auch einen dunkeln Haufen in der Ecke, und das war der Bettler. Klopfenden Herzens, Zweifel und Hoffnung im Sinn, näherte er sich dem Liegenden. Ist er es, ist er es nicht? Die Erregung ließ ihn erzittern, der Augenblick betäubte ihn fast. Wenn er es wäre! Ganz leise und behutsam tat er. Ach, er war es wohl nicht, der große, alte Dichter. Vor ihm, hingestreckt in die Streu der Schafe, den Gestank ihres Unrates atmend, lag ein hochbejahrter Greis.
Alexander neigte sich zu ihm und starrte bei dem schwachen Schein des Tageslichts in geöffnete, aber glanzlose, tote Augen. Der

Greis war blind. Der Jüngling forschte in den alten, ehrwürdigen Zügen nach einem geistigen Zeichen. Mit gesammelter Innigkeit und Inbrunst betrachtete er die hohe, verrunzelte Stirn, die weißen, beschmutzten Haarsträhnen, den Bart, darin Spinnweben, Fliegenflügel und vertrocknete Milchtropfen klebten. Braun gebeizt von der Inselluft war die Haut, Pergament, von feinen Äderchen mühselig durchronnen; blankgeschliffen blinkten die Schläfen, gleich den Kieseln, die durch die Mühle des Meeres rollen. Seit Menschengedenken mochte sich der Bettler nicht gesäubert haben, wiewohl ihm das Wasser so nahe wogte: die Füße starrten von Unsauberkeit, die Fingernägel glichen schwarzen Halbmonden. Alexander fühlte sich von diesem Anblick zurückgestoßen, er richtete sich seufzend auf und atmete ein paar Züge frischer Luft am Fenster. Der Stallgeruch verursachte ihm Schwindel und Kopfschmerz. Doch blickte er wieder in die düstere Ecke. Homer heißt er ... Olivenschiffer haben ihn ausgesetzt ... Welche Stadt hat ihn abgeschoben ...? Ein kleinasiatischer Bettler ... Der Greis war uralt, hilflos, bejammernswürdig. Ein Hundertjähriger, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines Neunzigjährigen, der nichts hatte als eine leere Insel, ein paar Krumen Erde und seine wenigen Ziegen und Schafe. Alexander schaute mit halbem Blick in den Spinnenwinkel, mit halbem Blick hinaus auf das Meer, das dunkel drachenbrüstig aufbäumte. Der Sturm hatte nachgelassen, Windpausen traten ein, bald konnte man weitersegeln, war nur erst der Bootsschaden wieder behoben!

Jetzt regte sich der Greis. Mausegleich raschelten seine dürren Hände im Heu und Laub des Lagers. Seine Lippen murmelten feierlich Lallendes, stöhnten, hauchten ... Nein, er hatte nichts gesagt! Alexander, ein Bein zum Sprung vorgesetzt, lauschte. Sagte der Alte etwas?

Er schwieg. Stille. Fern bäumte dunkel drachenbrüstig das Meer: Alexander sah es hinter dem Stallfenster steigen und sinken. Er spürte sich von dem Wogenbild gepreßt mit ungeheurer

Wucht... In seinem Herzen keimte ein scheuer Mut, eine schamhafte Frage. Er blickte den Alten an.
Plötzlich rief er und erschrak im Augenblick: „Bist du der Dichter Homer?"
Die Worte verhallten. Der Stall, die Pfosten, die Raufen der Tiere, Mist, Unrat, Heu und Laub hatten die Laute vernommen; die waren in sie eingegangen und darin verstummt: Bist du der Dichter Homer? Keine Antwort. Der Greis antwortete nicht, er hatte den Anruf nicht einmal gehört. Er war taub, stocktaub. Seine bärtigen Lippen bewegten sich von Worten, die nicht Wort werden konnten. Hatte er auch die Sprache verloren?
Jammervolles Alter!
Alexander erbarmte sich seiner, faßte ihn an und richtete ihn auf, ein Knochenbündel, mühvoll zusammengehalten von dem zerschlissenen, fleckigen Mantel und dem Hirtenstrick um die Hüfte. Er drückte ihm den Stock in die zittrige Hand und führte ihn langsam von seinem Fliegenlager hinaus vor die Tür auf eine rohgezimmerte Bank.
Dann lief Alexander zum Boot, um einen Krug Weines zu holen. Er füllte den Napf, hob ihn an den Mund des Blinden, aber der Alte trank nicht, denn auch die Blume des Weins duftete nicht mehr in das dürre Leben. Er netzte ihm die Lippen, die Tropfen rollten in den Bart, die Kraft des Weines war ohnmächtig vor so großer Ohnmacht.
Hilflos setzte sich Alexander neben den Greis. Das schwarze Gewölk des Himmels jagte, weitum brandete die urgraue Wildnis des Meeres. Jetzt drang das Sonnenlicht durch einen Schattenspalt und beleuchtete den magern Inselboden, die Hütte, die Bank, ihn selbst, Alexander, und den Blinden. Sie umglänzte das schicksalfremde, runzelige Gesicht, die breite Stirn, den Kopf, leer wie ein Gefäß, dessen Geist verdunstet war.
Die Wärme, die Sonne, sie allein hatte noch Stärke, einzudringen in das verwitterte Pergament der Haut, in den ausgebrannten Lebensstoff des Bettlers. Er rührte die Hand, den Fuß,

bewegte den Kopf, hob das Kinn, öffnete weit die Lider und ließ das Licht regnen in die öden Augenhöhlen. Schimmerte nicht ein Lächeln auf seinen Zügen? Alexander betrachtete ihn fassungslos. Da flüsterte der Alte: „... Odysseus! ..."
Und Alexander erschrak, das Wort lähmte ihn mit ungeheuerm Zauber. Sein Herz schlug, er begriff. Er war es, der Meer- und Inselgesuchte, der Tote und noch Lebende, der alte Dichter Homer. Und wieder: „... Odysseus! ..."
Lauter tönte es jetzt, stammelnd und unirdisch, gedämpft, als läge Meernebel auf seiner Zunge:
„Heute ... begeht man ... im Volke ..."
Schweigen.
Alexander, selig gespannt, horchte. Er hörte das Meer rollen und fern die Muschelhörner der Flutgötter.
Das greise Haupt neigte sich ein wenig auf die Seite, als versuche es, einem innern, weltabgewandten Gesang nachzulauschen, der Erinnerung vielleicht oder der Ohnmacht der Erinnerung.
Da!
Homer lispelte:
„... das heilige Fest des Apollon ..."
Die Strophe zerriß, das Haupt sank müd nach vorn. Und jetzt ein letztes, stammelndes Wort, aufperlend aus der Nacht der Seele, aus verschütteten Gründen. Leis seufzten die Lippen, als entließen sie Bläschen von Atem:
„... feierlich! ..."
Der Greis, ermattet von Wind und Wärme, war eingeschlafen. Alexander hielt ihn an sich gedrückt, damit er nicht niedersinke.
Am Abend kam der Hirt mit Hund und Schafen vom Hügel. Schweigend setzte er dem Bettler einen Napf frischgemolkener Milch vor, auch den Seefahrern, rief seinem Hund und schlurfte in die Hütte, zur Ruhe. Die Sonne tauchte ins Meer.
Alexander brachte den alten Dichter durch das Gedräng der Schafe, führte ihn in den Winkel, ihn auf die Streu hin-

bettend, bedeckte ihn mit dem Mantel und ging ergriffen ans Meer. Er hüllte sich in ein Segel und legte sein Gesicht in den Sand.

Anderntags holte er aus dem Boot Segeltuch, Linnen und Polster und bereitete daraus dem alten Mann ein bequemeres Bett. Das Wasser war längst wieder glatt, und sanfte, gute Reisewinde wehten. Aber Alexander dachte nicht daran, abzureisen, er wußte ja, Homer werde bald sterben. Er wollte ihn bis zum Ende nicht allein lassen in der Inselverbannung, allein mit dem wortkargen, unwissenden Hirten. Er fühlte sich beauftragt, ihn zu pflegen und den kümmerlichen Rest der Tage mit ihm zu teilen. Er bekleidete ihn mit Wäsche, reinigte seinen groben, wetterzerschlissenen Mantel, brachte ihm von seinen Lebensmitteln und geleitete ihn jeden Morgen in die Sonne. Als Homer vor Schwäche nicht mehr gehn konnte, trugen Alexander und der Seemann den Matten auf einer Reisigbahre vor die Hütte. Der alte Dichter verfiel von Tag zu Tag. Nach ein paar Wochen war er bereits so kraftlos, daß er die Hände nicht mehr heben konnte. Wie ein kleines Kind mußte er gefüttert werden.

Seit jenem Abend hatte er auch nicht wieder gestammelt. Völlig versunken schwieg in ihm die Sprache, versickert wie die Bäche des Meeres im Sand.

Da begab es sich aber eines Abends, als Alexander gerade vom Boot heraufkam, daß der Greis wieder Stimme und Wort hatte. Gefüllt mit Wohllaut war ihm die Kehle, gleich wie in seiner Manneszeit, als er an einem Sommertag oben auf dem Parnaß im Wind stand, angeglänzt von der Sonne Apolls.

Sein Antlitz schimmerte geistige Entzückung; weiß wie gehämmertes Silber blinkte die Stirn. Ihr Leuchten bannte Alexander, und er stand ehrerbietig. Dem Mund entdrängte Strophe um Strophe, verworren, dunkelsinnig; plötzlich stiegen, aufgelichtet, verständlich und kristallklar: Wellen großen Klangs, dröhnend aus der Riesengesangeswoge von einst:

„Wenn dann ... wieder der Sommer erscheint ... und der Segen des Herbstes ... Ist von gefallenem Laub ... sein Bett ... an der Erde ... geschichtet ..."
Alexander schauderte, den schwarzen Grundton des Schmerzes vernehmend, die Trübsalsweise des Greises, der hellsichtig seinen Jammer, die Armut und Verlassenheit wußte. Scham peinigte den Jüngling. Stritten sich nicht sieben Städte um die Ehre seiner Geburt? Hatte ihn nicht ein Olivenschiff mit Gelächter hier abgesetzt? Erschüttert lehnte er an dem Stallpfosten, die Hände auf die Augen gepreßt, weil er den Anblick des Leuchtenden, Blinden nicht ertragen konnte.
Und Homer sprach:
„Da nun liegt er ... und jammert ... und nährt in der Seele die Trauer ... Um dein Schicksal klagend ..."
Alexander ächzte, die Seele tat ihm weh.
Und die Stimme scholl, meerhinausjammernd:
„Also verzehrt auch ich ... mich ... im Leid ... und erlag ... dem Verhängnis ..."
Stille. Der Weltkreis schien in Schweigen getaucht, das Meer gelähmt. Alexander wagte kaum zu atmen. Er hob das Gesicht, den Verstummten anstarrend. Weinte Homer?
Er weinte nicht. Am Ausgang seines Lebens hatte er keine Tränen mehr, nur Worte noch und Trümmerworte. Nur eisigen Glanz der Stirn hatte er noch und Gewitterschein augenlosen Gesichts. Jetzt öffnete er abermals den Mund, und Alexander vernahm Singen, einen zerbrochenen Irrsinns- und Heilsklang:
„Zeus ... du Vater ... und all ihr unsterblichen ... seligen Götter ...!"
Was erbat er von den Göttern? Er sang, wie Erz singt, wenn die Klöppel dagegen schlagen; summend sang er, wie die Schiffer singen hinter Nebeln und Regenwänden, wenn die Sonne die Dunstmauern zerstört. Hochauf stieg und schnellte seine Stimme, und die Düsterkeit fiel ab von ihr, wie der Staub der Erde fällt aus dem Fittich des auffliegenden Vogels. Hell und rein ent-

quollen die Töne seinem väterlich-milden Mund. Was erflehte er von den Göttern?
Weder Linderung noch Gabe erflehte er von den Göttern. Nichts begehrte er. Nur ansingen wollte er sie, immer feuriger und inniger, in der Sprache der griechischen Dichtungen, in der Sprache der Odyssee und der Ilias, in der Sprache der Tempel.
So sang er. Aber plötzlich wandelte sich seine griechische Sprache in eine ganz andere, in eine unbekannte, nie von Alexander gehörte, große, mächtige und goldene Sprache. Überaus schön klang sie, weise, tief und alt. Ihre Klänge waren gemischt aus allen unirdischen Lautmischungen. Alexander lauschte beklommen, hold und schmerzlich verzückt.
Dem zersprungenen, verwitterten, verachteten, beschmutzten Lebensgefäß entrang sich eine unentweihte, erhabene Flamme. Sie brannte und klang.
Alexander lauschte.
Die Töne und Laute und Wortmächte erinnerten ihn geheimnisvoll an Sterne und Räume hinter Sternen; sie gemahnten ihn aber auch an das Meer zu allen Tages- und Nachtzeiten, an den Wind, die Sonne und die Berge: es war eine Sprache, die alle Erscheinungen ausdrückte. Vielleicht war es die Wolkensprache, die Sprache der Götter, die Weltallsprache.
Aber auch diese Sprache hatte Ende und Auflösung. Die Sätze und Anrufungen, die unbegreiflichen, hohen Zusprüche stockten; abgetrennte Worte schallten, und bald waren es auch keine Worte mehr, die dem nun ermattenden Mund entflohn. Nur noch Wort-Ur-Teile waren es, mit denen Homer die Welt ansprechen konnte: Vokale ... helle und dunkle Vokale ... einsame Lautformen ...
Alexander erzitterte: hier, vor ihm, vor seinem Ohr und Geist, zerfiel eine ungeheure Welt; Wortstädte, Wortländer, Wortmeere, Wortvölker und Wortgestalten zerstoben, zermehlten zu Staub, zu Nichts, und wie ihre Urklage hörten sich die hinschwingenden Vokale an: „A ... a ... a ... ! E ... e ... e ... !

I ... i ... i ... ! O ... o ... o ... ! U ... u ... u ... !", leise, herzzerreißende Töne, eine nachterfüllte, langgezogene, schwermütige Melodie am Rand der Erde.
Die bartumkrausten Lippen schwiegen, bebten, öffneten und schlossen sich, sangen nicht mehr. Der Wind säuselte durch die magern Pflanzen – oder waren es die allerletzten Flüsterlaute Homers, zurückgegeben an Gras, Stein, Sand und Flut?
Alexander näherte sich, aber ehe er noch die Bank erreichte und die Reisigbahre, prallte er zurück, getroffen von einem mächtig-unheimlichen Stoß: Der Mund des alten Dichters tat sich weit und hohl auf, wie in einem wilden Schrei, der nicht geschrieen wurde ...
Der Jüngling erblaßte und erschaute ein Geheimnis, das er bei sich bewahrte. Er verriet es nicht, nicht dem am Abend heimziehenden Hirten; nicht dem vom Schiff kommenden Steuermann, der ihm half, den Toten auf dem nahen Hügel zu begraben.
Als er das Grab mit Pflanzen und Büschen geschmückt hatte, verließ er die Hirteninsel, und der Seemann steuerte ihn heimwärts. Im Ohr behielt Alexander den Sang, das Klangerbe, und in seinem Geist formten sich Strophen und Gesänge, die ihn über ganz Griechenland berühmt machten. In allen Städten wurde er gefeiert, mehr als Homer je in seiner Glanz- und Mittagszeit; Münzen wurden nach seinem Bild geprägt und Steingestalten gemeißelt. Er wurde ein zweiter Homer. Er brachte eine neue dichterische Sprache auf: die band durch die Kraft ihres Blutes und der Anschauung Sterne an die Sternenräume, Meere an Winde, Sonnen an Berge; es war die Sprache der Wolken, der Götter und des Weltalls.
Er war eine Leuchte seiner Zeit. Die Nachzeit aber hat nichts von ihm erhalten und aufbewahrt: sein Name ist heute vergessen ...
In seinem Greisenalter ging Alexander mit seinem Enkel über die Felder seiner Heimatstadt. Es war ein schöner, heiterer Sommertag, die Sonne blitzte in den Fluren und den Olivenhainen. Greis und Knabe schlenderten über eine blühende Wiese, erfreut von

den Flügen der Vögel und dem Lied der Hirtenflöten, die aus den Schattenwäldern ertönten.
Plötzlich, am Fuß des Berges, wo ein kleiner Tempel unter Zypressen leuchtete, wurde der heute namenlose Dichter blaß und war außerstand weiterzugehn.
Der Enkel ergriff hastig die Hand seines Großvaters, ihn voll Angst fragend, was denn mit ihm sei.
Der Greis zitterte, atmete heftig und setzte sich endlich auf einen Stein am Weg. Fernhinschauenden Auges deutete er auf einen Schwarm von Faltern, die vom Berg her flügelten und spielten, und der erschreckte Enkel hörte: „Vielleicht dreißig ... dreißig Schmetterlinge! Oh, so viele Homere sind gestorben, so viele Seher ... tot!"
Der kleine Enkel verstand nicht, was die Worte bedeuten sollten. Befremdet sah er seinen Großvater an, der dem Gewimmel schmerzlich bewegt nachblickte, bis es sich über die blühende Wiese zerstreut hatte und entglitten war.
Dann, nach einer Weile der Ruhe und Sammlung, zog der Greis seinen Enkel liebevoll an sich mit den Worten: „Nicht ängstlich sein, es ist schon vorüber ..."
„Was ist vorüber?" fragte der besorgte Junge.
Und der heute vergessene Dichter sagte: „In meiner Jugend habe ich Homer gesehn, und ich sah, was kein Lebender sah: ich sah ihn sterben!"
„Du Großvater? Das war er sicherlich nicht."
„Doch, er war es. In seinem Tode sprach er die Verse Homers homerisch ..."
Der Knabe lachte: „Das kann jeder herumziehende Sänger!"
Unmutig schüttelte der alte Alexander den Kopf und sagte: „Ich habe einen Beweis."
Und er erzählte, wie er den alten Homer gesucht und gefunden hatte und in welchem Zustand. Wie er arm, blind und taub war, voller Gebrechen und Schmutz, zerlumpt und schwach, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines alten, mürrischen Hirten. Wie

er schlafen mußte in einem dumpfen Schafstall im Mist der Schafe und völlig unbewußt war seines einstigen Ruhms, der vergangenen Größe – eine taube, fruchtentkernte, verbrauchte Hülse...

„Ich war dabei, als er starb. Niemand sonst war dabei. Vor seinem Ende kamen ihm, in den Sterbensgesichten, Strophen aus der Odyssee in den Mund, die er lang vergessen hatte, und eine ganz seltsame, unirdische Sprache, die außer ihm kein Sterblicher sprechen konnte, die Sprache von den Himmelsbergen, die Sprache der Götter. Er sang in dieser gewaltigen Sprache und verlor sich endlich in rätselhaften Lauten, in langen Klageweisen, die mir das Herz zerrissen: A... a... a... E... e... e... I... i... i... O... o... o... U... u... u..., Töne, aus denen die Welt gebaut und gemauert ist. Apoll selbst sang aus ihm. Und es war das furchtbarste Erlebnis, das ich hatte: in der jämmerlichsten Gestalt den strahlendsten Gott zu erkennen. Und weil er blind war, sah er nicht, daß ich dabei stand, sonst hätte ich solche Erfahrung gewiß mit dem Tode bezahlt. Deshalb habe ich auch nie darüber gesprochen, aber heute, da ich so alt bin, fühle ich keine Angst mehr vor dem Tod und kann sagen, was ich hörte und was ich sah. Ich hörte Homer singen wie Apoll und sah ihn sterben... Nach dem letzten Hauch seines Totensangs saß ihm auf der bärtigen Lippe ein Schmetterling, mit den Flügeln fächelnd, als sauge er verzückt einen letzten Tropfen Süße. Das beschwingte Wesen war aus dem Abgrund der Kehle gestiegen und flog auf und entschwand; entweder eine Verwandlung Apolls oder sein Abgesandter, nun rückkehrend zu dem ewigen Vater, der alles singt und alles sieht und bloß kleine versprengte Teile seines Allsingens und seines Allschauens an die Menschen verteilt.

Diesen Schmetterling...

Nun sah ich ihn heute zum erstenmal wieder, sah sie heute zum erstenmal wieder, in großer Anzahl, die Seelen toter Sänger, toter Seher, toter Götterlieblinge. Hat sie Apoll zurückgeschickt, hat er seinen Klanghimmel aufgegeben, will er ihn nicht mehr

tönen hören? Und es irren nun alle die Homere umher, die gelebt haben: wortlos, klanglos, gottlos, unstet ..."

Der Junge hörte längst nicht zu, er war aufgesprungen und eilte über die gelben Wiesen. Um Bauminseln steuerte er, rauschte durch die grüne Flut des Grases, an Blumeninseln segelte er dahin mit windgebauschtem Kleid, und an einem violetten Wickengestade strandete er, einen halberlahmten Schmetterling erhaschend, der nicht mehr recht fliegen konnte, weil er schon sommeralt war.

Solche Falter hatte der Junge noch nie gesehn: weiße Schwingen, fein geschnitten, schwarze Randflecken auf den Vorderflügeln, rote, schwarzumkreiste Tropfen auf den Hinterflügeln. Die waren neu in Griechenland. Er brachte den Schmetterling seinem Großvater: „Was ist das für ein Schmetterling?"

Der Alte aber achtete nicht seines Enkels. Er schaute in seine Erinnerung und sah wieder: der Mund hatte sich weit und hohl aufgetan, als wollte er einen Schrei ausstoßen, den er nicht schrie. Aber aus der Höhle zwischen Lippe und Lippe rüttelte sich ein weißer Falter, mit schwarzgetuschten Flecken und blutroten, dunkelumringten Augen auf den Hinterflügeln: aus dem Munde des verscheidenden Homer der Apollofalter ...

Aus dem Werk „Der Lichtbogen"

*

Henning Haslund-Christensen

Die Bändigung des wilden Pferdes

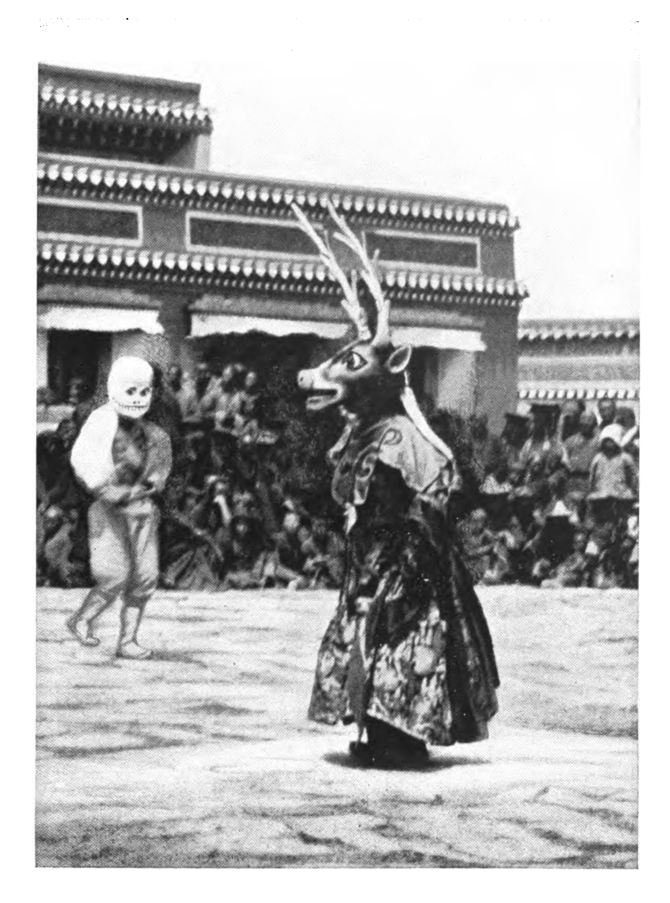
Von Dänemark wurde die Post jetzt an das Kontor der „Großen Nordischen ..." in Irkutsk gesandt, und die liebenswürdigen dänischen Telegraphisten hatten es übernommen, sie nach Khathyl weiterzuschicken. Es war eine kleine Kolonie mit einem Dutzend russischer Häuser an der Südspitze des Hubso-gol-Sees; Khathyl lag etwa 132 Kilometer von „Bulgun Tal" entfernt, also be-

deutend näher als Urga, wohin wir nicht weniger als 600 Kilometer Marsch hatten.

Bisher war nicht viel Zeit übrig geblieben, sich nach Briefen zu sehnen, auch konnten wir keinen Mann für den Ritt zur Post entbehren; als aber die Frühjahrsbestellung vorüber und alles in der Erde war und wuchs, kamen wir überein, jetzt sei es an der Zeit, Post zu holen und abzusenden. Die Pferde waren alle durch die Landarbeit angestrengt, alle außer einem, das war „Hau" (= gut). „Hau" war ein kleines, wildes Wüstenpferd, das seit unserer Ankunft auf der Farm völlige Freiheit genossen hatte. Denn es war so schwierig einzufangen und an den Wagen zu gewöhnen, daß wir es in der arbeitsreichen Zeit nicht hatten dressieren können. Wir wußten, daß es sich irgendwo in „Bulgun Tal" umhertrieb; wir hatten es öfters in der Steppe gesehen, und es war häufig auf die Farm gekommen, um mit den anderen Pferden zu trinken. Es wurde beschlossen, daß ich auf „Hau" zur Post reiten sollte.

Der Kosake Mischa, ein geübter Pferdebändiger, wurde ausgeschickt, das Pferd einzufangen, während ich selbst Sattelzeug und -taschen in Ordnung brachte. Die Kameraden machten inzwischen ihre Post an Freunde und Verwandte auf Tag und Datum fertig. Aber die Stunden gingen hin, ohne daß sich Mischa oder das Pferd einfanden, und da ich mit meinen Vorbereitungen fertig war, schickte ich Sava aus, nach dem Verbleib von Mann und Pferd zu forschen. Die Zeit verrann, keiner der Kosaken kam zurück. Spät am Nachmittag galoppierte Sava voller Staub und Wut auf einem schweißtriefenden Pferd endlich heran.

Er rief nach einem Lasso und erklärte uns, Mischa und er hätten das Pferd stundenlang gejagt, aber es wäre jetzt so wild, daß es ihnen beiden allein unmöglich wäre, es einzufangen. Zwei Europäer und fünf Mongolen machten sich jetzt mit Sava auf, um Hau einzufangen. Auf Savas Rat nahmen wir Lassos, „Urgas" und eine Stute mit, die ein neugebornes Fohlen in der Hürde



Buga, der Begleiter des Totengottes

hatte. Wir ritten zur nordöstlichen Ecke der Steppe, und da stand er, Hau, und sah prachtvoll aus, prall und muskulös. Von einer Anhöhe aus betrachtete er unser Anrücken. Langsam bildeten wir um das Pferd einen Halbkreis, der nach der Farm zu offen war, und ließen zugleich die mitgenommene Stute los. Von Mutterliebe getrieben, galoppierte sie gradeswegs auf die Farm zu. Vorsichtig näherten wir uns Hau, der mittelste Reiter pfiff durch die Zähne, während die Flügelleute mit ihren langen Peitschen knallten. Hau sah sich die gesattelten Pferde an, die von Menschen mit tückischen Lassos und Peitschen bezwungen waren, und lief der freien, ungesattelten Stute nach. Mit gebogenem Hals, spielenden Ohren und fliegender Mähne fegte er über die wogende Steppe hin. Die Sonne blinkte auf seinen blanken, gelben Flanken. Mißtrauisch vermied er Büsche und große Steine, vor einem auffliegenden Raben warf er sich in mehrere Meter weitem Sprunge jäh zur Seite und schnaubte aus den geblähten Nüstern. Er wirkte wie die Verkörperung der Freiheit selbst, die sich auf leichten, schnellen Hufen über die Flächen hin schwang. Unsere eigenen „Haustiere" vergaßen alle Müdigkeit und die Dressur und Sklaverei des Sommers, sie schlugen vergnügt aus, und bald begleitete das Galoppieren vieler Hufe das Wiehern der Pferde, das wie Silberglocken über die Steppe hinschallte. „Give me a horse, I can ride, give me a girl, I can love!". Das war Tot, der damit seiner Stimmung Luft machte. Der Galopp wurde schneller, Hüte wurden durch die Luft geschwenkt, und vom Waldsaum her hörten wir das Echo des Peitschenknallens. Der Mongole Jetom stimmte ein Lied von Dschingis Khans tapferen Kriegern an, deren befreite Geister sich von der Walstatt erhoben und, in stolze Zelter verwandelt, mit schnellen Hufen über die ewig unberührten Steppen der Mongolei hin tanzen bis in alle Ewigkeit.

Die Wildheit dieses ausgelassenen Rittes war so hinreißend, daß sie einen bisher nie gespürten Zweifel in mir aufkommen ließ, ob es recht war, hierher zu ziehen und den Pflug in diese uralte

Grasmark zu setzen, die Fülle der wilden Blumen durch aufgezwungene, kultivierte Saaten zu verdrängen, die Pferde der Steppe und die Rinder an den Hängen zu bezwingen und so der Natur die Freiheit zu nehmen und dieses freudige Wiehern zu ersticken, in dem die Steppe selbst lebendig wurde.

Wir flogen über den Boden hin, die massive Haschanda der Farm glitt auf uns zu. Die großen Tore standen weit geöffnet, und hinter ihnen Leute, um sie zuzuschlagen, sobald das wilde Pferd drinnen war. Jetzt schoß die Stute hinein, das verfolgte Pferd dicht hinter sich. Da blieb Hau jäh vor der Falle stehen, die Vorderbeine steif auf den Boden gestemmt. Er warf sich herum; im Nu übersah er die Gefahr seiner Lage. Wir umzingelten ihn, schrieen und lärmten, um ihn zu den letzten entscheidenden Schritten zu bringen. Da, mit einem Male machte er einen Satz, als ob er einem Lockruf aus der Wildnis folgte, und flog wie ein Pfeil an der Ostseite der Haschanda entlang. Sava galoppierte ihm mit wirbelndem Lasso entgegen, aber beider Schnelligkeit war groß, und keiner wollte dem andern weichen. Ein Krach ertönte aus der Staubwolke, in der sie sich trafen, und mit Pferd und Lasso und einem Strom von Scheltworten lag Sava am Boden. Hau flog weiter, von Staub umwogt, der schnell mit dem verklingenden Schall der dröhnenden Hufe in der Ferne verschwand. Wir konnten Hau auf unseren zahmen Tieren eben nicht fangen, er hatte die ganze Kraft und Schnelligkeit der Wildnis.

Am nächsten Tage aber gelang es uns, Hau in eine Falle zu locken, indem wir das leckerste Salz ausstreuten, und schließlich stand er in der innersten Hürde und schleckte, während die anderen Pferde sich in ehrerbietigem Abstand von der Übermacht hielten.

Um ihm den Sattel auflegen zu können, mußten wir ihn mit einem Kran hochziehen, die Beine mit dicken Lederriemen festbinden, das Maul knebeln und die Augen verbinden. Mehrmals schüttelte er die Fesseln ab und durchtrat die innerste Hürde; aber wir fingen ihn ein, als er beim Versuch, über das zwei Meter

hohe Geländer der äußeren Hürde zu springen, an der obersten Planke hängen blieb.

Endlich stand Hau gesattelt mit den Beinen auf der Erde. Die Vorderbeine waren zusammengebunden, er hatte eine Binde vor den Augen, und die zwei Kosaken hielten ihn zu beiden Seiten an langen Stricken am Gebiß fest. Hau zitterte am ganzen Leibe und schlug mit den Hinterbeinen aus, als ich die Satteltaschen befestigte. Jetzt stiegen die beiden Kosaken zu Pferde, sie zogen die Halteseile unter dem Schenkel durch, der Hau zugewandt war, und knoteten sie dann an ihre Kosakensättel, die hierfür einen besonderen Vorsprung hatten. Ich spazierte ein paarmal um den zitternden Hau herum. Er sah müde und mitgenommen aus von den Strapazen der zwei letzten Tage, da wurde es vielleicht nicht so schlimm. Ich zog ein Paar dicke Handschuhe an, befestigte die Peitsche am Handgelenk, stopfte ein Taschentuch zwischen die Zähne und sprang in den Sattel. Hau gab ein Grunzen von sich und versuchte, sich auf die Erde zu werfen, aber ich hielt ihn mit Hilfe der Peitsche auf den Beinen. Ein Mann kroch heran und löste den Strick, der die Vorderbeine zusammenhielt, und ich beugte mich vor und riß dem Pferde die Binde von den Augen. Hau stand immer nur da und zitterte. Die Kosaken waren fertig, und ich gab Hau einen Schlag auf das Hinterteil. Dann ging es los. Hau stieß ein Gewieher aus und machte ein paar Sprünge, die Beine steif von sich gestreckt, den Rücken gekrümmt, den Kopf tief zwischen den Vorderbeinen. Jeder Stoß war für mich wie ein Schlag auf den Kopf; ich begann schwindlig zu werden und verlor den einen Steigbügel. Da versetzte ein Kamerad dem springenden Pferd beherzt einen mächtigen Hieb über das Hinterteil, und in wildem Galopp jagte Hau über die Steppe.

Die Kosaken folgten mit ihren Gäulen Haus Bewegungen, hielten aber die ganze Zeit wider, so daß sich seine Wildheit dämpfte und schwächte. Wir rasten im tollsten Galopp über die Steppe, und als er regelmäßiger wurde, durchschnitt ich mit meinem Messer die Stricke der beiden Kosaken.

Die Uhr ist halb acht, riefen sie mir nach ...
Die Sonne sank, wir glitten durch die Dämmerung und galoppierten in die Nacht hinein. Wir ritten unter dem hellen Sternenhimmel, durch Wald und Wiese und schwammen über einen kleinen Fluß. Ich versuchte, den Galopp in Trab zu mäßigen, aber jedesmal, wenn ich die Zügel anzog, schnaubte Hau und stürmte mit neuer Kraft davon. Es war im Wald so dunkel, daß ich kaum feststellen konnte, ob ich auf dem Pfad war, der mich zum Ziele führen sollte. Ich hätte gern die Nacht über irgendwo gelagert, aber ich war mir vollständig klar darüber, daß ich nie wieder in den Sattel käme, wenn ich abstieg. An manchen Stellen verzweigte sich der Weg, und ich konnte nur hoffen, daß wir auf dem richtigen weitergaloppierten. Der frühe Morgen graute, ohne daß Hau seine Geschwindigkeit mäßigte. Dann ging die Sonne auf und warf ihre Strahlen auf das schweißgebadete, stöhnende Pferd. Auch an mir lief der Schweiß herunter, und als ich den Hut in den Nacken schob, flog er mir vom Kopf, und ich wagte nicht anzuhalten, um ihn wiederzuholen. Was aber der anstrengende Ritt nicht vermocht hatte, das richtete die Sonne aus, die am Himmel heraufkam: Haus keuchender Galopp ging mehrmals in langsameres Tempo über, und schließlich gelang es mir, den Gaul auf einem schattigen Fleck zum Stehen zu bringen, der das saftigste Grün bot. Das ermattete Pferd schwelgte in diesem Futter, ich aber getraute mich nicht, abzusitzen. Da kamen zwei Lamas vorbeigeritten, und ich rief sie an; ich fiel vor Ermattung beinahe aus dem Sattel, und das weiche Gras sah so einladend aus. Wir fingen mit der üblichen Begrüßung an, und ich erfuhr dann, daß ich auf dem richtigen Weg war und bis zur Oros Posta (russische Poststation) nur noch zwölf Werst hatte. Die Uhr war erst halb acht. Genau zwölf Stunden hatte ich also von der Farm bis hierher gebraucht. Da verging mir der Wunsch, in das saftige Grün zu sinken, vor der verlockenden Aussicht, Khathyl in einer Rekordzeit zu erreichen; eine solche Chance würde sich wohl nicht so leicht wieder bieten. Hau bekam die

Fersen in die Weichen, und wir ritten in einem gleichmäßigen, leichten Galopp weiter, der sich während der letzten Werst beim Anblick der blauen, weiten Wasser des Hubso-gol wieder belebte. Schwitzend und staubig kamen Hau und ich bei dem kleinen Blockhaus an der Südspitze des Kosso-gol an, am äußersten Vorposten der russischen Post in dieser Gegend. Ich bat den russischen Postmeister, mir einen Bogen Papier mit dem Stempel der Station, mit Datum und Stunde meiner Ankunft zu stempeln. Mit diesem Beweis, daß ich die 124 Werst in vierzehn Stunden zurückgelegt hatte, konnte ich mir jetzt Zeit nehmen.
Der Postmeister Nikolai war ein netter, junger Sibirier mit flachsblondem Haar und wasserblauen Augen. Sein Amt erforderte nicht allzuviel Arbeit, aber man beabsichtigte, Khathyl in nächster Zeit zum Zentrum eines russischen Vorstoßes für Handel und Propaganda zu machen. Khathyl sollte mit Hanga, dem Endpunkt des Karawanenweges nach Kultuk, durch Bootsverkehr über den Hubso-gol-See verbunden werden. Es war eine Menge Post für uns alle in „Bulgun Tal" da, und ich ging zum See hinunter, um meine Briefe zu lesen. Sie waren wunderbar neu, knapp sieben Wochen alt, und ich ließ Hau in dem grünen Gras am Seeufer los, während ich sie ein zweites Mal durchlas. Alle Briefe waren durch die Zensur gegangen, und ich merkte, daß mehrere fehlten, aber ich war froh über das, was ich bekommen hatte.
Bevor ich in meinen Schlafsack kroch, nahm ich mit Hau ein herrliches Bad in den Wogen des Hubso-gol.
Am nächsten Morgen kaufte ich bei einem russischen Kolonisten eine Henne und brach dann in aller Ruhe nach Hause auf. Ich ritt denselben Weg, den ich gekommen war, aber alles um mich her war mir jetzt bei Tageslicht neu.
Am Abend des zweiten Tages machte ich in einem schönen Flußtal nördlich des Passes, der nach „Bulgun Tal" führte, Halt. Die Felsen ringsum waren nicht hoch, aber von Wind und Wetter malerisch zerrissen. An einer Stelle türmte sich die stolzeste Spitze

aus weißem glänzenden Marmor aus den bröckelnden Felsen empor. Das Gras längs des Flusses leuchtete im Schein der sinkenden Sonne smaragdgrün. Am Fuß des Passes lag ein Mongolenlager mit vier schneeweißen Filzzelten. Blauer Rauch stieg einladend aus der Rauchöffnung des ersten Zeltes auf. Am Fluß wieherte eine Herde weidender Pferde. Hau wieherte sehnsüchtig zurück. Hier war es zu einladend, um weiter zu ziehen.

Aus dem Werk „Jabonah"

*

Sven Hedin

Zu Henning Haslund-Christensens Werk „Jabonah"

Jabonah! Aufbruch! ist der Befehlsruf der Karawanenführer, wenn alle Kamele beladen dastehen und die Pferde gesattelt sind, wenn die Mongolen sich auf ihre kleinen mageren Rosse schwingen und die Karawanenglocken wieder anfangen können, die tausendjährige Melodie der asiatischen Wüsten und der endlosen Wege zu singen. „Jabonah" ist das Wort, das während langer Jahre in der Mongolei und in den stillen, langsam dahinschleichenden Nächten des Krankenlagers an das Ohr des jungen Dänen klang. Für den asiatischen Pionier ist „Jabonah" ein Wort, das bis zur äußersten Grenze der Aufnahmefähigkeit mit Elektrizität geladen ist. Wenn er es über die sonnenbeschienene Steppe hallen hört, in eisig kalten Winternächten, von dem Tosen des Schneesturms oder dem Geheul der Wölfe begleitet, auf der Suche nach Weide und Wasser, beim Zusammentreffen mit gefährlichen Räuberbanden, oder wenn freundliche und gastliche Mongolenzelte in der Ferne warten – stets liegt in diesem Wort „Jabonah" eine Welt der Begeisterung, Sehnsucht und Erwartung neuer rätselhafter Abenteuer und wunderbarer Erlebnisse.
Henning Haslund macht sich am 18. März 1923 mit seinen drei Gefährten auf den Weg, um nach dem fernsten Osten zu ziehen. In 54 Tagen durchkreuzen sie mit Teekarawanen, Ochsenkarren

und Reitern die mongolischen Steppen und erreichen Bogdo Kure, Urga, wo Bogdo Geken Hutuktu, die dritte der großen Inkarnationen des Lamaismus, in seinem prachtvollen Tempelpalast residiert.

Und dann fängt diese wunderbare moderne Robinsonade an. Haslund berichtet davon mit einer Begeisterung, die ansteckt. Sie bauen solide Häuser aus sibirischem Holz, sie richten Schlafräume ein, Gasträume, Wohnräume und Vorratskammern. Sie vergrößern ihre Herden, pflügen, säen und ernten, fangen Pelzhandel an, machen höchst spannende Streifzüge bei 54 Grad Kälte, werden von Wölfen verfolgt und erleben eine ununterbrochene Reihe von wunderbaren Abenteuern. Sie kommen mit Sojoten in Berührung, hören die Sprache der Kiäktburjäten, die dem Torgutischen ähnlich ist, sie reiten durch das Sajanische Gebirge, das sich wellenförmig vom Altai abdacht, und am Lagerfeuer lauschen sie den Erzählungen von dem großen Dschingis Bogdo Khan, dessen Riesengestalt noch im Steppenland spukt. Das Ganze ist die Abenteuerkette einer echt asiatischen Odyssee, mit Leben, Farben und Geist eines nordischen Wikings erzählt.

*

Karl Scheffler

Die karolingischen Laien-Baumeister

Den Anfang bestimmt nie der einseitig begabte Fachmann, sondern ein allseitig begabter Laie, der ein Ganzes will und dessen umfassende Pläne selbst die Gefahren des Dilettantismus nicht scheuen. Erfolgreiche Revolutionen werden nicht von Berufspolitikern, von diplomatisch geschulten Staatsmännern gemacht, sondern von Außenseitern; in diesem Sinne konnte auch der Grund zu fortwirkenden Kulturen immer nur gelegt werden, wenn sich dem gelehrten Wissen und künstlerischen Können spontan vorgehende Laienkraft verband.

Am Anfang der deutschen Baukunst steht nicht ein Baumeister oder eine Bauschule, sondern ein fürstlicher Laie; ein autonom wollender Bauherr wurde im übertragenen Sinne zum Baumeister: Karl der Große. Er hat einer fälligen Entscheidung den Weg gezeigt und so mit sicherer Hand eine tausendjährige Baugeschichte eingeleitet. Wie ein vom Geist der Geschichte rechtzeitig Beauftragter steht er da; er trägt mit Recht den Beinamen des Großen, weil eine sich selbsttätig steigernde Kultur ihren Anfang nahm, als es ihm gelang, aus einem nur ethnographisch zu wertenden Stammesgemisch eine geschichtlichen Gesetzen gehorchende Nation zu machen.
Vor der Regierungszeit Karls des Großen haben die Deutschen von einer Baukunst und von anderen untrennbar damit verbundenen Kulturgütern nichts gewußt. Bis zum Ende des achten Jahrhunderts haben sie nicht architektonisch empfunden. Ihre Gottheiten lebten im Walde, es waren Nomadengötter; ihre Fürsten waren Häuptlinge noch nicht seßhaft gewordener Stämme. Jene brauchten nicht den Tempel und diese nicht den Palast. Es gab wenig mehr als eine primitive Verzierungskunst; und darin kam ein Hang zur Abstraktion, eine Abkehr vom Naturvorbild zum Ausdruck. Das Eigentümlichste sind lineare Ornamente, in denen Naturmotive bis zum Runenhaften verwandelt erscheinen. Über ein Schmücken von Waffen und Gerät gingen die Versuche kaum hinaus. Der alte Götterglaube blieb gestaltlos; skulptural wurde er nicht einmal in primitiven Götzenbildern festgehalten. Die Wohnhäuser waren aus Flechtwerk und Holz gemacht; die Fähigkeiten reichten bestenfalls bis zur Bearbeitung des Holzes, der Stein war noch ein fremdes Material. Selbst jahrhundertelange Berührungen mit der Römerwelt haben daran nichts geändert, obwohl die alte lateinische Kultur den Deutschen Beispiele reifer Baukunst vor Augen stellte. Die Bewohner Germaniens müssen den antiken Kastellen und Bädern, den fremden Trachten und Gewohnheiten mit einem dumpf ablehnenden Staunen gegenübergestanden haben. Wie Halbwilde



Reitender Jäger. Nach einer alten mongolischen Zeichnung

ihre Eroberer und Unterdrücker anstarren – ohne Ehrgeiz, ohne Nachahmungslust. Selbst die, die in Italien Kriegsdienste geleistet hatten und zurückkehrten, vergaßen eilig und wie erlöst von einer zu hohen Forderung die Kulturwunder der südlicheren Welt.
In der Folge ist die Zeit der Völkerwanderung den um ihr Dasein kämpfenden Deutschen zu einer Epoche jungen Heldentums geworden. In den Begebenheiten dieser Zeit wurzeln viele Heldensagen und Volksepen. Dennoch hat sich eine höhere Auffassung der bildenden Kunst auch jetzt nicht entwickelt. Der sogenannte Völkerwanderungsstil ist immer noch eine Verzierungskunst; er gibt sich in einem Formendialekt, der aus Fremdartigem gemischt ist, aus Motiven der Spätantike und des Orients. In den Händen ziemlich roher Kunsthandwerker ist dieses Kunstgewerbe zu Ausfuhrartikeln spekulierender Händler geworden. Die Metallarbeiten, Kerbschnitte und Schmucksachen waren von vornherein für „Barbaren" bestimmt; und sie wurden nicht besser, als sie in Deutschland nachgeahmt wurden. Das Eigentümlichste der nordischen Kunst dieser Zeit wird anschaulich in den alten skandinavischen Schiffsschnäbeln. Sie haben eine gewisse Verwandtschaft mit dem, was man von Beispielen ozeanischer Kunst in den Museen für Völkerkunde findet. Primitive Völker sind einander in ihrem künstlerischen Tun ja ähnlich verwandt, wie es die Kinder aller Zeiten und Länder in ihren Zeichnungen sind. Im ganzen muß diese Stufe immer noch als vorgeschichtlich bezeichnet werden.
Ein geschichtliches Leben und damit auch ein Erwachen zur Kunst beginnt erst mit dem Christentum. Darauf haben die Deutschen – wie alle Völker Nordeuropas – gewartet wie auf ein Stichwort; das Christentum hat ihnen den Segen der Form gebracht. Eine deutsche Baukunst konnte erst entstehen, als ein Gott verehrt wurde, der in einem Sakralgebäude wohnte; damit wurde dann aber auch gleich eine ganze Architekturbewegung ins Leben gerufen. Als das Christentum nach Deutschland kam, war es seit Jahrhunderten schon in den von Konstantin dem Großen

christianisierten West- und Oströmischen Reichen fest der Staatsidee verbunden. Es kam darum nach Deutschland schon als Staatsgedanke. Dieser Gedanke aber wirkte mit Gewalt dahin, die deutschen Stämme endlich und endgültig seßhaft zu machen, eine Zentralmacht zu gründen und damit die Vorbedingungen einer Kultur zu schaffen. Es waren zwei Seiten derselben Sache, wenn hier die Kirche und dort der Kaiser architektonisch repräsentieren wollten.

Zum zweitenmal kam die Spätantike nun zu den Deutschen. Doch kam sie jetzt als frühchristliche Kunst mit grundsätzlich gewandelten Formen. Das junge Christentum hatte die Antike ihrer reichen Sinnenfreude entkleidet, das üppige plastische Gefühl hatte sich in ein neu beseeltes Flächenleben verwandelt, der Dekorationsdrang war dem Wunsch gewichen, bedeutsam zu erzählen, das weltlich Repräsentative hatte sich umgestaltet in ein Geistliches. Aus einer Genußkunst war eine religiöse Gesinnungskunst geworden, die auf Volkstümlichkeit abzielte und auf jenen merkwürdigen Sozialismus der Seele, der im Gefolge der Evangelien einhergeht. Diese neue, von der Antike abgeleitete Kunst erteilte den Gläubigen Bilderunterricht an den Kirchenwänden. In das einst imperialistisch Großartige kam etwas populär Primitives, das sich an eine Gemeinde von niedrig Geborenen wandte und wohl geeignet war, nationale Eigenart aufzunehmen und zu verarbeiten. Der prunkvolle Säulentempel reizte nicht mehr, die riesigen Gewölbebauten der Amphitheater und Thermen entsprachen nicht länger dem Bedürfnis, die weltlich stolzen Triumphbögen wurden gar als Teufelswerk verabscheut. Statt dessen entwickelte sich puristisch ein neuer Sakralbau – zuerst nur geduldet und darum weit hinaus an die Stadtperipherie „fuori le mura“ gedrängt –, der wenig Wert auf Fassadenwirkung legte, um so inbrünstiger aber das Innere des Heiligtums ausgestaltete. Die frühchristliche Kunst war arm im Vergleich zur antiken Kunst; die mageren neuen Formen aber sprachen wieder unmittelbar, sie waren von Gefühl beseelt. Und sie wirkten um

so eindringlicher, als ein orientalischer Einschlag hinzukam, der das antik Abgeleitete in einer seltsamen Weise romantisierte.
Dieses war im wesentlichen das Material für eine deutsche Baukunst, das Karl der Große vorfand, als er daran ging, einen mitteleuropäischen Gottesstaat zu schaffen. Klar muß er die Notwendigkeit erkannt haben, die Deutschen kulturell produktiv zu machen; und ebenso klar muß es ihm gewesen sein, daß dieses bei der Lage der Dinge nur zu verwirklichen war, wenn den Deutschen auf dieser Morgenstufe ihrer Geschichte Beispiele des Möglichen und Wünschenswerten vor Augen gestellt wurden, wenn sie gewissermaßen zu einem Eklektizismus verführt wurden, der sie erst einmal mit dem Material, mit den Formen und mit dem Sinn der Kunst bekannt machen mußte. Es galt vor allem über die Grenze hinwegzukommen, die den Barbaren vom Kulturmenschen scheidet, die stets und überall Volkskunde von Geschichte trennt. Karl selbst hat offenbar ein ihm angeborenes starkes Kunstgefühl in Italien erzogen – nicht zuletzt in Ravenna, wo sich das Frühchristliche im unmittelbaren Kontakt mit dem Orient reich und eigentümlich entfaltet hat. Er war ein Cäsarengeist, der realistisch dachte und der das Kaisertum auf nordischer und christlicher Grundlage neu gründen wollte. Um ihn richtig zu sehen, muß man seine Gestalt entidealisieren, das heißt, man muß ihr das Sagenhafte nehmen und den lang wallenden Legendenbart, für den die Deutschen nun einmal eine Schwäche haben. Er gewinnt dabei. Ein höchst lebendiger Mensch kommt zum Vorschein, stark in seinen Begierden und noch wie von barbarischer Wildheit erfüllt, aber auch schon von feiner Sitte, heiter und geistvoll, würdig des Beinamens „David", den seine Tischgenossen ihm verliehen hatten, ein starker, schöner Mann, der Musik, Dichtung, Kunst, schöne Form und edle Bildung um so mehr liebte, als er sich alles autodidaktisch hatte erwerben müssen, ein „aufgeklärter Despot", weil er der freieste Geist seines großen Reiches war, ein guter Freund und ein schlimmer Feind, eine Persönlichkeit, die eine Synthese in sich trug und darum kühn sein konnte, ein Mensch

mit der Naivität eines Künstlers. Als er, dem politisches und künstlerisches Denken eines war, unbekümmert aus Orient und Okzident nahm, was das neue Reich brauchte, kam er einem Wesenszug der Deutschen entgegen, der in der Folge ihrer ganzen Geschichte das Gepräge gegeben hat: es ist ein Dualismus, ein Kampf zweier Seelen, der darin besteht, daß gleich heftig das ganz Eigene und das Fremde und Ferne gewollt wird; es ist ein inneres Verlangen, sich durch einen Anstoß von außen und durch eine Sehnsucht in die Ferne in Bewegung setzen zu lassen. Das Talent des Deutschen in allem Künstlerischen – und darüber hinaus – hat nicht eigentlich Initiative; es ist mehr rezeptiv als spontan. Die Deutschen sind nicht so sehr Aufspürer als vielmehr Vertiefer; sie können lichterloh brennen, aber erst wenn ein fremdes Streichholz gezündet hat. Dann freilich übertreffen sie nicht selten den Anreger. Die Deutschen sind, um ein Wort Schillers zu brauchen, ein langsames Volk. Darum war das Verfahren Karls, die Deutschen zur Kunst zu erziehen, indem er die nachkonstantinische frühchristliche Kunst aus Norditalien an den Rhein brachte, psychologisch richtig. Sein Verfahren ist eine Renaissance genannt worden, doch läßt es sich besser als Eklektizismus bezeichnen. Eklektizismus ist keineswegs immer ein Zeichen von Erschöpfung, es kann auch ein Anfang sein. Und hier war es ein Anfang. Der Kaiser bildete in seinem zu großen Teilen noch heidnischen Reich eine Akademie – eine einzige –, deren Leiter und Inspirator er war. Es war ein Klostergedanke darin, sie hatte etwas von einer Tafelrunde, und es waren auch Elemente der hellenistischen Akademie darin enthalten. Karl versammelte die Begabtesten, Gebildetsten und Freiesten seiner Zeit und seines Reiches zur gegenseitigen Befruchtung. Gleiche Ursachen erzeugen ähnliche Wirkungen; darum läßt diese karolingische Akademie, die zur Keimzelle wurde, an jene deutschen Akademieen denken, die nach dem Dreißigjährigen Krieg gegründet wurden, als Deutschland leer war an Künstlern, Handwerkern und Gelehrten, als das fremde Vorbild wieder einmal zur Belebung und

Erziehung herbeigezogen werden mußte und der Import ausländischer Beispiele zu einer Lebensfrage wurde. Es ist bezeichnend, daß damals, in der Barockzeit, unter den Baumeistern die Gestalt des „Kavalierarchitekten" typisch geworden ist; das war eine Persönlichkeit, die ein gebildeter und begabter Fachmann, ein Techniker, Festungsingenieur, Hofmann, Politiker und Staatsmann in einem war, sowohl dienstlich wie freundschaftlich seinem Fürsten fest verbunden. Von diesen Kavalierarchitekten findet man einige Züge wieder in den Persönlichkeiten der Umgebung Karls des Großen. Man mag entfernt an die Tafelrunde des jungen Friedrich in Rheinsberg und Sanssouci denken; was dort die französische Sprache, das war hier die lateinische. Das Endziel war in beiden Fällen die Aufzucht deutscher Kultur. Wie Karl der Große im Kreise seiner ihm befreundeten Mitarbeiter über Fragen des Kirchenregiments beriet, wie er dort politische Fragen behandelte, Probleme der Geschichtsschreibung und der Sprache oder der Wirtschaft, des Handwerks und der Landwirtschaft, so stellte er auch die Fragen der Musik und der Kunst zur Diskussion. In seiner Akademie war jeder Geistliche ein Staatsmann, und Staatsmänner wurden in vielen Fällen zu Laienäbten ernannt; wer im kleineren oder größeren Kreis regierte, wurde auch zum Geschichtsschreiber der Zeitbegebenheiten, der Gelehrte blieb nicht in der Stube, sondern betätigte sich praktisch an Staatsaufgaben. Alle aber wurden zu Bauherren; und diese Bauherren, in Italien gebildet, beherrschten die Materie so gut, daß sie ihre eigenen Baumeister sein konnten. Von der Hofakademie aus ging dieser fruchtbare synthetische Geist auf die Klöster über, auf die Bischofsitze und die Grafen. Alle diese Männer, die Abteien leiteten, den Kaiser politisch berieten, Heldensagen sammelten, Musik trieben, Schulen einrichteten, das Handwerk zur Leistungsfähigkeit erzogen, ein neues Recht schufen und leidenschaftlich mit dem Bau von Kirchen und Pfalzen beschäftigt waren, sind als Laien anzusprechen. Es gab noch nicht den spezialisierten Fachmann. Alle glichen mehr oder

weniger jenem Einhard, der in einer Klosterschule erzogen worden war, der dann in Fulda Abt wurde, der mit besonderem technischen Talent viele Bauten leitete, der den Kaiser in politischen Fragen beriet, eine Lebensgeschichte des kaiserlichen Freundes schrieb und Oberaufseher der Kunstwerkstätten in Aachen war. Die Männer waren so, wie der geschichtliche Augenblick sie brauchte: ihre Aufgabe bestand darin, eine Brücke zu schlagen und deutsche Volkskraft durch die Berührung mit lateinischer Kultur zur Entwicklung zu bringen. Es gibt Stimmen, die erklären, dieser geschichtliche Vorgang sei für die Deutschen ein Unglück gewesen. Sie haben unrecht: mit innerer Notwendigkeit hat sich vielmehr ein Schicksal erfüllt. Karl der Große hat die Deutschen gezwungen, sich auf sich selbst zu besinnen, als er die erste große Auseinandersetzung mit der antiken Kultur erzwang, als er das Christentum ausbreitete, Kirchen und Paläste zwischen Metz und Aachen baute, das Klosterwesen entwickelte und die Klöster zu Schulen für Religion, Kunst, Wissenschaft, Handwerk, Gewerbe und Landwirtschaft machte. Der Kaiser hat alles in Bewegung gesetzt, als er das Heilige mit dem Profanen fest verband und in seinem Reiche der erste große Laien-Baumeister wurde.

*

Georg Trakl: Drei Gedichte

Frauensegen

Schreitest unter deinen Fraun,
Und du lächelst oft beklommen:
Sind so bange Tage kommen.
Weiß verblüht der Mohn am Zaun.

Wie dein Leib so schön geschwellt
Golden reift der Wein am Hügel.
Ferne glänzt des Weihers Spiegel,
Und die Sense klirrt im Feld.

In den Büschen rollt der Tau,
Rot die Blätter niederfließen.
Seine liebe Frau zu grüßen,
Naht ein Mohr dir braun und rauh.

Geistliches Lied

Zeichen, seltne Stickerein
Malt ein flatternd Blumenbeet.
Gottes blauer Odem weht
In den Gartensaal herein,
Heiter ein.
Ragt ein Kreuz im wilden Wein.

Hör im Dorf sich viele freun,
Gärtner an der Mauer mäht,
Leise eine Orgel geht,
Mischet Klang und goldenen Schein,
Klang und Schein.
Liebe segnet Brot und Wein.

Mädchen kommen auch herein,
Und der Hahn zum letzten kräht.
Sacht ein morsches Gitter geht,
Und in Rosen Kranz und Reihn,
Rosenreihn,
Ruht Maria weiß und fein.

Bettler dort am alten Stein
Scheint verstorben im Gebet,
Sanft ein Hirt vom Hügel geht,
Und ein Engel singt im Hain,
Nah im Hain,
Kinder in den Schlaf hinein.

Im Frühling

Leise sank von dunklen Schritten der Schnee,
Im Schatten des Baums
Heben die rosigen Lider Liebende.

Immer folgt den dunklen Rufen der Schiffer
Stern und Nacht;
Und die Ruder schlagen leise im Takt.

Balde an verfallener Mauer blühen
Die Veilchen,
Ergrünt so stille die Schläfe des Einsamen.

*

Rüdiger von Bechelaren

Unterdes sie stritten, kam Herr Rüdiger von Bechelaren zu Hofe und sah das große Leid auf beiden Seiten. „O weh mir!" sprach der treue Recke, „daß ich diesen Jammer erleben mußte. Wie gern ich Frieden schüfe; der König tut es nicht, so sehr quält ihn das Unglück seiner Freunde." Rüdiger sandte zu Dietrich, ob sie es noch einmal bei den Königen versuchen sollten; aber der Berner ließ ihm antworten: „Wem möchte das gelingen? König Etzel will sich nicht versöhnen lassen."
Ein Heunenrecke sah Rüdiger stehen und weinen; er sprach zur Königin: „Seht Ihr, wie dieser steht, der in Etzels Lande die größte Macht an Burgen und Mannen hat? Noch schlug er in diesen Stürmen keinen Schlag. Mich dünkt, daß ihn wenig kümmert, was hier geschieht, und doch sagt man von ihm, er sei kühner als sonst einer." Traurigen Herzens hörte der adelige Rüdiger des Heunen Rede und dachte: Das sollst du mir büßen! Du schiltst mich feig und hast dein Sprüchlein allzu laut gesagt vor der Königin. Er ballte die Faust und schlug den Heunen, daß er

ihm wie tot zu Füßen fiel. „Fahr hin! du feiger Schuft," sprach Rüdiger, „mir ists bitter genug, daß ich nicht mitkämpfen kann. Wes zeihst du mich? Alles, was ich könnte, möchte ich ihnen tun, hätt ich nicht selbst, als ihr Geleiter, sie ins Land geführt."
Da sprach König Etzel zu dem Markgrafen: „Wie habt Ihr uns geholfen, adeliger Rüdiger? Der Toten haben wir genug, Ihr solltet sie nicht mehren." Antwortete der Markgraf: „Er trat mir aufs Herz und zieh mich alles dessen, was ich von Euch empfing; das ist dem Lügner nun vergolten." Auch die Königin hatte gesehen, was geschah; mit nassen Augen klagte sie: „Wie verdienten wir, daß Ihr mein und des Königs Leid mehrt? Wohl gelobtet Ihr uns, alles, Ehr und Leben, für uns zu wagen. Ich mahne Euch der Dienste, die Ihr mir geschworen habt, als Ihr mir zu Etzel rietet: daß Ihr mir dienen wolltet bis in den Tod."
„Ich leugne nicht, daß ich Euch schwur, adelige Frau," sprach Rüdiger, „Ehr und Leben für Euch zu wagen. Daß ich die Seele verlöre, das schwur ich Euch nicht. Ich war es doch, der die Fürsten zu Euerm Hoffest führte."
Sie sprach: „Nun gedenke der Treue, die du mir geschworen hast! Der festen Eide, daß du all mein Leid rächen wolltest!" Da sprach der Markgraf: „Ich hab Euch selten etwas versagt." Nun begann auch König Etzel zu flehen; er und Kriemhild warfen sich Rüdiger zu Füßen. Traurig sprach der Treue: „O weh mir Gottes Armen! All meiner Ehren, meiner Treu und Ritterschaft muß ich entsagen. Wollte mein Tod doch alles wenden! Laß ich eines und tu das andere, so hab ich feig und übel getan. Laß ich beides, so fluchen mir alle."
Der König und sein Weib ruhten nicht zu bitten; immer noch hätte Rüdiger ihnen den Kampf gern abgeschlagen, denn er sah wohl, welchen Schaden für die Freunde und sich selbst er stiften würde. Also sprach er zu dem König: „Herre, nehmt alles wieder, was ich von Euch habe, Land und Burgen, und laßt mich auf meinen Füßen ins Elend gehen!" Da sprach der König: „Wer hülfe mir dann? Ich will dir noch mehr Land und Burgen

geben, du sollst ein gewaltiger König werden neben mir; nur räche mich an meinen Feinden!" Rüdiger sprach: „Wie soll ichs enden? Ich lud sie in mein Haus, ich bot ihnen Trank und Speise, und nun soll ich zu ihrem Tod helfen! Mögen die Heunen mich feige schelten, so hab ich doch dem König nie einen Dienst versagt. Wie reut mich nun die Freundschaft mit ihnen! Jung Giselher gab ich meine Tochter; wem hätte ich sie besser geben können, denn an Ritterschaft und Ehre ist keiner reicher als er."

Da sprach Kriemhild: „Vieledler Rüdiger, laß dich mein und des Königs Schmerz erbarmen! Gedenke, daß nie ein Wirt üblere Gäste empfing!" Da sprach der Markgraf: „Heute muß Rüdiger mit dem Leben zahlen, was Ihr und sein Herr ihm Gutes taten. Heute müssen mein Land und Burgen ihren Herrn verlieren. Drum befehl ich Weib und Kind und alle, die ich heimatlos in Bechelaren lasse, Eurer Gnade." „Das lohn dir Gott! Herr Rüdiger", sprach der König; er und Kriemhild waren beide froh. „Die Deinen sollen uns befohlen sein; doch trau ich meinem Glück, daß du gesund aus dem Streit kehrst." Da sprach der Markgraf Rüdiger: „Ich muß Euch leisten, was ich gelobte. O weh meiner Freunde! wider die ich ungern streite." Traurig ging er von dem König und kam zu seinen Recken; er sprach: „Ihr sollt euch waffnen, all meine Mann! Zu meinem großen Leid muß ich wider die Burgonden streiten."

Sie riefen nach Helm und Rand. Mit zwölf über fünfhundert Recken waffneten sie sich: bald sah man sie unter Helmen, sie trugen die lichten Schilde und die scharfen Schwerter. Als der Fiedler das sah, erschrak er in großem Leide. Auch der junge Giselher sah seinen Schwäher kommen mit gebundenem Helm; wie mochte er anders denken, als daß es Gutes künde! So sprach er fröhlichen Muts: „Wohl mir der Freunde! die wir auf der Fahrt gewannen. Nun kommt uns zugute, daß ich ein Weib gewann!" „Ich weiß nicht, was Ihr hofft," sprach der Spielmann, „wo sahet Ihr jemals Helden mit gebundenen

Helmen zu einer Sühne schreiten, das Schwert in der Hand? Rüdiger will Land und Burgen, die ihm Etzel gab, an uns verdienen."
Rüdiger war derweil vor das Haus gekommen; er setzte den guten Schild vor den Fuß; Gruß und Frieden mußte er seinen Freunden versagen. Er rief in den Saal: „Ihr kühnen Nibelunge, nun wehrt euch, was ihr könnt! Ich sollte euch schirmen, nun will ich euch schaden; bis jetzt waren wir Freunde, nun will ich meiner Treue ledig sein."
Wie erschraken da die Nothaften! Sie sollten streiten mit dem, der ihnen teuer war. Hatten sie von ihren Feinden nicht genug Trübsal erduldet? „Nun wolle Gott, daß Ihr Euch gnädig gegen uns erzeigtet!" rief der König Gunther. „Gedenkt der großen Treue, die wir zu Euch tragen!" „Ich kanns nicht wenden," sprach der Markgraf, „ich muß mit euch streiten, wie ichs geschworen habe. Drum wehrt euch! ihr kühnen Helden, so lieb euch das Leben ist. König Etzels Weib wollte mirs nicht erlassen." „Ihr widersagt uns gar spät," sprach der König; „möge Gott Euch vergelten, was Ihr uns Gutes erwiesen habt. Gedenkt, daß Ihr es wart, der uns in Etzels Land führte!" „Wie wohl gönnte ich euch die Heimkehr," antwortete Rüdiger; „dürfte ich euch noch länger dienen und euch noch reichere Gabe bieten, wenn keiner mich darob schelten könnte!" „Laßt ab von uns, adeliger Rüdiger," sprach Gernot; „niemals geschah elenden Gästen mehr Liebe, als Ihr an uns tatet. Das wollen wir Euch immer danken, wenn wir am Leben bleiben." „Wollte Gott, daß ihr am Rheine wärt, und ich läge hier in Ehren tot!" sprach Rüdiger. „Mich würde Euer Tod gar reuen", sprach Gernot. „Hier trag ich das Schwert, guter Held, das Ihr mir gabt. Nie versagte es mir in dieser Not, und mancher starb von seiner Schärfe; lauter ist es und fest, herrlich und gut. Aber wenn Ihr nicht abstehen wollt von uns, und schlügt Ihr mir einen der Freunde, die ich noch habe, ich nähme Euch das Leben mit Eurem eignen Schwert. Leid wärs mir um Euch und um Euer schönes Weib." „Wollte

Gott, Herr Gernot, daß alles nach Eurem Willen geschähe und Ihr, samt Euren Freunden, gesund bliebet! Weib und Tochter wollte ich Eurer Treue befehlen."

Da sprach Herr Giselher, der schönen Ute Kind: „Warum tut Ihr das? Herr Rüdiger. Alle, die mit uns kamen, sind Euch gut. Ihr handelt übel, wolltet Ihr Eure schöne Tochter so früh zur Witwe machen." „Gedenkt Eurer Treue! vieledler König, und wenn Euch Gott gesund von hinnen sendet, so laßt die Jungfrau mein Tun nicht büßen." „Das tät ich gern," sprach Jung Giselher, „aber wenn einer von meinen Freunden, die noch leben, von Euch stürbe, so müßte die Freundschaft zu Euch und Eurer Tochter ein Ende haben."

Sie hoben die Schilde und drängten hinauf zu Kriemhilds Saal. Da rief Hagen laut die Stiege hinab: „Wartet eine Weil! vieledler Rüdiger, wir wollen mehr reden. Mich und meine Herren zwang die Not. Was kann unser Tod König Etzel helfen? Auch steh ich in großer Sorge: den Schild, den Frau Gotelind mir gab, haben die Heunen mir vor der Hand zerhauen. Dürfte ich den Schild führen, den du vor Händen hast, vieledler Rüdiger, ich brauchte im Sturme keiner Halsberge."

„Gern hülf ich dir mit dem Schilde," sprach der Recke, „wagte ich es vor Kriemhild zu tun. – Doch, nimm ihn hin! Hagen, und trag ihn an der Hand. Möchtest du ihn heimführen an den Rhein!"

Viele Augen wurden naß, als er ihm den Schild so willig ließ; es war Rüdigers letzte Gabe, die er einem Recken bot. Wie grimmig und hart Hagen auch war: die Gabe rührte ihn, die der gute Held ihm bot vor seiner letzten Stunde. „Den Schild lohn Euch Gott! adeliger Rüdiger. Wie du hat noch kein Degen elenden Recken gegeben. Daß Ihr mit uns streiten müßt, das sei Gott geklagt; doch was immer diese hohen Recken an dir tun: meine Hand wird dich im Streite nicht berühren, und erschlügst du die Burgonden alle." Mit Dank neigte der gute Rüdiger sich da vor Hagen; alle weinten, daß niemand dieses große Herzeleid

abwenden könnte. Da sprach der Spielmann Volker: „Weil mein Geselle Hagen Euch Frieden bot, sollt Ihr auch von mir festen Frieden haben. Das habt Ihr verdient, als wir in dieses Land kamen."

Rüdiger hob den Schild, der Streitzorn ertobte in seiner Brust, ritterlich lief er zu den Gästen und schlug manchen raschen Schlag. Volker und Hagen wichen zurück, aber Rüdiger fand noch so manchen Kühnen vor dem Saal, daß er den Streit mit Sorgen begann. Aus mordlichem Willen ließen Gunther und Gernot die Stürmenden in den Saal. Giselher hielt sich auch zurück, den Markgrafen zu meiden.

Hinter ihrem Herrn sprangen die Mannen kühnlich an die Feinde, von den scharfen Waffen in ihren Händen barsten viel Helme und mancher gute Schild. Auch die müden Burgonden schlugen manchen harten Schlag durch lichte Ringe und standen herrlich im Sturme. Als die Mannen von Bechelaren im Saale waren, sprangen Hagen und Volker zu, sie gaben niemand Frieden als dem einen, von ihren Händen floß das Blut durch die Helme. Die Schildspangen brachen von grimmen Schlägen, die edlen Steine fielen in das Blut: so grimmig hatten sie noch nicht gestritten.

Der Vogt von Bechelaren schritt im Sturme hin und wider; wohl wies er an diesem Tag, daß er ein Recke war, der schwerlich seinesgleichen hat. Viel der Burgonden starben von seiner Hand. Das sah ein Burgonde, und großer Zorn sprang ihn an: der starke Gernot wars, der rief den Helden an: „Ihr wollt mir der Meinen keinen leben lassen, vieledler Rüdiger, das schmerzt mich so bitterlich, daß ichs nicht länger sehen kann. Drum muß Eure Gabe Euch jetzt zu Schaden kommen. Wendet Euch her! Ich will sie an Euch verdienen, wie ich kann."

Lichte Ringe mußten rot werden, eh die zwei Streitkühnen zueinander kamen. Jeder schirmte sich mit dem Schilde vor des andern scharfem Schwert. Da schlug Rüdiger Gernot durch den

steinharten Helm, aber rasch vergalt der ihm den Schlag: Rüdigers Gabe schwang er hoch in der Hand und gab ihm die Todeswunde. So fielen Rüdiger und Gernot in einem Sturme, einer von des andern Hand.

Als Hagen den großen Schaden sah, ergrimmte er erst recht; er rief: „Ihrer beider Tod frommt uns übel, keiner kann uns den Schaden vergüten; drum müssen Rüdigers Mannen uns Elenden zu Pfande werden." „O weh meines Bruders!" sprach der König Gunther, „das Unglück sucht uns heim, auch des adeligen Rüdiger Tod wird mich immer reuen. Wir leiden Schmerz und Schaden auf beiden Seiten." Als Giselher seinen Schwäher tot sah, da mußten, die noch drinnen waren, große Not von ihm leiden: grimmig suchte der Tod sein Gesinde, und keiner von Bechelaren blieb am Leben.

Gunther und Giselher, Hagen und Volker gingen zu den zwei Toten; da hörte man die starken Helden klagen und weinen. „Der Tod beraubt uns schmerzlich", sprach Jung Giselher. „Doch laßt euer Weinen und tretet hinaus, daß der Wind uns Sturmmüden die Ringe kühle. Noch lange zu leben, ist uns nicht vergönnt."

Wieder ruhten die Recken: den sah man sitzen, den andern lehnen. Rüdigers Helden lagen alle tot. Das Tosen schwieg, die Stille war so groß, daß Etzel zu sorgen begann. „O weh!" sprach die Königin, „Rüdigers Treue ist nicht so fest, daß unsere Feinde sie mit dem Leben zahlen müßten. Er will sie wohl heimbringen ins Burgondenland. Was half uns, König Etzel, daß wir alles mit ihm geteilt haben? Der Held, der uns rächen sollte, hat uns übel getan; er will Frieden stiften."

Der Königin antwortete der kühne Volker: „Es ist nicht so, wie Ihr sagtet, adelige Königin; dürfte ich Euch Lügen schelten, vieledle Frau, müßt ich sagen, Ihr hättet auf Rüdiger gelogen: er und die Seinen alle sind um die Sühne betrogen. Willig tat er, was der König Etzel ihm gebot; nun liegt er hier erschlagen.

Schaut Euch um! Herrin Kriemhild, wem Ihr noch gebieten wollt! Rüdiger diente Euch bis an sein Ende; wollt Ihrs nicht glauben, so wird mans Euch sehen lassen."
Das geschah zu ihrem großen Herzeleid: sie hoben den toten Helden, daß der König ihn sah; nie geschah Etzels Degen so grimmes Leid. Wer möchte sagen, wie weh ihnen war, als sie den Markgrafen tot sahen! Etzels Jammer war so groß, daß seine Klage erscholl gleich eines Löwen Stimme; auch sein Weib jammerte in herztiefem Weh über des guten Rüdiger Tod.

*

Das Kind unter den Wölfen

Berchtung wurde heimlich zu dem König gerufen; der sprach mit Jammern zu ihm: „Du sollst mein junges Kind töten, so heimlich, daß niemand es erfährt." Da sprach der Getreue: „Davor behüt mich Gott! Ich will an seinem Tod nicht schuldig werden." Sprach der König: „Gedenk, daß du mein treuester Diener bist! Widerstehst du aber meiner Bitte, so muß unsere Treue ein Ende haben. Du hast auf Lilienprote ein schönes Weib und sechzehn schöne Söhne, die heiß ich alle an deine Zinnen henken, dich aber allererst." Da dachte der Getreue: Er ist bösen Muts. Tu ich seinen Willen nicht, so tut er wohl, was er droht. Also sprach er zu dem König: „Willst du mirs nicht erlassen, so muß ich das Kind wohl töten." Wie gern wäre Berchtung da anderswo gewesen!
Der König sprach: „Wache in dieser Nacht und gebiete dem Torwart, daß er dich hinauslasse und schweige. Ich will keinen Kämmerer vor der Kemenate wachen lassen. Schläft dann die Königin, so geb ich dir das Kind."
Zur Nacht redete der König mit der Mutter und sprach im Zorn: „Wessen ist das Kind? Ist es des Teufels?" „Nein," sprach sie, „es ist dein!" Er sprach: „Ich will ihm kein Erbe

teilen, nicht Land noch Burg." Da zürnte sie und sprach: „Ich hoff, er wird wohl so stark, daß er ein Königreich und eine Königin erstreitet." Da sprach der König: „Getraust du ihm solches Glück, so mag er seinen Brüdern das Erbe lassen; denn an einem Königreich hat er wohl genug. Darum schwör ich dir auf Treue, daß er meines Erbes kein Haar erhalten soll." Damit kehrte er sich von ihr, und sie schlief ein. Da schlich er zu der Tür und raunte hinaus: „Berchtung, bist du da? Und schlafen alle in der Burg?" „Herre," sprach der Getreue, „es wacht niemand."

Der König ging zu dem Bette, er nahm das schlafende Kind verstohlen aus der Decke, ging leise hinaus und gab es Berchtung. Der schlug es in seinen Mantel, kam zum Torwart und sprach: „Verrätst du mich, so schlag ich dir das Haupt ab und stürz dich in den Graben." Dann saß er auf sein Roß, nahm das Kind in den Schoß und ritt hinab.

An der Burgleite erwachte das Kind, es begann zu weinen und sagte: „Mutter, decke mich!" Sprach der Alte in seinem Gram: „Was kümmert mich, daß dich friert!" Als die lichte Sonne aufging, ritt er einsam durch den Wald; denn er mied Steg und Straße. Im hellen Morgen vergaß das Kind der Kälte, es spielte mit den Ringen seiner Brünne und fragte: „Was ist das?" Da griff der Jammer dem Alten ans Herz; er blickte das lachende Kind an und dachte: Töte ich dich, so werd ich nimmer froh. Mein Herz ist so traurig, als ob ich mit dir sterben sollte.

Er ritt aus der Heide in eine Wildnis, in die nie ein Mensch kam. Hier zog er sein Schwert und wollte das Gebot seines Herrn erfüllen. Als er das nackte Schwert sah, verzagte ihm das Herz: seine Hand wollte töten, sein Herz erlaubte es nicht. Er sprach bei sich selbst: „Wie geschieht mir? Hunderte sah ich sterben von meiner Hand; nun bin ich schwach und blöd, daß ich dich nicht töten kann." Er war zornig und führte das Kind an einen Teich, auf dem Seerosen schwammen; er dachte, es solle nach den Blumen greifen und sich selbst ertränken.



Albrecht Dürer: Madonna am Baume. Kupferstich

Der Teich lag in einer grünen Wiese: da stieg er vom Roß und setzte das Kind ans Wasser. Das Kind sah nicht nach den Rosen, es lief von dem Wasser über den Anger, da spielte es im Grase und wußte nicht, daß es allein war. Berchtung führte sein Roß in den Wald und barg sich hinter dem Laub, da wollte er warten, was geschähe. Das Kind spielte unverdrossen bis an den Abend, als empfände es nicht Hunger noch Durst.

Als der lichte Mond durch die Wolken brach, kamen des Waldes Tiere, die des Trunkes nicht entbehren mögen, zu dem Wasser: wilde Bären und Schweine, unter denen saß das Kind. Da kam eine Schar grimmer Wölfe gelaufen, die jagte der scharfe Hunger. Sie witterten das Kind und schnupperten um es her, sie sperrten ihre Rachen weit, aber keiner rührte es an.

Voll Staunen schlich Berchtung heran, er sah das Wunder: die Augen der Untiere brannten wie Kerzen. Das Kind wußte von keiner Furcht; es ging zu jedem und griff ihm mit der Hand nach den lichten Augen. Das vertrugen sie ihm und ließen es unter sich spielen, bis der Tag begann; und wenn einer ihm wehrte, den schlug es, daß er lag.

Des Wunders lachte Berchtung fröhlich und sprach: „Daß ich dich nicht tötete, das geschah dir aus des Waltenden Güte! Wie solltest du des Teufels Kind sein! Weil die grimmen Wölfe dir Frieden geben mußten, so laß auch ich dich leben." Als der lichte Morgen auf der Heide lag, liefen die Wölfe hin, und Berchtung sprach: „Ich will dein Leben retten; Weib und Kind wag ich für dich." Er nahm es von der Erde auf den Arm, küßte es an den Mund: „Ich weiß wohl," sprach der Getreue, „dieses Zeichen kommt von guten Dingen: du magst wohl ein mächtiger König werden. Und weil du unter den Wölfen dein Leben behieltest, sollst du fortan Wolfdietrich heißen."

Er trug das Kind zum Rosse; in Sorgen um seines Herrn Zorn ritt er zu einem Waldhüter, dessen Häuslein im Walde lag, darin er oft mit seinen Jägern genächtet hatte. Zu dem sprach er: „Gutmann, wo ist dein Weib?" Freundlich grüßte der

Arme den Herrn, der sprach: „Nun will ich euer beider Treu versuchen: zieht dieses schöne Kind, und wenn euch die Leute fragen, wo ihrs gewonnen hättet, so sagt, es sei euer eigen Kind. Teilt das Beste mit ihm, was ihr habt; das will ich euch lohnen. Das Haus sei dein, und was du aus dem Walde brauchst, dazu." Da nahmen sie das Kind, und Berchtung ritt heim.

Aus den „Deutschen Heldensagen"

*

Hans Carossa

Dichter und Arzt

Als ich mich, vierundzwanzig Jahre alt, in der herrlich gelegenen Halbinselstadt Passau niederließ, um Kranke zu behandeln, da geschah es mit Vorbehalten. Ich gedachte, das Heilgeschäft nur so nebenher zu betreiben, im Hauptamt aber den Beruf des Dichters zu erfüllen. Wie sich das durchführen ließe, davon hatte ich keine deutliche Vorstellung; nur über eines war ich mir im klaren: jedermann sollte das Werk, niemand aber den Urheber kennen lernen. Wie sehr hatte ich bei solchen Absichten die eigene Natur, wie vollkommen die magischen Anziehungskräfte des Leidens verkannt! Zunächst ereilte mich das Geschick aller Ärzte, die an einem Ort zu kurieren beginnen; es waren gerade die schweren, die von anderen aufgegebenen Fälle, die mein Wartezimmer besetzten. Viele nahmen an, ich käme, mit neuen unfehlbaren Methoden ausgestattet, von der Universität und erwarteten das Unmögliche; andere hatten meinen Vater als tüchtigen Arzt kennen gelernt und hielten den Sohn für den Erben seiner Erfahrung. Diese zweite Art Patienten machte mirs am wenigsten schwer; ihr genügte ich schon, wenn ich die weißen Pilokarpintabletten verschrieb, deren Verpackung den väterlichen Namenszug aufwies.

Es fügte sich, daß eine meiner ersten Schutzbefohlenen ein sehr

schönes Mädchen war, eine junge Goldstickerin, die am Unteren Sand mit ihrer tauben und fast blinden Mutter drei Zimmer bewohnte. Wenn ich sage „ein sehr schönes Mädchen", so denke ich dabei nur an das Antlitz, das bis zum letzten Tage dem Verfall widerstand, indessen der übrige Leib unaufhaltsam verging. Straße und Haus waren wie aus einem Landstädtchen Umbriens herübergenommen; unten, in einem winzigen offenen Laden, saß tagaus, tagein ein alter kleiner Schuster, um den sich die Kinder sammelten; denn er sang unaufhörlich „Schnaderhüpfeln", während er Holzstifte in seine Ledersohlen hineintrieb. Von dem feuchten grabelnden Flur führte eine Stiege, die eigentlich eine Leiter war, zu Marias Krankenstübchen hinauf. Zuckerhutschnüre, mit Haken an der Mauer befestigt, stellten das Geländer vor. Großartig aber war der Fensterblick über den stark strömenden graugrünen Inn auf die hochgelegene Mariahilfkirche hinüber, deren tibetanisch geschwungene Turmkuppeln jenes einzige Stadt- und Landschaftsbild so mächtig ergänzen. Aus Gesicht und Wesen des Mädchens aber sprachen mich romanische und altbayerische Ahnengeister mit vollem Einklang an, und die Schauer des nahen Endes, welche die Gestalt umwitterten, gaben ihrer Zutraulichkeit einen unersetzlichen Wert. Eigentlich war sie schon aller ärztlichen Behandlung überdrüssig geworden, und ihr Taufpate handelte gegen ihren Wunsch, als er mich zu ihr brachte; doch zeigte sie keinen Unwillen wegen des Überfalls und benahm sich durchaus freundlich; immerhin unterzog sie mich zunächst einer kleinen Prüfung. Als ich nämlich ihr Herz untersuchte, hörte ichs nicht schlagen; auch fehlten die rhythmischen Erschütterungen der linken Rippenwand. Erst bei schärferem Horchen kamen aus einiger Entfernung leise Töne. – „Wo haben Sie denn Ihr Herz hinversteckt?" sagte ich; sie aber lachte: „Jetzt weiß ich wenigstens, daß Sie auch hören, wenn Sie horchen. Ihr Herr Vorgänger ist erst nach und nach daraufgekommen, daß ich das Herz nicht auf dem rechten Fleck hab." – Die Listige hatte verschwiegen, daß ihr ein Situs inversus angeboren war, eine ab-

norme Lagerung der Organe, wobei die Leber auf der linken, das Herz auf der rechten Seite liegt. Dieses bißchen Bei-der-Sache-Sein genügte ihr, um mir ihr ganzes Vertrauen zu schenken; auch schien sie mirs in der Folge hoch anzurechnen, daß ich mich nicht vor Ansteckung fürchtete. Gelassen und heiter führte mich diese klagenlos Zerfallende in das trübe Reich des Duldens und Vergehens ein, so daß ich es als solches lange nicht empfand; unversehens war ich eingewurzelt und wirkte mit allen Kräften darin. Leider kam dies anderen Fällen mehr zugute als dem armen Mädchen selber, bei dem alle Kunst nur zu lindern vermochte. Zwar besserte sich ihr Befinden ein wenig; doch wußte sie genau, wie es mit ihr stand, und wurde verstimmt, wenn man ihr etwas vormachen wollte. Für sie war der Tod eine große feierliche Sache, die sie sich nicht nehmen ließ, und nur aus Höflichkeit redete sie zuweilen so, als wollte sie noch eine ziemliche Zeit im Leben verbleiben. Längst hatte sie sich Totenhemd und -kleid genäht; auch beichtete und kommunizierte sie jeden dritten Tag, und nie fand ich sie froher, ausgeglichener, nie einer weltlichen Unterhaltung zugänglicher, als wenn der Stadtpfarrer bei ihr gewesen war, um sie auf ihre Sterbestunde vorzubereiten. Untersuchungen lehnte sie nach einiger Zeit errötend ab; der Herr Doktor, sagte sie, tue ihr leid, wenn er immer wieder eine solche „Boandlkramerin"[1] anschauen müsse, und schon deshalb freue sie sich auf das Hinübergehen, weil sie dann das grausige Gestell endlich los würde.

Während ihrer letzten Tage bat sie sehr oft um eine Milderung ihrer Atembedrängnis. Dabei wurde sie gesprächig, fragte viel, wollte mein ganzes früheres Leben kennen lernen. Eine Generalbeichte wird uns gewiß am leichtesten gegenüber einem Menschen, der schon an der Eingangspforte zum großen Schweigen steht; dennoch schienen meine Bekenntnisse sie ein wenig zu enttäuschen; sie hatte sich die Geschichte meiner Jugend wohl etwas abenteuer-

[1] „Boandlkramer" = Knochenkrämer, altbayerische Bezeichnung für einen zum Skelett abgemagerten Menschen.

licher vorgestellt. Gleichsam zur Buße gab sie mir den Rat, bald zu heiraten, damit mich die Weiber nicht verdürben, sagte auch genau, welche Art Gattin sie mir wünschte. Gesund sollte sie sein, hübsch, aber nicht auffallend schön, Spaß verstehen, gegen Tiere Barmherzigkeit üben und Klavier oder Geige spielen können; dies waren Haupteigenschaften, die sie verlangte. „Morgen will ich Ihnen auch von mir etwas erzählen“, raunte sie beim Abschied. Als ich aber am anderen Tage kam, hatte sie die Sprache verloren und vermochte ihre Hände nicht mehr zu erheben. Sie bewegte die Lippen und sah mit eindringlichem Lächeln bald mich, bald ihre Mutter an; endlich bemühte sie sich zu lächeln. Dabei fiel sie mit halboffenen Augen in einen Schlaf, aus dem sie nicht mehr erwachte.

In den Wochen, die nun kamen, fühlte ich mich älter geworden und auch sonst verändert; es war, als hätte mich das zarte Mädchen für immer dem großen Orden der Verlorenen verpflichtet. So war der neue Lebensraum bezogen; ob ich aber auch in ihn hineingehörte, diese sorgenvolle Frage wollte nie ganz verstummen. Solang ich mich meinen ärztlichen Aufgaben gewachsen sah, beunruhigte sie mich nicht sehr: bei jedem Versagen aber mahnte mich das verborgene Dichtertum, und ich warf mir vor, den falschen Weg eingeschlagen zu haben. Den Künstler macht seine Tätigkeit einsam und frei; sie gibt ihm das Recht, zu fliehen, sobald er sich in allzu ungemäße Verhältnisse hineinwachsen fühlt. Mit dem Arzt steht es anders. Ihn sondert seine Kunst nicht von den Menschen ab, und Flucht wäre für ihn Verrat an den Leidenden, die ihm vertrauen. (Dazu kommt noch, daß er fast in jedem Begegnenden bald einen Leidenden erkennen wird, der seiner bedürfte.) Somit war eine tragische Lage gegeben, die ich zum Glück nicht völlig überblickte; sonst hätte ich mir sagen müssen, daß meine Daseinszeit kaum hinreichen würde, um sie von Grund aus zu ändern.

Es war damals einer meiner Fehler, daß die Gesamterscheinung eines Kranken stärker auf mich wirkte als die Krankheit; auch war

ich noch zu schüchtern, zu leicht erbittlich, und mehr als einmal kam es vor, daß ich mir die Führung der Kur entwinden ließ. Jenseits des Inns, im Gasthof zur Sirene, wohnte ein junger Goldschmied, der schon im Hauptbuch meines Vaters als tuberkuloseverdächtig eingetragen war. Gerade an Marias Begräbnistag ließ er mich rufen, und nicht nur durch sein Handwerk erinnerte er mich an sie. Die Krankheit hatte sich bei ihm weniger auf die Lunge als in das linke Kniegelenk geworfen. Dieses war zur Zeit jenes ersten Besuches bereits zu einer enormen Spindel aufgetrieben, und beim dritten oder vierten Male sah ich ein, daß hier von einer erhaltenden Behandlung nichts zu erhoffen war. Heilende Bestrahlungen gab es noch nicht, und so fand ich mich genötigt, ihm zu sagen, daß meine Mittel für diesen Fall nicht ausreichten, daß ich ihn einem Chirurgen überweisen müsse. Leider tat ich das nicht in der diktatorischen Form, die keinen Einwand zuläßt, sondern mit dem verlegenen Zögern des Neulings, das nach schlechtem Gewissen aussieht. Der junge Mann spürte auch sofort, wer ihm gegenübersaß, und indessen ich nach tröstlichen Worten suchte, fand er Zeit, seine Gedanken gegen mich zu ordnen. Eine Weile schrieb er, ohne mich anzusehen, mit dem Finger Zeichen auf die Bettdecke; dann schüttelte er trostlos den Kopf, trocknete sich mit dem Taschentuch seine immer leicht schwitzende Stirn und hielt schließlich eine wohlüberlegte kleine Rede, die mich zwar nicht überzeugte, aber doch verwirrte. Er müsse soeben an meinen Herrn Vater denken, sagte er, Gott gebe ihm die ewige Ruhe, das sei ein Mann gewesen, der würde, wenn er noch lebte, nicht so schnell die Flinte ins Korn geworfen haben. Dann schwieg er abwartend und überließ mich der schmerzlichen Erinnerung an den jüngst Verstorbenen, um plötzlich mit der Behauptung hervorzubrechen, dieser habe mit seinen Arzneien noch ganz andere Übel geheilt als solch ein bißchen Knieschwamm. Man müsse nur seine Schrift über die Tuberkulose aufmerksam lesen; dann ginge einem bald ein Licht auf darüber, daß viele Kranke nur deshalb stürben, weil ihre Ärzte sie für unheilbar

hielten. Und nun bewies er durch Zitate, die nur leider auf seinen Fall ganz und gar nicht paßten, daß er die kleine Abhandlung, die mein Vater über den Einfluß des Pilokarpins auf erkrankte Gewebe geschrieben hatte, nahezu auswendig wußte. Auf einmal legte er seine Hand auf die meine, umfing mich mit seinem dunklen feuerhaltigen Blick und vertraute mir flüsternd an, die Tabletten werkelten schon jetzt, nach kaum vierzehn Tagen, wie kleine Teufel in seinem Knie herum, er spüre deutlich, wie das ganze giftige Zeug aufgestört und aufgesogen werde, genau so wie es im Büchlein stehe, es müsse doch für einen jungen Arzt merkwürdig sein, solch einen Vorgang zu verfolgen. „Nur Mut, nur Vertrauen, Herr Doktor!" rief er lächelnd. „Wir werden das Ziel erreichen, wenn auch langsam."
Derartige Reden und mehr noch ihre frohe sichere Tonart machten mich stumm; ich fand keine Form, ihm geradeheraus zu sagen, daß gegen so grobe Gewebszerstörungen das beste Medikament nicht aufkommen könne, und versprach, der Sache noch ein Weilchen zuzusehen, das heißt: ich ließ alles gehen, wie es ging. Bei meinem nächsten Besuch fand ich ihn sehr beschäftigt. Auf dem Nachttischchen lagen Zangen, Blechscheren und feine Silberdrähte; zwischen den Fingern hielt er einen begonnenen Filigranschmuck und bastelte noch ein wenig weiter, bevor er mich begrüßte. Er habe nicht mehr anders gekonnt, die Kräfte wüchsen von Tag zu Tag, alle Finger zuckten nach Arbeit. So wußte er mich immer aufs neue zu überraschen. Jedesmal, wenn ich die breite düstere Treppe zu ihm hinaufstieg, faßte ich den Vorsatz, ihn über die Vergeblichkeit meiner Behandlung aufzuklären; aber er war nun einmal der Stärkere, und immer wieder ward ich zum Schweigen gebracht von den Rufen der Dankbarkeit und des Entzückens, womit er mir, schon während ich die Handschuhe abstreifte, die Zeichen seiner fortschreitenden Genesung aufzählte. Ob er wirklich daran glaubte, ob er vor sich selber Verstecken spielte, hab ich nie ganz durchschaut; führte er aber, aus purer Messerscheu, vor mir und vor sich selber eine Komödie auf, so muß viel echtes

mimisches Talent in ihm gewesen sein. Dies offenbarte sich vor allem dann, wenn ich das Knie zu untersuchen verlangte. Manchmal überhörte er meine Aufforderung; wiederholte ich sie aber, so tat er hocherfreut, wickelte langsam Tücher und Binden ab und suchte wie ein Fakir mein Bewußtsein zu bestechen, indem er den auffallend schnellen Rückgang der Geschwulst und die zunehmende Beweglichkeit des Gelenkes mit ergriffenen Worten bewunderte, während er es mit schönen, streichelnden Zauberer-handbewegungen der Besichtigung halb entzog. Zuweilen stand seine alte Mutter dabei, und an dieser hatte er die dankbarste Zeugin; sie sah das Knie, wie er es wünschte, und stimmte laut in seine Danksagungen ein. Solche Szenen waren zugleich komisch und unheimlich; schließlich wohnte ich ihnen bei wie einem Schauspiel und bemühte mich immer weniger, ihnen ein Ende zu machen, obwohl ich deutlich sah, daß dieses formlose, vor Hautspannung bläulichrot glänzende Gelenk unaufhaltsam zu einem wahren Monstrum entartete. Gehorsam fuhr ich fort, dem jungen Mann seine gläubig geliebten Pastillen zu geben, verordnete daneben Einreibungen mit Ichthyol und Jod oder legte heißen Lehmbrei auf und erntete für jede dieser Anwendungen das gleiche begeisterte Lob.

So verstrich die Zeit, wo eine Operation ihn hätte retten können; er nahm eilig ab, ich sah es, dämpfte aber mein Gewissen, indem ich mir vorhielt, er sei immerhin noch am Leben, während er aus einer Narkose vielleicht gar nicht mehr erwacht wäre. Die Praxis wuchs, und in den meisten Fällen ging alles gut. Ich merkte dabei kaum, wieviel ununterbrochene Belehrung der junge Goldschmied mir erteilte, wie viele andere Kranke auf seine Kosten richtiger behandelt wurden. Brauchte ich doch in gewissen bedenklichen Lagen bloß an ihn zu denken, um sogleich die entschiedene Haltung zu finden, die ich ihm gegenüber vermissen ließ. Wie es aber einen Täter immer wieder zur Stätte seines Vergehens zieht, so besuchte ich den Armen künftig noch öfter als sonst und blieb meistens lange bei ihm. Unter die Mittel, die ich für ihn

bereiten ließ, begann ich die Euphorie erregenden zu mischen; bald war er in eine leichte Wolke von Wohlgefühl eingehüllt. Allmählich wurden die zwecklosen Kniebesichtigungen sehr anstrengend für ihn; doch fanden sich freundliche Vorwände, um sie von einer Woche zur anderen zu verschieben, bis wir, wie nach Übereinkunft, endlich das unselige Bein in Ruhe ließen. Bald standen wir uns nur noch menschlich gegenüber, und mir war, als könnte ich nun erst etwas für ihn tun. Die Unterhaltung wurde unbefangen, und wie bei Maria beeilte ich mich mit meinen übrigen Besuchen, um noch eine gute Stunde bei ihm zu sein. Er besaß einige naturwissenschaftliche Kenntnisse und war dankbar, wenn ich diese durch Gespräch und mitgebrachte Bücher vermehrte. Und wie ich mich wohl sonst auf einen Pflichtweg vorbereitete, indem ich mir noch beim Stiefelzuschnüren schnell einen Absatz aus dem „Viermännerbuch" einzuprägen suchte (einem höchst beliebten Vademekum, worin vier treffliche Ärzte knapp und klar die wichtigsten Krankheiten abhandeln), so konnte es jetzt vorkommen, daß ich eilig noch ein Kapitelchen Wilhelm Bölsche las, bevor ich in die Sirene ging. Am liebsten hörte mein Geselle von Vulkanen, besonders von der Verschüttung Herkulanums und Pompejis, auch von Kometen, Lichtjahren, Raubtieren, Giftschlangen und von dem Fortbestehen der Seele nach dem Tode. Diese Frage gab ihm viel zu denken; er konnte sich mit dem Ausgelöschtwerden gar nicht abfinden, beharrte verzweifelt auf seinem Recht zum ewigen Leben und zur Wiedervereinigung mit Eltern und Geschwistern. Oft lenkte er die Rede zu diesem Punkt, und ich merkte recht gut, wie herzlich er wünschte, die heiligen Versprechungen der Kirche durch den Arzt bestätigt zu hören. Mir kam ein Aufsatz in den Sinn, den ich irgendwo gelesen hatte; ganz verständlich war er mir nicht geworden, doch schien mir einiges davon geeignet, meinen einsamen Zweifler ein wenig zu ermutigen. Der öde Materialismus, erklärte ich, habe, Gott sei Dank, endlich abgehaust, es gebe jetzt eine hohe gediegene Wissenschaft, die Theosophie, und diese habe unwiderleglich nach-

gewiesen, daß wir außer unserem irdischen Leibe noch einen anderen besäßen, den Ätherleib. Dieser hänge mit allen ewigen Keimkräften der Welt zusammen; er sei unzerstörbar und werde nach manchen Läuterungen und Sternenwanderungen wieder den Wesen begegnen, die zu ihm gehörten. Wie diese sehr willkürlichen Auslegungen auf den Kranken einwirkten, war nicht feststellbar; immerhin kam er mir beruhigter vor. Vielleicht empfand er aber eine solche Unterhaltung doch als unerlaubt; jedenfalls enthielt er sich aller ferneren Fragen, und als ich wiederkam, sah ich die „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen auf der Bettdecke liegen. Ich aber hütete mich, je wieder an das Problem zu rühren; ja nachträglich empfand ich erst, wie wenig recht man tut, einen Glauben zu lockern, den man durch keinen schöneren ersetzen kann.

Seine Arzneien schluckte er gewissenhaft weiter, und konnten sie ihn auch nicht heilen, so fristeten sie ihm doch sehr lange das Leben. Es wurde Winter; die Mutter heizte sein Stübchen gut, umgab überhaupt seine Auflösung mit allem Behagen. Oft flatterten Vögel durch das halboffene Fenster herein bis zum Tischrand und holten sich die hingestreuten Hanf- und Sonnenblumenkerne. Die graue schwarzköpfige Nonnenmeise, deren Schnabel vom eifrigen Hämmern oft wie ein Meißel quer abgeschliffen ist, die saphiren schimmernde Blaumeise mit ihrem scharfen kleinen Mausgesicht, der Kleiber, der sich fünf, sechs Körnchen auf einmal nimmt, um seine heimliche Vorratskammer zu bedenken, sie alle lernte ich durch ihn erst kennen. Das Haus lag am Fuße des Mariahilfbergs, hinter dem die Grenze gegen Österreich verläuft; man sah hier nahe über sich die weißen gelbkantigen Klostergebäude mit ihren fremdartigen, wie Hutkrempen aufgebogenen Dächern, die an Bilder in Sven Hedins Tibetbuch erinnerten, und merkwürdig war es, wie gut der Kranke zu diesem Hintergrund paßte; besonders die Dämmerung verlieh ihm öfters ein wahres Taschi-Lama-Gesicht, und er hörte es auch nicht ungern, daß er jenem höchsten geistlichen Ge-

bieter des geheimnisreichen Landes ähnlich sehe. Zwischen Granitvorsprüngen führt eine Treppe mit Eisengeländern den steilen Hang hinauf; hier gingen junge Priester, lesend in schwarzen, goldschnittglänzenden Büchern, langsam auf und ab, und manchmal schwankten Zechergruppen, des kräftigen österreichischen Weines voll, von Ausflügen zur Stadt zurück. Es kam dann vor, daß auch mein Freund, der Dichter Heinrich Lautensack, unter den Heimkehrenden war, von weitem erkennbar an seinem langen schwarzen Gehrock und an Handbewegungen, die nicht zweifeln ließen, daß sie den Vortrag neuer Verse begleiteten. Schwer bedrängte mich dann jedesmal mein Gewissen; ich mußte bedenken, daß jener ungefähr das Leben lebte, das ich mir immer heimlich wünschte. Der Glückliche konnte sich morgens beim Erwachen sagen, daß der Tag ihm gehöre; niemand störte sein Für-sich-Sein, wenn ihn die Eingebungen überkamen. Lange Zeit war er in dem berühmten Münchener Kabarett zu den Elf Scharfrichtern als „Henkersknecht" eine populäre Gestalt gewesen; jetzt aber umwob ihn der erste klare Ruhm: der vielvermögende Franz Blei nahm seine Gedichte in die Zeitschrift „Insel" auf, und Alfred Richard Meyer, ein junger Berliner Verleger, begann sie zu sammeln, indessen ich an traurigen Betten saß und mich mit armen Kranken unterhielt, statt sie gesund zu machen.

Eines Morgens lag der junge Goldschmied verstorben in seinem Bett, und seine Mutter gestand mir ein, er habe in der vorletzten Nacht sehr heftige Krämpfe über die ganze linke Seite hin erlitten, ihr aber verboten, mich zu holen. Diese Schmerzen, so hatte er versichert, gehörten zur Heilung, außerdem greife den Herrn Doktor alles viel zu sehr an, man müsse ihn schonen, und am Samstag komme er ja sowieso. Die Schmerzen hätten dann nachgelassen, er sei ungewöhnlich frisch, gesprächig und sogar etwas mutwillig gewesen, nur habe er immer die Tageszeiten verwechselt. Daß aber der Samstag vor der Tür stehe, sei ihm stets gegenwärtig geblieben. „Der Doktor wird sich freuen, daß ich über dem Berge bin." Mit diesen Worten habe er am hellen

Mittag sein Nachtlicht anzünden wollen, doch immer mit dem Zündholz den Kerzendocht verfehlt. Unheimlich sei ihr dies vorgekommen; aber an die unmittelbare Nähe des Todes habe sie nicht geglaubt.

Es lag nahe, bei diesem Bericht an jenen Leibarzt zu denken, der täglich mit dem König Max von Bayern Schach spielte, eines Morgens aber nicht empfangen wurde, weil Seine Majestät erkrankt war. Die gute Mutter jedoch merkte nicht, welch hartes Urteil über meine ärztlichen Eigenschaften in der zarten Rücksicht ihres Sohnes enthalten war. Weinend rühmte sie meine Bemühungen, während sie mich zu ihm hineinführte. Mir aber drängte sich noch einmal das Unzulängliche meines ganzen Verhaltens peinlich auf. Ich hätte mich, sagte ich mir, von Anfang an auf seine Seite stellen, hätte meine zweiflerische Schulweisheit vergessen und seinen kindlich glühenden Glauben an meine Mittel in mich herübernehmen sollen; dann hätten diese auch das erwartete Wunder gewirkt. – Er lag aufgebahrt in der dunklen Mönchskutte eines Bruders vom Dritten Orden, dem viele Männer und Frauen der Stadt angehörten, hatte ein schwarzes Kreuzchen mit silbernem Christus in den verschränkten Händen und ähnelte noch mehr als sonst jener Verkörperung einer östlichen Gottheit, die mir aus dem Tibetbuch bekannt war. Und wie er so da lag, weise lächelnd in dem halbgeistlichen Gewand, zu dem ihn erst der Tod berechtigte, da verging mir jede Anwandlung von Reue; mein Verhältnis zu ihm stand als etwas Reines, Abgeschlossenes vor mir. Er hatte nie verraten, wie er sich innerlich mit seinem Schicksal auseinandersetzte, war immer nur ängstlich darauf bedacht gewesen, mir betrübende Wahrnehmungen zu ersparen, hatte manchen Schmerz verhehlt, um mich nicht zu verlieren. Daß er durch mich nicht genesen würde, mußte er schon lange wissen; das Vertrauen zum Arzt war es also nicht, was ihn an mich gebunden hielt; aber ich war seine einzige Brücke zur Welt geworden, das fühlte ich in jenen stillen Minuten. Ich tat, was der Gebrauch verlangte, nahm den Thujazweig, der in ein Kristall-

glas voll Weihwasser hineinhing, besprengte dreimal die Leiche und gab der alten Frau eine kurze Aufklärung über die vermutliche Ursache des unverhofft raschen Todes.

Auf dem Heimweg bestärkte ich mich neuerdings in dem Entschluß, der ärztlichen Tätigkeit so bald wie möglich den Rücken zu kehren, und ahnte nicht, wie sehr gerade dieser Verblichene mich seinen Leidensgenossen empfahl. Auf Markt und Gassen pries die trauernde Mutter meine Kunst in Tönen, welche die Vorstellung erwecken konnten, als wäre der liebe Sohn eigentlich in geheiltem Zustand gestorben; und in den folgenden Wochen wuchs die Praxis unaufhaltsam. In den meisten Fällen wirkten die väterlichen Mittel vortrefflich, in einigen versagten sie; ich versuchte manches Neue und geriet auf eigene Wege. Daß bei vorgeschrittenen Lungenleiden viel darauf ankam, durch möglichste Verminderung der Hustenstöße den Brustkorb ruhigzustellen und das Herz zu kräftigen, bevor es noch Zeichen des Versagens gab, davon überzeugten mich zahlreiche Beobachtungen. Ich vermengte kleinste Gaben des purpurblütigen Fingerhuts mit kräftigen Dosen irgendeines Narkotikums, ließ diese Mischungen wochenlang nehmen und sah dadurch öfters die Heilung eingeleitet.

Bald Widerstand leistend, bald zurückweichend, war ich also täglich tiefer in die Sphäre fremder Leiden hineingekommen; immer mehr überließ ich mich dem Leben, wie es mich nahm. Dem geselligen Treiben der Stadt ging ich aus dem Weg und schadete mir damit nur selber; denn bald fand ich mich in meinem Umgang überhaupt nur noch auf Kranke, ja gewissermaßen auch auf Abgeschiedene angewiesen. Führte mich der Weg über den Friedhof, so glänzten mir bereits von vielen Grabsteinen die Namen meiner Pfleglinge entgegen, von denen ich so tiefe Wirklichkeiten wußte; und wenn ich nachher an Haustüren die Namen gesund-lebendiger Bürger las, erinnerten sie mich an nichts; sie waren für mich die eigentlichen Toten. Von außen betrachtet gewiß ein unheimliches Dasein wie eines Verhexten, der es gar nicht gewahr wird, daß

er mit Gespenstern verkehrt, wovon uns chinesische und japanische Märchen anmutig und grausig berichten.
Beseelte Jugend aber läßt sich nicht so leicht aufzehren. Schon daß ich immer für das Befinden anderer verantwortlich war und mich selber nicht verweichlichen durfte, war heilsam; zudem schien mich etwas Besonderes vor Vampiren zu schützen, und dies kam eben doch aus eingeborener Phantasie. Jenes hochgespannte, immer szenenwechselnde, bald in Dienst und Gedanken, bald in Rausch oder Trauer sich ausgebende Leben erhielt mich nämlich in einer unbegreiflichen Täuschung: ich glaubte dabei stets als Dichter zu wirken. Meine ärztliche Leistung schlug ich gering an; vielmehr, wenn ich von Kranken Dank und Lob empfing, so meinte ich, dies wäre doch eigentlich nur, weil sie mirs an der Nase ansehen mußten, was für feine Verse sich mir zu nähern suchten, während ich ihren Herzschlag und ihren Atem behorchte.
Aber kein geistiges Licht wird von fremden Strahlungen so rasch abgestumpft wie die zarte dichte Flamme, die im lyrischen Dichter brennt. Wenn der Dramatiker oder der Erzähler seine Figuren sehr oft um einen Grad einsichtsloser oder übertriebener hinstellen muß, als er selbst ist, so schenkt uns der Lieder- oder der Hymnendichter immer nur sein Letztes, Höchstes, Innigstes, immer nur die Essenz seiner Natur. Er ist eine Pflanze, die, in heißen Lebensraum versetzt, ihr ätherisches Öl aus sich hinausverdampft und nicht fragt, ob sie dabei verdorrt. Bei gelegentlichen Anfragen treuer Jugendfreunde kam es auf, daß in Wochen und Monaten kaum ein paar Strophen zu Papier gebracht worden waren: ich mußte Vorwürfe hören, mußte mich sträflicher Herzensträgheit bezichtigen lassen. Traurig nahm ich das hin, hörte aber dennoch nicht auf, mich für einen Dichter zu halten, wenn auch nur so, wie der Tierkenner gewisse Fische zu den Goldfischen zählen muß, die kein Laie dafür halten würde, weil sie wie ganz gemeine braune Karauschen aussehen und nur hie und da ein Schüppchen an ihnen rötlich flimmert. Um so beglückender war es, wenn eine große Dichtererscheinung mir mit ihrem herrlichen Metall entgegen-

tönte, so daß ich darüber mein eigenes Gemurmel guten Gewissens für eine Zeit vergessen durfte. Den „Abdias" von Stifter las ich zum ersten Male fast gleichzeitig mit Werken des jungen Hofmannsthal, und in der Einsamkeit, umgeben von lauter isolierenden Personen, an die ich meine Begeisterung nicht weiterleiten konnte, nahm ich diese klingenden Visionen so lange hingegeben in mich auf, bis die Seele mit ihren elektrischen Energieen überladen war. – Grenzen der Länder waren mir immer sehr fühlbar gewesen, und oft, wenn ich nun über den Mariahilfberg hinaus zu einem Kranken ging, der im Österreichischen wohnte, durchzuckte es den Sinn: du bist jetzt in Mozarts, Grillparzers und Stifters Heimat, und wenn du diese Straße weiter wandertest, so stündest du eines Tages vor dem Hause des Zauberers, der den Abenteurer und die Sängerin, das Kleine Welttheater, die Reitergeschichte und manches unverwelkliche Gedicht geschrieben hat. Wolken, Hügel und Häuser kamen mir dann immer etwas anders vor als hinter den Grenzpfählen.

Aus dem neuen Buche „Führung und Geleit"

*

Aus den Gesprächen
Friedrichs des Großen mit Henri de Catt

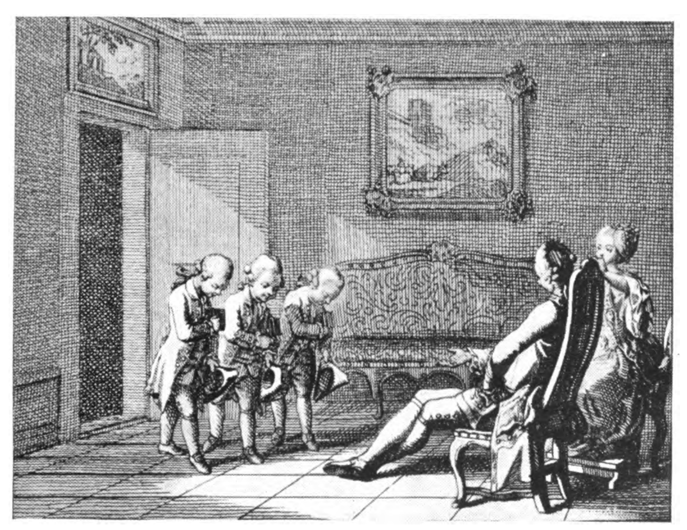
Neiße, 25. April 1758

„In Münsterberg hatte ich einen merkwürdigen Traum. Wie kommt es nur, daß ich so oft dasselbe träume? Mein Vater kam mit sechs Soldaten in meine Stube und befahl ihnen, mich zu binden und nach Magdeburg zu bringen. ‚Aber warum?' fragte ich meine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth. – ‚Weil du deinen Vater nicht lieb genug hast.' – Ich wachte schweißgebadet auf, wie aus dem Wasser gezogen. Was für sonderbare Gedanken, was für verrückte Vorstellungen haben wir doch im Traume!"
Er sprach lange von seinem Vater. „Welch ein schrecklicher

Mann," sagte er, „aber auch wie gerecht, wie klug und geschäftstüchtig! Sie haben keine Vorstellung von der vortrefflichen Ordnung, die er in allen Zweigen der Regierung eingeführt hat. Es gibt keinen Fürsten, der so fähig war, in die geringsten Einzelheiten einzudringen, und das tat er nach seinen eignen Worten, um alle Teile des Staatswesens möglichst vollkommen zu machen. Durch seine Sorgfalt, seine unermüdliche Arbeit, seine stets von strengster Gerechtigkeit geleitete Staatskunst, seine bewundernswürdige Sparsamkeit und die strenge Mannszucht, die er in das Heer, seine Schöpfung, einführte, bin ich erst in den Stand gesetzt worden, all das zu tun, was ich bis jetzt getan habe. Er war von erstaunlicher Sittenstrenge, verlangte sie aber auch mit fast unerhörter Härte von andern. Mit ihm war nicht zu spaßen. Wenn er übler Laune war, teilte er Stockschläge und Fußtritte aus. Nie werde ich eine Szene vergessen, die mir damals fast ebenso furchtbar war wie die schrecklichen Vorgänge in Küstrin, die ich Ihnen erzählen werde. Ich war noch ein Kind und deklinierte mit meinem Lehrer mensa mensae, dominus domini, ardor ardoris. Plötzlich tritt der König in das Zimmer. ‚Was machst du da?' – ‚Papa, ich dekliniere mensa mensae', sagte ich mit meiner Kinderstimme, die ihn hätte rühren sollen. – ‚Schurke, du willst meinem Sohne Latein beibringen? Fort mit dir!' Damit schlug er mit dem Stock auf meinen Lehrer ein und verfolgte ihn mit Fußtritten bis an die Tür des nächsten Zimmers. Von den Schlägen und der wütenden Miene meines Vaters erschreckt und halbtot vor Angst, krieche ich unter den Tisch. Mein Vater kommt auf mich los, faßt mich bei den Haaren und zerrt mich in die Mitte des Zimmers. Da gibt er mir ein paar Ohrfeigen und sagt: ‚Komme mir noch einmal mit mensa, und du sollst sehen, wie ich dich zurichte!'

„In der Folgezeit sah mein Vater nur mit einem Widerwillen, den ich mir nie zu erklären vermochte, jeden Versuch von mir an, meinen Geist zu bilden. Bücher, Flöte, Schriftstücke, deren er ansichtig wurde, flogen in den Kamin, und jedesmal bekam ich





Daniel Chodowiecki: Zwei Kupferstiche

Schläge oder sehr schroffe Tadelsworte. Die einzige Lektüre, die er gestattete, war die des Neuen Testaments. Er predigte mir immerfort das Lesen der Bibel und frommer Bücher, als hätte er mich zum Theologen machen wollen. Seine Härte gegen mich und meine Geschwister (mit Ausnahme des Prinzen Heinrich, den er immer lieb hatte), die schreckliche, manchmal unerträgliche Behandlung, das Verbot aller, auch der unschuldigsten und harmlosesten Vergnügungen, der fortwährende Zwang, dem ich unterworfen war, die unaufhörliche Furcht – das alles ließ mich den freilich sehr leichtsinnigen Entschluß fassen, das väterliche Haus zu verlassen. Zum Teufel, wenn ich nur gewußt hätte, wohin ich fliehen wollte! Das beweist Ihnen, mein Lieber, daß ich als sehr verbitterter und höchst unüberlegter Junge handelte.

„Ich borgte mir ein paar hundert Dukaten, denn bei der Sparsamkeit meines Vaters hatte ich oft keinen Heller in der Tasche, und teilte meinen Plan Keith und Katte mit, zwei liebenswürdigen, aber ebenso leichtsinnigen Menschen wie ich. Der Tag der Flucht war festgesetzt, doch als wir im Begriff waren auszureißen, erfuhr mein Vater meinen schönen Plan durch einen Brief aus dem Auslande. Ich wurde verhaftet und mit Schlägen und Ohrfeigen mißhandelt. Dann wurde ich, wie Sie wissen, nach Küstrin gebracht.

„Keith entfloh. Katte, den ich von dem Unglück nicht hatte benachrichtigen können, war so eigensinnig, zu bleiben, und wurde gleichfalls auf die Festung gebracht. Meine Behandlung in jener höllischen Festung war barbarisch. Niemand sprach mit mir. Ich war ganz allein mit meinen traurigen Ahnungen in betreff meines Freundes, dessen Schicksal mir schrecklicher war als mein eignes. Mein Essen bekam ich durch ein kleines Schiebefenster; es war abscheulich und reichte gerade hin, um nicht zu verhungern. Später bekam ich mehr zu essen und glaubte schon, die Sache wäre bald zu Ende; da trat eines Morgens ein alter Offizier mit mehreren Grenadieren in mein Zimmer. ‚Prinz,‘ sagte der Offizier schluchzend, ‚lieber, armer, guter Prinz!‘ Ich glaubte, ich sollte

enthauptet werden. ‚Sprechen Sie,' sagte ich, ‚muß ich sterben? Ich bin bereit.' – ‚Nein, lieber Prinz, nein, Sie sollen nicht sterben, aber gestatten Sie, daß die Grenadiere Sie an das Fenster führen und Sie dort festhalten.' Gott, welch entsetzliches Schauspiel! Mein lieber, lieber, treuer Katte sollte vor meinem Fenster hingerichtet werden. ‚Ach, Katte!' rief ich aus und fiel in Ohnmacht. So wurde die Barbarei, dies furchtbare Schauspiel anzusehen, um ihre Absicht betrogen.

„Es war grauenhaft, aber meine Philosophie hat mich nicht verlassen. Wollen Sie einen Beweis dafür? Ich hatte in mein Regiment einen Soldaten eingestellt, der aus dem des Obersten Sydow desertiert war. Dieser hörte davon und verlangte den Soldaten zurück. Ich schrieb ihm einen sehr höflichen Brief und bat ihn, mir den Mann zu lassen. Ich versprach, ihm dafür zwei andre zu geben. Statt zu antworten, wendet er sich an meinen Vater, der mir befiehlt, den Soldaten augenblicklich herauszugeben. Ich sende den armen Teufel ab und bitte Sydow inständigst, ihn nicht zu bestrafen. Aber trotz meiner Bitten läßt er ihn dreißigmal Spießruten laufen und teilt mir das noch mit. Trotzdem habe ich Sydow, als ich den Thron bestieg, in seiner Stellung gelassen. Was sagen Sie dazu?"

„Daß nur große Männer angetanes Unrecht vergessen und verzeihen können."

„Als ich Küstrin verließ, hörte ich, daß meine liebe gute Mutter meinen Brüdern und Schwestern befohlen hatte, sich dem König zu Füßen zu werfen und um Gnade für mich zu bitten. Meine älteste Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, kniete vor dem König nieder, als er durch sein Vorzimmer ging. Er gab ihr ein paar Ohrfeigen. Meine andern Geschwister krochen vor Furcht unter einen Tisch. Mein Vater erhob den Stock, um die armen Kinder zu prügeln; da kam ihre Gouvernante, Frau von Kameke, herbei und bat um Schonung für die Kinder. ‚Scheren Sie sich zum Teufel!' ruft der König. Sie antwortet wütend: ‚Der Teufel wird S i e holen, wenn Sie meine armen Kinder anrühren!' Damit

zieht sie die Kinder unter dem Tisch hervor und schiebt sie in das Nebenzimmer, während sie den König mit einer Miene ansah, die ihm Achtung einflößte. Am nächsten Tage dankte ihr der König dafür, daß sie ihn von einer Torheit abgehalten hätte. ‚Ich werde stets Ihr Freund sein', sagte er, und er hat Wort gehalten.
„Sie können sich denken, welchen unauslöschlichen Eindruck solche Szenen auf mich machen mußten. Sie verfolgen mich ja noch jetzt in meinen Träumen. Ich sehe meinen Vater wutentbrannt und bereit, mich zu schlagen."

Neustädtel, 27. April 1758

„Ach," sagte der König, „wenn doch erst die Rede von unserm Marsche nach Potsdam wäre! Ich glaube freilich, er ist noch in weiter Ferne. Aber kehren wir einmal dorthin zurück, dann will ich mich durch Ruhe und geistige Arbeit für all die Scherereien entschädigen, die jetzt auf mir lasten. Welches Hundeleben! Wer möchte um diesen Preis wohl König von Preußen sein!"
„Ich glaube, um des Ruhmes willen würden viele Abenteuerlustige noch mehr leiden wollen als Eure Majestät!"
„Ein schöner Ruhm! Verbrannte Dörfer, eingeäscherte Städte, Tausende von Menschen ins Unglück gestürzt oder niedergemetzelt, Greuel überall, schließlich das eigne Ende – reden wir nicht mehr davon, mir stehen die Haare zu Berge! Potsdam, Potsdam, das brauchen wir, um glücklich zu sein. Es wird Ihnen sicher gefallen. Zur Zeit meines Vaters war es ein elendes Nest; käme er heute zurück, er würde seine Stadt nicht wiedererkennen, so sehr habe ich sie verschönert. Ich baue und verschönere gern, aber alles aus meinen Ersparnissen. Der Staat leidet nicht darunter, und ich gebe den Leuten Arbeit."
Er entwarf einen Plan von Sanssouci, von der Bildergalerie, den Gärten, dem Chinesischen Pavillon, der schönen Kolonnade, den Treibhäusern, gab die Plätze der Statuen an und erzählte bis neun Uhr abends. „Genug", sagte er dann. „Morgen brechen wir sehr früh auf. Schlafen Sie besser als ich, denn ich fühle mich sehr erregt und unruhig, ohne zu wissen, warum."

Littau, 6. Mai 1758

Der König zeigte mir auf seiner Karte die Stellung bei den heutigen Kriegshandlungen und die von ihm getroffenen Maßnahmen. „Daraus können Sie sich schon einen Begriff machen, wie schwierig und mühselig das Kriegshandwerk ist. Und doch ist dies nur ein schwacher Anfang meiner Leiden. Das nennt das blöde Volk: glücklich sein wie ein König! Schon sechs Jahre vor Ausbruch des Krieges war ich unruhig und sah den Sturm kommen. Und was für Qualen, Mühen und Schicksalsschläge habe ich seitdem aushalten müssen! Ich habe all meine Philosophie nötig, um diese Last zu tragen. Wäre ich ein einfacher Privatmann, was ich mir oft gewünscht habe, so lebte ich ruhig nach meiner Neigung. Ich hätte gewiß einige Freunde, und ich würde ihre Freundschaft pflegen. Ohne Freundschaft gibt es kein Leben. Glauben Sie mir, ich kenne ihren Wert sehr genau. Ich habe manche gute Freunde verloren, und sooft mir dieses Unglück geschah, schloß ich mich ein und weinte wie ein Kind. Es ist freilich sehr selten, daß ein Fürst Gefühl für die Freundschaft empfindet. Im ganzen sind die Fürsten ein Pack, und der Umgang mit ihnen verdirbt. Glauben Sie das nicht auch?"

16. Mai 1758

Als ich das Zimmer betrat, sah ich den König mit Rechnen beschäftigt.

„Guten Tag, mein Lieber. Raten Sie mal, was ich ausrechne."

„Ihre Schätze."

„Leider habe ich keine mehr. Das bißchen, was mir noch bleibt, wird bald zu Ende sein. Nun, raten Sie weiter!"

„Vielleicht berechnen Sie, was Sie im Laufe des Krieges schon ausgegeben haben."

„Das weiß ich nur zu gut; ich brauche es nicht erst zu berechnen. Nur Mut, raten Sie weiter!"

„Majestät haben so viel zu berechnen, daß es mir sehr schwer fallen dürfte, gerade das zu treffen, was Sie berechnen."

„Nun, Sie raten es nicht. Ich rechnete eben aus, wieviel Minuten

ich gelebt habe. Welch eine Summe und wieviel verlorene Augenblicke! Die Zeit flieht unaufhaltsam dahin, nimmt die Tage, Stunden und Minuten unseres Lebens fort, und wir sind gleichgültig dagegen, denken oft nicht mal daran. Und doch ruft uns die Natur in jedem Augenblick zu: Sterbliche, benutzt die Zeit, vergeßt nicht, daß sie der Ewigkeit gegenüber nur ein Augenblick ist, und beschleunigt die Flucht der Tage nicht noch durch eitle Nichtigkeiten!

„Bei meiner Rechnung habe ich mir viele Gedanken gemacht, freilich weniger freudige als trübe und niederdrückende. Trotzdem glaube ich, zu den zweibeinigen, ungefiederten Wesen zu gehören, die die wenigsten kostbaren Augenblicke ihres Lebens verloren haben. Schon als halbes Kind hatte ich zu meinem Glück eine ausgesprochene Neigung, zu lernen, meinen Geist zu bilden und ihn für meine künftige Rolle vorzubereiten. Früh empfand ich, daß ich ohne fortwährende Übung meiner Fähigkeiten einen traurigen König abgeben würde. Sie können sich keinen Begriff machen, wie fleißig ich in Rheinsberg war. Tag und Nacht las ich; jetzt freilich weiß ich, daß ich Bücher hätte lesen können, die mir für meinen Beruf nützlicher gewesen wären. Doch indem ich mich mit Poesie, Literatur und Philosophie befaßte, glaubte ich, mich zu allem fähig zu machen. Und dabei habe ich mich gar nicht so sehr geirrt. Trotz aller Studien aber habe ich auch die Übungen nicht vernachlässigt, die dem Körper Kraft, Gewandtheit und Anmut verleihen. Ich lernte tanzen, und ich tanze für einen Mann meines Standes ganz gut. Zur Not kann ich sogar Luftsprünge machen."

Auf einmal machte der König fünf oder sechs Luftsprünge, so daß er etwas außer Atem kam. Dann ruhte er sich aus und machte noch ein paar. Auch ich mußte ein paar Schritte Menuett mit ihm tanzen. Er nahm mich bei der Hand, verbesserte mich und zeigte mir, wie ich es machen müsse.

„Welch ein Schauspiel wäre das für den Feldmarschall Daun und den Prinzen Karl," sagte er, „wenn sie den Sieger von Leuthen in einem Bauernhaus Luftsprünge machen und Herrn

de Catt die Hand reichen sähen, um ihm Tanzunterricht zu geben!" Er lachte laut auf, und auch ich mußte herzlich lachen.

„Bin ich nicht ein rechter Narr, mein Lieber? Was werden Sie von mir denken?"

„Daß Sie in Ihrer jetzigen Lage sehr wohl tun, sich auf jede Weise zu zerstreuen."

„Sie haben recht, non semper tendit arcum Apollo. Sie sehen, ich kann noch etwas Lateinisch. Ohne die verdammte Geschichte mit mensa mensae wäre es noch mehr. Doch nun genug! Wir wollen zur Ruhe gehen und vor dem Einschlafen noch etwas an die Flüchtigkeit unserer Stunden denken."

Aus der Insel-Bücherei
„Gespräche Friedrichs des Großen"

*

K. H. Waggerl

Du und Angela

Gestern noch waren die Felder öde und wüst, Haus und Garten eine gottverlassene Insel im frostigen Nebel. Aber schon in der Nacht hörtest du den Wind auf dem Dache lärmen, es wurde hell in deiner Kammer, und am frühen Morgen stieg wahrhaftig die Sonne jungfräulich aus dem dampfenden Wald. Den ganzen Tag bist du umhergelaufen, die Luft ist stark und würzig vom Geruch der frischgepflügten Äcker, und die Bäume blühen. Warum solltest du nicht vergnügt sein und in der Seligkeit dieses Tages ein bißchen vor dich hinsummen, das tun ja auch die Vögel laut genug, die sind wie närrisch hintereinander her. Und es fällt dir ein, daß du vor einiger Zeit einen Brief bekommen hast. Ein kleiner Schlüssel kam da aus der Ferne zurück, ein Blatt Papier, damals lag dir nicht viel daran. Aber heute holst du deine Schrotbüchse aus der Kammer, du suchst dir ein wenig Essen zusammen, Mehl und Fett und Käse, und auch den Schlüssel vergißt du nicht.

Gegen Abend stehst du vor der Hütte auf den Almen, und hier willst du nun eine Woche bleiben, bis das Jungvieh aufgetrieben wird. Die Schildhähne balzen um diese Zeit. Du machst Feuer auf dem Herdstein und schüttelst den Strohsack auf, man muß wohl auch sonst ein wenig Ordnung machen. Vielleicht blühen schon ein paar Anemonen an der Sonnenseite, und das Fenster sollte einen frischen Vorhang bekommen, dieser hier schließt nicht mehr gut. Was stand auf dem Zettel? ‚Auf Wiedersehen' stand darauf.
Du kochst dein Mus am krachenden Herdfeuer, und später sitzest du noch eine Weile vor der Hütte. Aber das bringt dein Herz nicht zur Ruhe, die Einsamkeit, der Glanz des besternten Himmels über dem Berg. Das Rauschen der Luft im alten Gras, ach, und dein schlagendes Blut, das alles mischt sich gefährlich in den Schlaf.
Im Morgengrauen hängst du dein Schießzeug um und bist wieder unterwegs. Die Sonne trifft dich schon hoch oben zwischen den Gipfelfelsen, dort hockst du und wartest. Die Wahrheit zu sagen, Schildhähne gibt es da nicht, auch keine Schneehühner, du wirst deine Suppe ungewürzt verdauen müssen. Aber gleichviel, du lehnst die Büchse an den Fels und streckst dich aus. Ganz und gar müßig bist du ja nicht, du hast sogar etwas Bestimmtes im Auge, das Schutzhaus unten in der Mulde. Und dabei denkst du an einen gewissen Morgen im vergangenen Frühjahr, und daß damals ein prächtiges Stück Wild in dieser Gegend stand, ein Mädchen, kraus und braun und munter auf schlanken Beinen. Aber du verstehst dich zu wenig auf diese Jagd, ein Jahr verging, und es steckt noch immer kein grüner Bruch auf deinem Hut ...
„Was suchen Sie denn da?" fragte das Mädchen, kraus und braun.
„Spielhähne", sagtest du, der bärtige Jäger.
Das verstand die Jungfer nicht, man mußte es ihr erklären, Jäger sind artige Leute. Und schließlich war es dir auch erlaubt, neben ihr auf den Steinen zu sitzen und allerlei zu erzählen, dies

und das aus deinem rauhen Leben. Das Mädchen hieß Angela, sie wohnte unten im Schutzhaus.

Oh, eine herrliche Zeit! Der Frühling auf dem Berg ist nicht wie anderswo, nicht prunkvoll und prahlerisch mit einem Übermaß von Blüten und Blumen. Er liegt in der Luft, der Berg atmet ihn aus. In der Stille liegt er oder im Orgelton des Windes über den Klüften, im Schrei der Raubvögel, im Schleifen und Zischen der Hähne, wenn sie ums Morgengrauen über die taufeuchten Böden huschen. Dieser Frühling ist nicht sanft, Angela, kein zärtliches Getändel, er fällt dich mit Gewalt an, mit einem Mal stürzt er dir rauschend ins Blut ...

Schlaflos liegen in sternenhellen Nächten. Unter dem Reisigschirm kauern, wenn im Zwielicht die Birkhähne raufen. Blitzendes Weiß unter krummen Federn, rasende Liebe, Pulverdampf und Tod, so ist es in jedem Jahr. Aber damals lief Angela mit dir auf und ab durch die Almen. Du lagst an ihrer Seite im Beerenkraut, Schneehühner flogen auf, der Habicht stieß vom hohen Himmel nieder in das Holz. Eine Unmenge Tiere gab es, Hasen und Eidechsen, und feuchtschwarze Molche und ganz fern das Gemswild im Blickfeld des Glases. Spät am Tage, als du allein und traurig warst, holtest du noch Blumen für Angela aus der Wand.

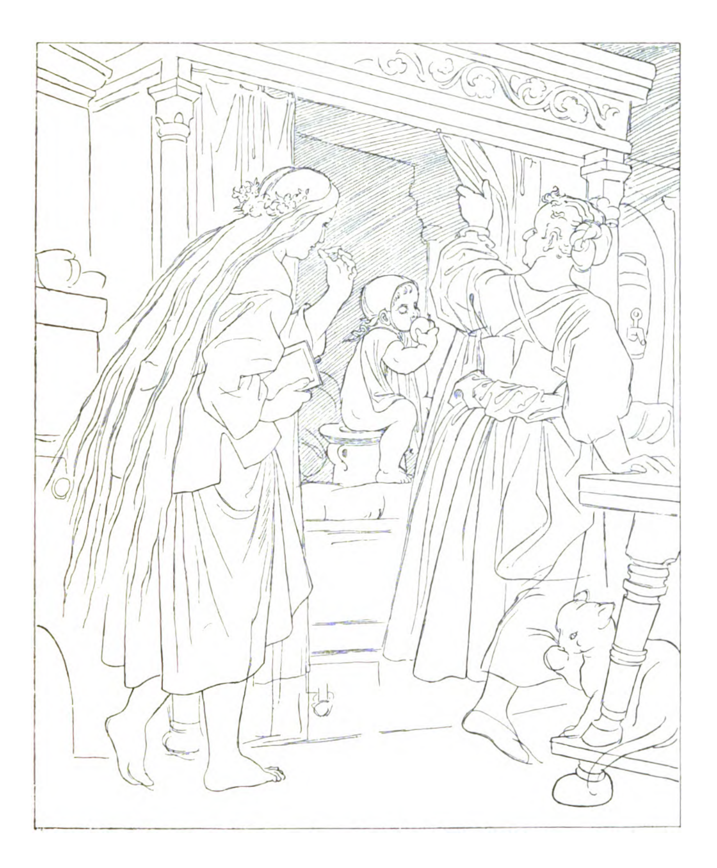
„Ach," sagte sie am andern Morgen, „Himmelschlüssel?"

Nein, Peterstamm. Und du zeigtest ihr die Stellen im Fels, wo der Peterstamm wächst. Kann ein Mensch dort Fuß fassen?

Ja, ein Mann wie du! Du steigst sogar vor ihren Augen ein Stück hinauf, gestern nahmst du freilich die leichtere Seite, aber gleichviel, nach ein paar Griffen hörtest du Angela rufen, angstvoll holte sie dich zurück.

Gut, wenn es nicht anders sein konnte. Angela, und was den Peterstamm betrifft, so hat es damit eine eigene Bewandtnis.

Es gab einmal ein Mädchen in dieser Gegend, das schlief den ganzen Sommer hindurch allein in seiner Kammer, immer allein. Nachts klopfte es am Fenster, da stand der Jäger im Mond-



Moritz von Schwind: Radierung

schein vor der Hütte. „Mach auf!" sagte er. „Ich habe Blumen für dich auf dem Hut, Schweißblumen, wenn du den Riegel aufmachst."
Nein, dachte das Mädchen, ich bin mir zu gut. Schweißblumen wachsen nicht hoch genug für mich.
In der andern Nacht währte es schon länger, bis der Jäger wiederkam, und dann brachte er Edle Raute an das Fenster, die wächst viel höher oben, nicht mehr im Gras.
„Nein," sagte die Jungfer zum zweiten Mal, „laß das Klopfen!" Raute wächst hoch, dachte sie, aber nicht hoch genug für mich.
Und in der dritten Nacht blieb der Jäger am längsten aus. Sein Hemd war naß von Schweiß und Blut, denn er hatte nach Peterstamm gesucht, und so abgründig wie dieser blüht kein anderes Kraut.
Allein das Mädchen blieb auch dieses Mal hart in seinem Übermut. „Peterstamm blüht am höchsten," rief es durch das Fenster, „aber mein Kranz hängt noch höher!"
Da setzte der Jäger alles daran und stieg ein letztes Mal in die Wände, immer weiter hinauf an messerscharfen Graten. Was für ein Kraut wächst wohl am höchsten zwischen Himmel und Hölle? Ach, ein bitteres Kraut!
Das Mädchen lag und wachte bis zum Hahnenschrei, niemand klopfte an das Fenster. Da wurde ihr bang, sie lief hinaus und schrie und suchte, vielleicht mußte sie nun ihr Leben lang allein in der Kammer schlafen, immer allein. Ja, das mußte sie wohl, denn der Jäger lag tot auf dem Anger. Und er hatte nichts Grünes oder Blühendes in der Faust, nur einen Stein, der so hart und taub war wie das Herz des Mädchens. Alle seine Tränen halfen nicht mehr. Und seither, Angela, seit diesem Tage muß jedes Mädchen den Riegel offen lassen, wenn es abends Peterstamm auf dem Fensterbrett findet . . .
Angela lag neben dir auf der Halde, während du die Geschichte vom übermütigen Mädchen erzähltest. Der Wind zupfte an ihrem krausen Haar, die Augen gingen dir über, so keck war der

Wind. Du mußt etwas wagen, dachtest du. Immer nur im Grase hocken und Händchen drücken und weithin seufzen, das war ja lächerlich! Aber dann wollte Angela plötzlich nicht mehr bleiben, nein, man mußte endlich den Blumen Wasser geben, behauptete sie. Weil es doch so kostbare Blumen waren!
Einen Tag bliebst du allein, am andern Mittag gingst du zum Hüttenwirt, um Tabak einzukaufen. Du nahmst auch einen Schnaps und später einen zweiten, Hüttenwirte sind nicht sehr gesprächig. Wer wohnt da oben, wo der Peterstamm am Fenster steht? – Eine junge Dame, morgen reist sie ab.
So? Hüttenwirte sind auch sonst schwer von Begriffen. Das kommt und geht eben, junge Dame, alte Dame, ihnen ist es einerlei.
Übrigens war ein Gewitter zu erwarten, es wurde schwül, ein gewisser metallischer Glanz lag über den Bergen. Auf dem Heimweg trafst du unversehens Angela. Sie stand zwar abseits in den Stauden und war feuerrot vor Schreck, als du sie anriefst, aber du hattest recht gut bemerkt, woher sie kam. Es wurde ein fröhlicher Tag, ach Gott, der fröhlichste von allen, und als die Wetterwolke aus dem Westen herankroch, da wart ihr schon weit auf neuen Wegen. Da blieb keine andere Zuflucht mehr als deine eigene Hütte, zufällig traf es sich so.
Ja, plötzlich war alles Licht verdämmert, Angela schwieg betroffen und sah sich um. Im gleichen Augenblick prallte der Wind an den Berg, eine fauchende Welle, eiskalt und grob. Es sang und knisterte im Fels, Vögel schossen schreiend über euch weg, und Angelas Röcke flatterten wie bunte Sturmfahnen auf dem Grat. Unten im Grünen lag die Hütte, ein breites und sicheres Dach, und gar nicht weit, Angela, ganz nahe!
„Nein!" sagte Angela.
Dann aber griff der Blitz durch die Wolke, ein flammender Arm, und schlug Feuer und Rauch aus dem versengten Gras der jenseitigen Kuppe. Einen Atemzug lang erstarb euch das Herz im Gebrüll des Donners zwischen den Wänden. „O Gott", sagte

Angela, sehr nahe an deiner Schulter, und jetzt gab sie dir willig die Hand für den Weg durch das Geröll. Der Regen jagte euch unter die Wetterbäume, Angela nahm deinen Hut und auch den Lodenrock über ihr dünnes Zeug, und zuletzt ranntest du voraus, um die Hütte aufzuschließen. Wenn Angela kam, konnte schon Feuer auf dem Herd brennen, du würdest sogleich einen tüchtigen Topf zusetzen, heißen Tee und Branntwein für das frierende Kind. Draußen wäre Sturm und krachender Donner, und wenn Angela vielleicht noch immer ängstlich war, dann konntet ihr ja auch in der Kammer sitzen, noch nie seit Menschengedenken hat der Blitz in einen Jägerstrohsack geschlagen.

Schon unterwegs grubst du nach dem Schlüssel in deiner Hose, zum Teufel, Pfeife und Feuerzeug und Tabak in allen Taschen, du hattest doch um Gottes willen kein Loch im Hosensack?

„Angela!" riefst du zurück, „hast du den Schlüssel im Rock?"

Ein ganz winziges Schlüsselchen, Angela, aber kostbar. Fünf Zähnchen hatte es, man konnte es wie einen Ring an den Finger stecken, so hübsch und zierlich war das Schlüsselchen. Und ein so prächtiges Unwetter dazu, die Hütte schwamm in Sturzbächen, eine friedliche Arche mitten in der Sintflut, du hattest sogar Lebkuchen eingekauft, nicht nur Tabak, und nun war der Schlüssel verloren! Eine Weile tobtest du wie ein angeschweißter Bär vor allen Luken, aber das half nicht, Riegel und Gitter hielten stand. Du wolltest die Tür eintreten, aber dort saß Angela auf der Schwelle, nein, hier hatte sie endlich einen trockenen Fleck!

Das breite Vordach schützte euch notdürftig, und da hocktet ihr nun, ausgestoßen und sogar um den Apfel betrogen. Das Wetter verfing sich in dem engen Kessel, es zog im Kreis herum mit Blitzen und Güssen, und das mochte in Ewigkeit kein Ende nehmen, Wind und spritzendes Wasser. Vor den Füßen gurgelte ein Bach, Bäche tropften aus deinem Haar, kleine Rinnsale aus den Ärmeln des Hemdes. Aber jedesmal, wenn es dich schüttelte, rückte Angela ein wenig näher an deine Seite, und dafür frorst du ja auch aus Leibeskräften. Zuletzt reichte der Rock sogar für

beide, es war vielleicht überhaupt am besten, man nahm einander um den Hals.
„Gib mir die Hand, Angela," sagtest du, – „was hast du da in der Faust?"
„Nichts, laß es. – Frierst du noch?"
„Nein, jetzt gar nicht mehr. Willst du wirklich bald abreisen?"
„Morgen", sagte Angela. „Leider", fügte sie hinzu.
Aber sie würde wiederkommen? Im Sommer, Angela?
„Ja, vielleicht!"
Ach, und so verging eine lange Zeit. Ihre Hand gab dir Angela nicht, die vergrub sie fest in ihrem Schoß. Aber du warst nicht eigensinnig, dafür durftest du sonst allerlei wagen. Wie schnell schlug das Herz deines Mädchens, wie sanft war ihre Wange, du dachtest an etwas Kühles und Zärtliches, an ein Birkenblatt im Tau. „Angela," sagtest du, „wenn du wiederkommst, dann blühen die Almrosen, denke dir, alles rot und rot auf unserem Berg!"
Der Himmel brach auf und war dein Zeuge, ja, mochte der Schlüssel verloren sein, du hast dennoch ein treues Herz wie Gold. Und du wirst immer auf Angela warten, ewig.
„Immer?" fragte Angela.
Aber der Sommer verging, auch der Herbst. Jetzt, im Frühling, blühen wieder die Anemonen auf der Halde, Enzian und Peter-stamm im Fels. Du läufst umher auf den vertrauten Wegen, Unruhe und Kummer im Blut. Streifst um das Haus und suchst die Fenster mit dem Glase ab, – alte Damen, junge Damen, keine ist wie Angela.
Was stand auf dem Zettel? Auf Wiedersehn. Eines Morgens wirst du dein Mädchen finden, kraus und braun, sei nur geduldig. Sie wird irgendwo am Wege sitzen oder unter den Bäumen und wird auf dich warten.
Bei Gott, das wird sie tun!

*



Rudolf Alexander Schröder

Der Genfer See

Sacht am südlichen Hang lehnt mir die Klause nun,
Drin ich wohne, beschirmt gegen den Winterwind,
Wohne, weil mir im Rücken
Noch dies bunte Gebirg besteht.

Drin ich länger des Tags, länger des Sommerlichts
Und der Wärme genieß. – Aber herniederwärts
Schau, die Länder besucht ich,
Schau, die Wasser befuhr ich einst.

Kamest, lange gehofft, lang mir erbeten du,
Kaum erwartet annoch, aber willkommener
Denn die Frühe, des Jahres
Linder, lächelnder Nachmittag;

Da die goldene Tracht, Beere bei Beeren mir
Goldner funkelt und schwillt, röter der Apfel reift,
Da noch scheidend die Rose
Blüht, doch duftet der Berg wie Wein.

Einsam? – Aber ich darf freilich so still nicht ruhn;
Pfade winken genug, winken hinab, hinauf.
– Wohl, längst bin ich dem Mann gleich,
Der von drüben, ein Fremdling, käm.

Bins und bin es auch nicht, lausche dem Lobgesang,
Glocken, wenn sie das Land drunten vernahm und dankt,
Wenn im reineren Windhauch
Berg und Wolke verwandelt glänzt.

Ah, und atmet mir nicht Jugend im Glanzgewölk,
Nicht im wehenden Wind Freude? – Du weißt es, Herz,
Weißt es: hinter den Hügeln
Steht im Dämmer bereits der Stern.

Abend. – Also verstummt Feier des scheidenden
Tags; die Firnen hinauf schwand er ins Leere. Nacht
Rückt mit raunenden Lichtern
Nordwärts. – Blicke du, Wächter, denn

Wachsam, blicke getrost immer der Sonne nach.
Bald! – Von lohen Gewänds Feldern im Untergang
Setzt dein kehrender Morgen
Die demantenen Sohlen auf.

*

Friedrich Nietzsche

Die Umwertung aller Werte

Es naht sich, unabweislich, zögernd, furchtbar wie das Schicksal, die große Aufgabe und Frage: Wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden? Und wozu soll „der Mensch" als Ganzes – und nicht mehr ein Volk, eine Rasse – gezogen und gezüchtet werden? Die gesetzgeberischen Moralen sind das Hauptmittel, mit denen man aus dem Menschen gestalten kann, was einem schöpferischen und tiefen Willen beliebt: vorausgesetzt, daß ein solcher Künstler-Wille höchsten Ranges die Gewalt in den Händen hat und seinen schaffenden Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann, in Gestalt von Gesetzgebungen, Religionen und Sitten. Solchen Menschen des großen Schaffens, den eigentlich großen Menschen, wie ich es verstehe, wird man heute und wahrscheinlich für lange noch umsonst nachgehen: sie fehlen; bis man endlich, nach vieler Enttäuschung, zu begreifen anfangen muß, warum sie fehlen und

daß ihrer Entstehung und Entwicklung für jetzt und für lange nichts feindseliger im Wege steht als das, was man jetzt in Europa geradewegs „die Moral" nennt: wie als ob es keine andere gäbe und geben dürfte, – jene vorhin bezeichnete Herdentier-Moral, die mit allen Kräften das allgemeine grüne Weide-Glück auf Erden erstrebt, nämlich Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Leichtigkeit des Lebens und zu guter Letzt, „wenn alles gut geht", sich auch noch aller Art Hirten und Leithämmel zu entschlagen hofft. Ihre beiden am reichlichsten gepredigten Lehren heißen: „Gleichheit der Rechte" und „Mitgefühl für alles Leidende" – und das Leiden selber wird von ihnen als etwas genommen, das man schlechterdings abschaffen muß. Daß solche „Ideen" immer noch modern sein können, gibt einen üblen Begriff von dieser Modernität. Wer aber gründlich darüber nachgedacht hat, wo und wie die Pflanze Mensch bisher am kräftigsten emporgewachsen ist, muß vermeinen, daß dies unter den umgekehrten Bedingungen geschehen ist: daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage ins Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Verstellungs-Kraft unter langem Druck und Zwang sich emporkämpfen, sein Lebens-Wille bis zu einem unbedingten Willen zur Macht und zur Übermacht gesteigert werden muß, und daß Gefahr, Härte, Gewaltsamkeit, Gefahr auf der Gasse wie im Herzen, Ungleichheit der Rechte, Verborgenheit, Stoizismus, Versucher-Kunst, Teufelei jeder Art, kurz der Gegensatz aller Herden-Wünschbarkeiten zur Erhöhung des Typus Mensch notwendig ist. Eine Moral mit solchen umgekehrten Absichten, welche den Menschen ins Hohe statt ins Bequeme und Mittlere züchten will, eine Moral mit der Absicht, eine regierende Kaste zu züchten – die zukünftigen Herren der Erde –, muß, um gelehrt werden zu können, sich in Anknüpfung an das bestehende Sittengesetz und unter dessen Worten und Anscheine einführen. Daß dazu aber viele Übergangs- und Täuschungsmittel zu erfinden sind und daß, weil die Lebensdauer eines Menschen beinahe nichts bedeutet in Hinsicht auf die Durchführung so langwieriger Aufgaben und Absichten, vor allem erst eine neue Art

angezüchtet werden muß, in der dem nämlichen Willen, dem nämlichen Instinkte Dauer durch viele Geschlechter verbürgt wird – eine neue Herden-Art und -Kaste –, dies begreift sich ebensogut als das lange und nicht leicht aussprechbare Undsoweiter dieses Gedankens. Eine Umkehrung der Werte für eine bestimmte starke Art von Menschen höchster Geistigkeit und Willenskraft vorzubereiten und zu diesem Zwecke bei ihnen eine Menge in Zaum gehaltener und verleumdeter Instinkte langsam und mit Vorsicht zu entfesseln: wer darüber nachdenkt, gehört zu uns, den freien Geistern – freilich wohl zu einer neueren Art von „freien Geistern" als die bisherigen: denn diese wünschten ungefähr das Entgegengesetzte.

Ich habe das Glück, nach ganzen Jahrtausenden der Verirrung und Verwirrung den Weg wiedergefunden zu haben, der zu einem Ja und einem Nein führt.
Ich lehre das Nein zu allem, was schwach macht, – was erschöpft.
Ich lehre das Ja zu allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt.
Man hat weder das eine noch das andere bisher geglaubt: man hat Tugend, Entselbstung, Mitleiden, man hat selbst Verneinung des Lebens gelehrt. Dies alles sind Werte der Erschöpften.
Ein langes Nachdenken über die Physiologie der Erschöpfung zwang mich zu der Frage, wie weit die Urteile Erschöpfter in die Welt der Werte eingedrungen seien.
Mein Ergebnis war so überraschend wie möglich, selbst für mich, der in mancher fremden Welt schon zu Hause war: ich fand alle obersten Werturteile, alle, die Herr geworden sind über die Menschheit, mindestens zahm gewordene Menschheit, zurückführbar auf die Urteile Erschöpfter.
Unter den heiligsten Namen zog ich die zerstörerischen Tendenzen heraus; man hat Gott genannt, was schwächt, Schwäche lehrt, Schwäche infiziert ... ich fand, daß der „gute Mensch" eine Selbstbejahungsform der décadence ist.

Jene Tugend, von der noch Schopenhauer gelehrt hat, daß sie die oberste, die einzige und das Fundament aller Tugenden sei: eben jenes Mitleiden erkannte ich als gefährlicher als irgendein Laster. Die Auswahl in der Gattung, ihre Reinigung vom Abfall grundsätzlich kreuzen – das hieß bisher Tugend par excellence...
Man soll das Verhängnis in Ehren halten; das Verhängnis, das zum Schwachen sagt: „Geh zugrunde!"...
Man hat es Gott genannt, daß man dem Verhängnis widerstrebte, – daß man die Menschheit verdarb und verfaulen machte...
Man soll den Namen Gottes nicht unnützlich führen...
Die Rasse ist verdorben – nicht durch ihre Laster, sondern ihre Ignoranz: sie ist verdorben, weil sie die Erschöpfung nicht als Erschöpfung verstand: die physiologischen Verwechslungen sind die Ursache alles Übels...
Die Tugend ist unser großes Mißverständnis.
Problem: Wie kamen die Erschöpften dazu, die Gesetze der Werte zu machen? Anders gefragt: Wie kamen die zur Macht, die die Letzten sind?... Wie kam der Instinkt des Tieres Mensch auf den Kopf zu stehn?...

Wir sind die Erben der Gewissens-Vivisektion und Selbstkreuzigung von zwei Jahrtausenden: darin ist unsre längste Übung, unsre Meisterschaft vielleicht, unser Raffinement in jedem Fall; wir haben die natürlichen Hänge mit dem bösen Gewissen verschwistert.
Ein umgekehrter Versuch wäre möglich: die unnatürlichen Hänge, ich meine die Neigungen zum Jenseitigen, Sinnwidrigen, Denkwidrigen, Naturwidrigen, kurz die bisherigen Ideale, die allesamt Welt-Verleumdungs-Ideale waren, mit dem schlechten Gewissen zu verschwistern.

Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet: nicht auf eine individualistische Moral. Der Sinn der Herde soll in der Herde herrschen, – aber nicht über sie hinausgreifen: die Führer

der Herde bedürfen einer grundverschiedenen Wertung ihrer eigenen Handlungen, insgleichen die Unabhängigen oder die „Raubtiere" usw.

Jede Lehre ist überflüssig, für die nicht alles schon bereit liegt an aufgehäuften Kräften, an Explosiv-Stoffen. Eine Umwertung von Werten wird nur erreicht, wenn eine Spannung von neuen Bedürfnissen, von Neu-Bedürftigen da ist, welche an den alten Werten leiden, ohne zum Bewußtsein zu kommen.

Aus dem „Nietzsche-Brevier" in der Insel-Bücherei

*

Edzard H. Schaper

Die Nachfahren Petri

Neunzehn Jahrhunderte nach dem Tage, da am Galiläischen Meer der Verheißene Simon und Andreas von ihren Booten, Netzen und Angeln und dem ganzen mühseligen Tagewerk gerufen hatte, um sie zu Menschen-Fischern zu machen, und wenige Tage später Jakobus und Johannes, Söhne des Zebedäus, die mit dem Vater zusammen gerade dabei waren, die Netze zu flicken, – neunzehn Jahrhunderte später fuhr ein Fischdampfer durch die Nordsee, rundete Skagen und nahm seinen Weg längs Norwegens Küste nordwärts, um die Fanggründe des Eismeeres aufzusuchen und Dorsch, Schellfisch und was es sonst gäbe zu fischen.

Es ging gegen Dezember, aber im Golfstrom war keine Kälte zu fürchten; erst als das Schiff in den Westfjord einbog und mit dem Lotsen an Bord durch die Fjorde, an Tranö, Tromsö und Honningsvaag vorbei, dem Nordkap entgegen fuhr, saugte der Frost den ewigen Staubregen des Atlantik auf. Die Masten des Schiffes wurden dick wie Schornsteine, die Pardunen und Wanten wie mit weißem Pelz umschlagen, die Winschen lagen sachte zischend unter

weißen Decken, jeder Draht und jedes Tau hatte seinen Reifmantel an, die Anker hingen als große Eisklumpen aus den Klüsen ...
Rein und blitzend weiß stampfte der Dampfer nordwärts, ein ganz neues Schiff, Morgen für Morgen, – bis am Nordkap der Golfstrom ihm wieder begegnete und ihm in einer Nacht zu seinem gewohnten schmutzigen Aussehen verhalf. Das Deck war ölig und die Winschen verkleistert von geronnenem Schmieröl, die Pardunen schwarz und der Mast zerschunden, alles begegnete sich wieder, wie es sich kannte, und in dieser Rückkehr lag Sinn, denn nun sollte das Schiff an seine Arbeit gehen, in der es so geworden, wie es nun mal war.
Qualmend arbeitete es sich durch die See. Es dunkelte, es nachtete, es wurde am Ende nie wieder hell. Unter dem Polarkreis hatte man Abschied von der Sonne genommen, Finsternis brütete jetzt über dem Meer, kaum daß sie gegen Mittag der Zeitrechnung etwas aufgraute, und die Uhr des Schiffes verlor ihren Sinn, denn ihre Stunden konnten Morgen oder Abend zugehören, – wer wußte das genau? Mit der allmählich ferneren Küste blieben auch Raum und Zeit zurück; die Nacht, die Unendlichkeit, die über dem skvalpenden Wasser zu brüten schienen, nahmen Besitz von dem rastlos vordringenden Schiff, und das Licht, das es nach allen Seiten hin ausstrahlte, wurde von Nebel und Dunst wie mit dicken Tüchern aufgefangen und allsogleich erstickt.
Wie in einem Sarg ging das Leben der Menschen vor sich.
Vor dem Mast lagen sie in ihren Kojen, über sich niedrig die Decke, nach allen Seiten hin Wände, die Habseligkeiten hinter dem „Wellenbrecher" verstreut, starrten dösend zur Decke, spieen nach außen, stierten ins Skylight, hinter dem das Dunkel stand, wie überall, und spuckten wieder. Das Bugwasser flog zischend über das Schanzdeck, jede Welle ließ den Bug sich heben, und jedes Wellental ließ ihn fallen; mit geschlossenen Augen mochte man glauben, in einem sehr schnell auf und ab fahrenden Fahrstuhl zu sein, oder in einer Luftschaukel, und ebenso wußte man die

Heizer stehen, in der Finsternis, vor dem dörrenden Glutschein der Feuer, den Koch, den Steuermann, den Rudergänger, jeder dort, wo sein Platz war, allesamt wie krabbelnde oder verweilende Würmer in einem Sarg, in dem es nach Fisch, nach Öl, nach Schnaps und nach Menschen stank.
Mit diesem engen Mantel von Gestank rollte das Schiff über die weite Strecke, die auf den Karten „Skolpenbank" genannt wird, und tastete sich in der Finsternis, in der Zeit und Gedanke noch unfaßlich gebunden scheinen, südwärts, der sibirischen Küste entgegen. Und als führe es in einen Sack hinein, gähnte Finsternis vor ihm und schloß sich Finsternis hinter ihm mit seinem Kielwasser; Backbord und Steuerbord waren gleich dunkel; aber der Sarg schwamm, es lebten Menschen darin, die sich niemals wuschen, weil das beim Fischen Unglück bringt, und klarten sich, so gut sie konnten. Sie stolperten und flogen durcheinander auf dem glitschigen Deck, alles zum Fang vorbereitend, das Rollen der Winschen zersprengte die Finsternis und das Schweigen, die Morselampe zuckte, die Antenne schwirrte wie ein Schwarm blutdürstiger Mücken, – aber alles wurde gleich wieder eingefangen, kaum daß es dem Getriebe entglitten war, und wie mit schweren Tüchern erstickt in Lautlosigkeit und Schweigen, das sich peinigend über alle Zonen spannte, und Nachtschwärze, die keinen Grund kannte und von einem Ende der Welt zum anderen zu reichen schien.
Die großen Scheinwerfer an der Brücke, in der Finsternis ein Ersatz für die Sonne, und deshalb wohl auch Sonnenbrenner genannt, brannten probeweise zum erstenmal. Es hatte wieder begonnen kalt zu werden, und dann und wann tasteten ihre Strahlen hinaus in die Finsternis und argwöhnten, Treibeis zu treffen. Dann kam grobe See, und das Schiff hieb mit dem Steven in die mächtigen Wellen und hackte sich recht und schlecht seinen Weg südostwärts. Vögel, Futter witternd, kamen lautlos, ohne zu schreien, wie Eulen so still, wie Motten zum Licht und schwebten eine Weile über dem Kielwasser und um die Masten.

Einmal klomm das Schiff wie ein wanderndes Haus auf einen Wellenberg, und dann wieder schien es ein Unterseeboot zu werden und fuhr eine gute Weile bis an die Aufbauten unter Wasser, daß die Maschine gestoppt werden mußte, um überhaupt wieder hoch zu kommen, – bis ein andermal die achtern in der Luft rasende Schraube die Verwandlung zum Flugzeug andeuten wollte. Aber es schwamm, es schwamm gut, es klarte sich in diesem Wasser besser als mancher Vogel.

Erst wurde einer, der dicht über dem Wasser geflogen war und blitzschnell nach irgendeinem Abfall tauchen wollte, von einer Querwelle erfaßt, gegen die Aufbauten geschlagen und trieb nun hilflos, betäubt im verstrudelnden Wasser herum, und dann war es noch ein zweiter, der dem Schiff nicht rechtzeitig entrann und mit einem Brecher, der sich über das Vorschiff ergoß, Hören und Sehen vergaß. Man holte die beiden auf die Brücke; es war Geistesgegenwart genug nötig, daß es dem Boten nicht wie den Vögeln erging, und unter dem Schein der Lampe im Kartenhaus, unter den belustigten Gesichtern bärtiger Männer erwachten die beiden Opfer wieder aus ihrer Ohnmacht.

„Was ist das für einer . . .?" fragte der Rudergänger, der sich in den vielen Arten von Vögeln nicht auskannte.

„Der hier . . .? der schwarze . . .? – Das heißt man einen ‚Jan van Gent'!"

„Und der graue da, mit dem langen Fischfänger-Schnabel . . .?"

„Das ist nur ein ‚Dummer August'!"

„Merkwürdige Namen!" sagte der Rudergänger. Der Wachthabende sah ihn grinsend an, nahm die beiden erwachten Vögel so, daß sie nicht beißen konnten, und warf sie in Lee zur Tür hinaus. Eine Strecke lang flogen sie wie Steine, aber dann breiteten sie die großen Flügel aus und stürzten, vom Winde erfaßt, mit einem heiseren Schrei davon.

„Ja, – Namen, – Namen . . ." sagte der Wachthabende und schloß die Tür; seine Augen bohrten ein wenig in der Wand Finsternis, in die das Schiff einen kleinen, schwachen Keil schlug.

... „Hier bekommt dat Kind sin' Namen und wird lopen laten, dscha, lopen laten ..."
Ja, es bekam seinen Namen und wurde laufen gelassen. Es lief dahin, – wohin? – wer konnte das wissen! Die Finsternis überspannte die ganze Welt. Es flog, und es schwamm, das Kind, es trug seinen Namen, und die saugende Leere der nachtschwarzen Welt zehrte daran; es wurde namenlos mit all seinen Namen, es fiel in seine Anfangsgründe zurück, und wie es einmal in irgendeiner Stunde unter den belustigten Blicken verwilderter Kerle genannt worden war, im Schein einer vergänglichen Lichtinsel, umgeben von ewigem Dunkel, war es die Willkür einer Handvoll Menschen in ihrer undurchdringlichen Einsamkeit, durch die sie von Geschlecht zu Geschlecht über der Meeresvögel Namen Kunde gaben.

Wie alle Schiffe, so hatte auch dieses Leute, die vor dem Mast, in einem „Ruff", und andere, die achtern, in der „Messe", unterwegs waren. So namenlos wie die Fischer des Galiläischen Meeres, ehe sie zu Menschenfischern wurden, waren die Leute hier vor dem Mast, im „Ruff", und dazu noch trugen ein paar von ihnen jene Namen, die später geheiligt und unter deren Zeichen Kirchen und Klöster gebaut wurden.
Johannes, oder kurz: Jan genannt, war der eine; er kam aus Ostfriesland. Jakob war der andere und war zwischen Nordenhams Häusern aufgewachsen; Andreas, der dritte, stammte aus Pommern; und Simon endlich, zum Spaß manchmal auch Petrus genannt, mahnte in seinem Kauderwelsch daran, daß er Däne dem Vaterland und Deutscher dem Seemannsbuch nach war. – Max endlich hieß ein Heizer, der das Ruff mit jenen anderen und noch einigen teilte, doch eigentlich hieß er Markus und schämte sich dieses frommen Namens, weil er ein vor den Feuern ausgedörrter, grimmiger Kerl war, der ohne die tägliche Buddel Rum nicht auskommen konnte und sein frühzeitig alt gewordenes Geier-Gesicht endlosen Zechereien, Schlägereien, Ludereien und

der Berserker-Hitze aller Bunker und Feuerräume aller Flotten der Welt verdankte, denn nirgends hatte er es lange ausgehalten. – Und gleich den biblischen Fischern waren auch diese hier andauernd im Trab, nahmen das steinalte Brot und die grünliche Margarine, den tranigen Eberspeck, die sauren Königsberger Klopse aus Corned beef, in Essigwasser gekocht, und die verdorbene Büchsenwurst auf sich, schufteten, bis zu den Hüften im Wasser stehend, rissen sich die Hände blutig an den neuzeitlichen, hakigen Stahldraht-Trossen, froren sich die Finger ab in der sibirischen Kälte, vergifteten sich den Magen mit Katfisch-Leber, daß sie am ganzen Körper blau anliefen und nur das tassenweise eingegebene Rizinusöl des Kapitäns sie vor dem ach! so bettlägerigen Seemannstod bewahrte, standen festgebunden bei schwerer See am Gangseil, fünfzig, sechzig und mehr Stunden lang, bei Kälte und Sturm, wund, blutig, eisende Handschuhe an, Fische fangend, Fische schlachtend, und einer von ihnen: der Jüngste, der Dümmste, stand wie in einer Tretmühle im Wasserschaff, stundenlang, tagelang, in vereisten Gummistiefeln, und trat den toten Fischen auf den aufgeschnittenen Leib, daß sie gut ausbluten sollten, – stelzte herum wie ein ägyptischer Sklave, umspritzt von Frischwasser, das ein lecker Schlauch in das Schaff entließ und auf ihn, bis sein schafwollener Islandjanker allmählich zum Eisschuppenpanzer wurde und er einem behenden australischen Gürteltier glich. Und jeden Fisch, jeden einzelnen aus den Tausenden von Zentnern, die das Schiff zu fangen ausgeschickt war, – jeden Fisch, wenn er gut ausgeblutet war, packte er einmal im Leben am Schwanz und warf ihn im hohen Bogen in ein anderes der Fächer, in die das Vordeck eingeteilt war.

Tage und Nächte ein einziger ununterbrochener Arbeitstag, ein „Törn", Wochen reihten sich undurchdringlich aneinander. Die Buddel dann und wann an den Mund, im Schlaf, wie die anderen, die nach siebzig Stunden Arbeit ununterbrochen einfach nicht mehr konnten und schlafend im grellen Licht der Sonnenbrenner standen, festgebunden bei der schweren See, wippend und

knicksend in den Knieen beim Rollen und Schlingern des Schiffes, das Messer in der blutigen Faust, bis an die Hüften in dem mit leisem Schmatzen verendenden Fisch, der sich in seiner Todesangst, und um den heraufquellenden Magen noch niederzuhalten, gegenseitig auffraß, – zwischen Schellfisch und Katfisch, Speckfisch und vielarmigen Rochen, Seehasen und Seesternen, Muschelgetier und Krebsgetier, – aber schlafend, das Kinn auf der Brust, Bart und Backen mit einer dünnen Eisschicht überzogen, stöhnend, wenn sie erwachten und das Leben an den festgefrorenen Mienen riß.

Tag und Nacht standen Jan, Jakob, Andreas und Simon so, und Max-Markus war seine Zwölf-Stunden-Schicht vor den Feuern und sprang dann und wann schweißverklebt, halbnackt, eine Rum-Rauch-Fahne hinter sich, an ihnen vorbei. – Halb schlafend setzten sie ein neues Netz aus, wenn an Deck ein wenig aufgearbeitet war, gingen zu Kojs, aber nach einer Weile hieß es wieder: „Antörnen! All hands an Deck!", und bei Hagel und Schlackschnee krochen sie an Deck und über Deck herum, mal hoch über, mal bis an die Hüften im Wasser. Dann ging einer bei Gelegenheit eines Nachts über Bord beim Gang zur Kombüse, sie merkten es erst nach Stunden, als er nirgends zu finden war, und da war es zum Suchen zu spät. Billig davongekommen wollte man es nennen, wenn es nur einer auf dieser Fahrt blieb, keiner wollte der Nächste sein, und so krochen sie von nun an bei schlechtem Wetter, – mußte es schon sein, – über die Brücke, durch die Schächte, an moosig-rußigen Leitern in die Bunker, von dort in den Feuerraum zu Markus, dann in die Maschine und von da wieder treppauf in die Kombüse, um Essen zu holen, und denselben Weg zurück mit Napf und Schüssel.

„For sören, for hundan, for pokkers, for fanken, for syttan, for settan, for fanden, for tvysan," – endlich: „for satan!" fluchte Simon; es bedeutete alles ein und dasselbe: Zum Teufel mit diesem Leben! Sie alle waren damit nicht zufrieden, aber sie alle bekamen ein Viertel Prozent vom Fang-Erlös, und dies Viertel-

prozent brachte sie dazu, wahre Wunderdinge zu vollbringen an Kraft und Ausdauer, und den Tran der Leber kochten sie gar unter einer warmen Wolke von Gestank auf eigene Rechnung aus und schlabberten ein paar Tassen gleich, lauwarm wie er war, in sich hinein. Und dennoch maulten und knurrten sie, es war „aldeles ikke det rigtige", wie Simon meinte.

Bisweilen aber wurden die Zeiten doch etwas ruhiger. Entweder sie hatten zum Schluß doch ein Einsehen achtern, oder man fuhr gerade zu anderen Fanggründen, die der Funker aus dem Klatsch der Schiffe rundum erraten hatte. Jedenfalls wurde es ruhiger im Ruff, Stunde um Stunde lagen sie alle unbeweglich in ihren Särgen, an den Wänden hingen Mäntel und Jacken zum Trocknen und schwebten mit dem Krängen des Schiffes sachte in den Raum hinein oder drückten sich an die Wand. Die Stiefel lagen umher: ein Berg, schlibbrig und silbrig von Fischschleim und -schuppen, und erfüllten das Ruff mit schwerem Dunst, der Kanonenofen war glutrot und sprühte Hitze, wie für die heißeste Hölle geschaffen, und in der von Gestank gesättigten, verbrauchten Luft konnte die Lampe nur blinzeln, indes ein Rußfaden, wie Zwirn so schwarz, beständig zur Höhe stieg.

So lagen sie nun alle in ihrem Sarg, unbeweglich, wie es sich für Todmüde geziemt. Ab und an lehnte sich einer zur Koje hinaus und sagte etwas nach unten, nach hinten oder nach oben oder zur Seite, und manchmal dauerte es nicht lange, und sie hatten alle die Köpfe hinausgestreckt und schwatzten wie Dorfleute und Nachbarn im Leben und Tode, ein jeder aus seinem Sarg. – Da kam es heraus, was sie wollten, und so gesagt, wie es ihnen nun mal zumute war.

Erst redeten sie über Häfen und Schiffe, Kapitäne und Kameraden, und zum Schluß sagte Simon aus Jütland, daß dieses Leben „aldeles ikke det rigtige" sei. – Wie aber sollte es denn sein?

Sie warteten auf keinen vorbeiwandernden Propheten, der sie zu Menschenfischern berufen sollte, sie hatten nichts, worauf schon ihre Vorväter warteten, sie hatten keine andere Verheißung als

die aller Unzufriedenen: daß die Reeder einmal fischen sollten und sie – Simon, Andreas, Jan, Jakob und Markus – mal in den Direktionssesseln sitzen und Brasil rauchen müßten, ab und zu ein Schreibmaschinenfräulein vornehmen und ein bißchen „koselig" sein, wie Simons Ausdruck für etwas sehr Schönes war. Noch besser, und auf lange Sicht gesehen, war, wie sie es später vorschlugen. Es war das reinste Paradies, was da in Sicht kam: kleine Bäderdampfer mit verläßlichen Steuerleuten und einem Kapitän Jakob, in weißen Flanellhosen, Zigarre im Mund, Kieker um den Hals, vor schönen Damen die Hand am Mützenschild, Kommodore-Spitzbart, – eine kleine Kneipe mit Mittagstisch, eine hübsche Küstenfahrt-Reederei in Siam, – solcher Art Sachen kamen da vor, und in jeder saß wohlbehaglich irgendeiner von ihnen und hatte es so, wie es sich nach Gottes Weisheit gehören sollte.

Sie schwelgten im Vorgeschmack, – aber dann wurde die Tafel jählings unterbrochen. „Antörnen!" brüllte es von der Brücke.

Sie krochen aus der Koje, wieder in Stiefel und Mantel, und es ging ans „traelle", wie Simon sagte, die Schellfische wollten mal ihr Schlachtmesser besichtigen.

Sie taten es auch, und es waren vielleicht neunzehnhundert und mehr Jahre vergangen seit dem Tage, da sie eine Taufe und ihren Namen bekommen hatten. Auch das war am Galiläischen Meer geschehen und wurde jetzt unter Kap Kanin im Eismeer gefeiert. Törn um Törn standen die Nachfahren Petri an Deck und schlachteten Schellfische, und in irgendeiner Stunde kam auch die Rede auf den Namen, zwischen einem Schluck Rum und dem nächsten:

Wißt ihr auch, woher der Schellfisch seinen Namen hat?

Nee, dat wissen wir nu nich 'n mol.

Dscha, dann schall ek dat wol mal verzählen! – Dat is nu gut und gerne twintichhundert Johr her wesen, da steiht der olle Petrus am See Genezareth und pusselt mit seinen Netzen und seinem Garn und kalfatert grade sein Boot mit Teer und solchen schönen

Sachen. Awer, weil he doch nu mal immer en praktischen Kirl wor, so hett he ja ook ne Angel utgelegt und denkt so: Wenn da ein Fisch bei ist und an'nebissen hat, dann merk ek dat ja wol! Und so kalfatert er man zu und hat schwer zu tun.

Mit einemmal sieht er, daß die Angel zuckt; er läuft hin, holt sie raus, und da hang ja auch ein hübschen Fisch an; weiß, wie Silber!

„Du Schelm, du," seggt der olle Petrus und lacht, „du Schelm!" und davon hat der Schellfisch seinen Namen. Aber von Petrus seinen schmutzigen Teerfingern hat er die schwarzen Flecken an der silbernen Kehle; die blieben ihm bis heute.

Wochenlang schon sind sie unterwegs in der Finsternis, – da beginnt allmählich der Heimatshafen von ferne zu leuchten. Sie erinnern sich an Kneipen, an Mädchen, an tausenderlei Sachen, und wenn sie zwischen zwei Törn vom Schlaf aufwachen, kommt auch ein Gespräch in Gang, von Sarg zu Sarg. Das Wetter ist grob, die See geht hohl, es kommen schwere Stürme, die alle Arbeit an Deck unmöglich machen, und dann liegen sie mehr denn je in den Kojen und braten, wie sie es nennen, in Gestank und Ofenhitze, Toddy und Rum. Aber das Wetter ist so schlecht, daß in der Kombüse nichts zustande kommt. Einmal springt der Kessel vom Herd, dann wieder brennt das Feuer nicht, weil der Sturm den Zug des Schornsteines abriegelt, und so gibt es jetzt morgens, mittags und abends Büchsenwurst, rohen Speck, Margarine und Brot. „Die richtige ‚Diätet'", sagt Simon, „und die reine Kurpromenade!" ergänzt Jan, der verdreckt von achtern durch die Schächte kommt und sich ein paar Backpflaumen geholt hat.

Ja, sie denken nicht mehr an ihr Zukunftsparadies; auch die Vergangenheit war eines, sie haben es im letzten Hafen verlassen. Wie es nun bis hierher leuchtet!! – Aber dann findet Jan, der unverheiratet ist, daß seine Furunkel wohl ebenso schön leuchten, sie werden von Tag zu Tag entzündeter, – und stundenlang

hocken sie in den Kojen beim Blinzeln der Lampe und behandeln Wunden und Geschwüre, die ihnen der Stahldraht und die salzige Schiffskost zusetzten.
Kein Frischfleisch, kein Gemüse, nichts, nichts gibt es, und am Ende aller Klagen sagt Simon zu Andreas: „Mensch, jetzt so eine Apfelsine haben! Eine Apfelsine, richtig saftig, es muß nur so spritzen, wenn man die Schale abpellt." – „Ja, Mensch, aber hör auf damit!" – Aber Simon hört nicht auf.
„Blutapfelsinen, – das wäre die feinste Sorte!" – „Hör auf, sage ich dir!" – „Wenn man reinbeißt, wie in einen Apfel, dann muß es einem ordentlich durch die Stoppeln laufen ..." – „Hold kjaeften!" verweist ihn ein anderer mürrisch. Aber aus einem anderen Sarg kommt es: „Und die sind jetzt so billig! Fiften Penning man bloß." – „Was würdest du jetzt dafür geben?" fragt Simon gespannt. – „Mensch, eine ganze Mark gäbe ich dafür!" – „Eins, fünfzig!" springt Jan schnell ein. – „Zwei!" Andreas. – Aber Simon muß den Preis der Ware wert machen: ... „Und denn noch ohne Kerne ... !" – „Ja," bestätigen viele, „das ist feinste Sorte! Schale dünn, und Fleisch dick! Ja, ja ..."
Lange Zeit ist es still, bis plötzlich einer wieder wie träumend von vorn anfängt: „... Mensch, jetzt so'ne Apfelsine haben ...!"
„Ich geb dir drei Mark dafür!" sagt Jakob verzweifelt; „hast du eine ...?" – „Nee, ek ha nich ..." – „Wenn du eine hast, – ek gew di en Daler un een ganze Mark dato ... !" kommt es ganz erbittert von Jan. – „Ek hew man bar' keen ..." seufzt Simon und sieht ein gutes Geschäft entschwinden; „... wenn ek man bar' een hätt ...!" Aber da war auch wirklich im ganzen Ruff keine Apfelsine, und auch nicht achtern, und vielleicht war es deshalb, daß sie, unter immer neuem Ausmalen, wie schön es wäre, wenn man eine hätte, den Preis der Apfelsine langsam bis auf acht Mark hinaufsteigerten, denn sie waren sich ganz sicher: keiner konnte den anderen beim Wort nehmen, die Apfelsine hinhalten und das Geld einfordern.

Ein andermal um diese Zeit nehmen ihre Reden einen anderen Weg. Sie hatten eben im Wasser stehend neue Netze untergeschlagen und alles zum Aussetzen vorbereitet, denn der Fang sollte trotz Wetter und Wind bald beginnen, und kamen müde und naß von Deck und gingen gleich zu Kojs. Zum Trocknen der Sachen war der Ofen frisch versehen worden, und nicht lange, so stand er rotglühend, schamrot, bei allem, was sie quicklebendig aus den Särgen hinausriefen. Sie redeten über Frauen ganz allgemein und über Ehefrauen im besonderen. Simon war verheiratet und Andreas auch, ein paar andere im Ruff hatten das vor ein paar Jahren schon fertig gebracht und waren nach ein paar Schlägereien schon längst wieder geschieden; Simon und Andreas aber hielten zur Stange und freuten sich jedes Jahr über die zwanzig oder dreißig Tage, an denen sie ihre Frauen sahen. Und weil sie nun auf Ehefrauen im besonderen und auf die häusliche Küche zu sprechen kamen, fing ein jeder an, die seine zu loben.

„Ich sage euch," verriet Simon, „eine Leberpastete, wie meine Frau sie macht, macht keine andere. Weich wie Butter, sage ich euch, und obenauf eine ganz kleine braune Kruste!" – Ob roh oder abgekocht gebacken, wollte Andreas wissen. – „Roh natürlich, anständige Pastete wird nicht aus gekochter Leber gemacht!" – „Und Rollwurst!" – „Mit viel oder wenig Speck?" fragte Andreas wieder. – „So halb und halb!" war es Brauch in der Küche der besten Frau der Welt. – Und dann „Äpfel im Schlafrock", und Ferkelbraten, die Kruste recht rösch, mit gebackenen halb-süßen Kartoffeln ... !

Es blieb alles still, keiner wagte es, den Tisch umzustoßen, auf dem das alles ganz deutlich stand. Der Ofen sandte mörderische Glut aus, fast verlöschte die Lampe, so warm war es, und alle überkam die Schläfrigkeit.

„Ich glaube, das Wetter wird schlechter ..." murmelte jemand aus dem Dämmern, aber das verging wohl ungehört, denn Schlag auf Schlag dröhnte es über das Schanzdeck, ihnen zu Häupten, und das Bugwasser floß gurgelnd über ihr Skylight. Von achtern

hörte man die Schraube; sie war wieder in die Rolle des Propellers vernarrt und drehte sich meistens in der Luft.
Da bohrte sich das Vorschiff tief in die See, es gurgelte und rauschte, sie alle in den Kojen merkten auf und wußten, daß sie jetzt unter Wasser fuhren, alle elf Mann ... „Kommt schon op", murmelte einer, indes beim Aufschießen des Schiffes die Stiefel durcheinanderkollerten und die Kleider an den Haken hüpften. ... „Kommt sich schon, kommt sich schon ..." Aber sie schliefen nicht mehr, es wurde zu unruhig dazu. Das Ofenrohr knarrte und ächzte im Schlingern und schien sich biegen und wenden zu wollen wie eine Schlange, so starr es auch war. Andauernd kollerten die Stiefel über die Diele. Mal in diese, dann in jene Ecke. Totenstille herrschte zwischen allen ihren Särgen.
„Wie ist das mit Kaffee ...!?" fragte plötzlich Andreas.
„Ja, Kaffee", murmelte irgendeiner, es konnte der Stimme nach Simon gewesen sein. „Guten Kaffee, natürlich durch den Sack gefiltert!" – „Ich bin mehr für Aufkochen, bißchen Fischblase hinein, daß er klar bleibt, so machen sie es in Finnland, und das ist eine vernünftige Art!" setzte ein anderer Simons Rezept entgegen. – „Nein," beharrte der, „Kaffee muß durch den Baumwollsack, wenn er richtig sein will!" – Eine ganze Weile lang stritten sie sich über die beste Art.
„Und Sandkuchen dazu!" stöhnte Andreas, entsetzt, daß es ihm einfallen konnte, daß es so etwas gab, nur nicht hier. – „Ich sage euch, meine Frau bäckt einen Sandkuchen, einen Sandkuchen ... ach ..."
Alles ging unter in einem ohrenbetäubenden Brecher, der mit Gurgeln und Plantschen über dem Skylight verging.
„Sandkuchen!" stöhnte Andreas unerschütterlich, „trocken, wie Sand, reiner Sand, sage ich euch, und dabei doch nicht kratzigtrocken, denn es ist ordentlich Butter darin, und manchmal hat er Fett an die Kanten geschwitzt, wenn er ganz extra geraten ist..."
Und dazu denn ein Slurk Kaffee, richtigen Kaffee, durch einen baumwollenen Sack gefiltert!" sagte Simon klar und bestimmt. –

„Ja, wegen mir auch durch den Baumwollsack. Was ich sagen wollte, – Rosinen sind in dem Kuchen natürlich nicht, und dann ist es auch besser, man nimmt etwas Soda zum Treiben, und nicht Backpulver; so macht meine Frau das, und ich sage euch, die ist fix mit dem Kuchenbacken." – „Es wird Zeit, daß man sich davon wieder einmal überzeugen kann", grummelte Simon vor sich hin.

... „Und so ein Nachmittag an Land! – Erst richtig etwas Fettes untendrunter, und dann eine Tasse Kaffee und ein runder Kuchen voran, Sandkuchen, extra geraten, nicht irgend so ein Schietkram, sondern was Richtiges: butterweich, bröckelig wie Sand, Vanille oder Zitrone darin, – ja Dunnerwetter ... !"

„Ja, Kuchen! Sandkuchen auch meinetwegen!" sagte einer gehässig.

Es blieb still. Die anderen schwiegen. In Gedanken waren sie alle bei der Arbeit mit Messer, Löffel und Tasse und schnitten sich ein paar Stücke ab und ließen sie auf der Zunge mit einem Schluck Kaffee zergehen. Das Ruff nahm förmlich ein großer Altar ein, und sie alle waren in Ehrfurcht davor niedergesunken. Ein großer Sandkuchen war das Allerheiligste, einer, wie Andreas ihn von seiner Frau bekam, sobald er wieder zuhaus war.

Sie beteten dieses Machwerk ihrer Frauen an, und wer keine Frau besaß, bewunderte und beneidete es doch, denn es war und blieb unter ihnen, ein jeder hatte jetzt Teil daran, es war eine Verheißung, ein Gelübde der Ungunst auf günstigere Zeiten. Und sobald man wieder einmal an Land kam, nahm sich jeder vor, dann – hast du nicht gesehn! – in die nächste Konditorei ...

Das war kein Warten auf die Erfüllung einer Verheißung von Gnade und Erlösung, – da lag ein tieferes Sehnen zugrunde, das allererste des Menschen: der Anspruch des Magens. Petrus und die Seinen hatten ganz weltliche Nachfolger bekommen.

... „Nein, diesen Rosinenkuchen meine ich nicht! ... Sandkuchen meine ich, – ja, den da, geben Sie mal ruhig so acht Stück davon, – und Kaffee, – ja, verstanden? Acht Stück Sandkuchen,

und eine Tasse Kaffee, guten Kaffee, am besten durch den Filter ..."

Da brach plötzlich ein Gewitter über ihnen los.

Es donnerte, es schmetterte und krachte, es gurgelte und schoß zischend über die Schanze, die Wände flogen zur Seite, es klirrte und schepperte und schlug über ihnen auf das Schiff wie mit einem tausendzentrigen Vorschlaghammer, sie glaubten nichts anderes, als daß ihr Magen ihnen in den Mund geflogen käme, die Lampe war erloschen, und aus der Schlaftrunkenheit erwachend, fühlten sie – weiß Gott, wie! – einen Wasserfall aus dem zerschlagenen Skylight stürzen, Wasser, immer mehr Wasser, an den glühroten Ofen ...

Es zischte und kochte, es knatterte und rumpelte, sie stürzten aus den Kojen, schon umspülte sie das Wasser bis an die Hüften, von einer Seite her bekamen sie kochend-heiße Duschen, und es legte sich um ihr Gesicht wie ein heißer, feuchter Umschlag; dabei floß das Wasser noch immer von oben herunter, gurgelnd, rauschend, – „Jösses!" brüllte Simon ganz verbrüht auf, und ohne etwas zu sehen, tappten sie brüllend die Treppe hinauf. Die Hölle war hinter ihnen los, das Wasser stieg im Ruff, sie brachen verzweifelt die schwere Eisentür zum Deck auf und wären beinahe wieder hinuntergespült worden, denn auch von dort stürzte ihnen das Wasser wie eine fallende Mauer entgegen.

An der Brücke flammten die Sonnenbrenner auf und nagelten sie mit ihrem grellen Schein fest, wie sie dastanden, halb angezogen, verstört. Es begann ruhiger zu werden, die Maschine war gestoppt worden, und das Schiff trieb und tanzte willenlos dahin.

„Wat ist loos? Wat ist denn da vorne looooos ...?" brüllte der Wachthabende von der Brücke mit aller Kraft durchs Sprachrohr, und kaum konnte man es auf zehn Meter Entfernung verstehen.

„Dat hat unser Skylight kaputt slagen, und nu hab'n wir da unten Dampfbad haft ...!"

Dann ging es ans Verklaren. Das Schiff lag und trieb, alle Sonnenbrenner auf das Vorschiff gerichtet. Die elf halbnackten Kerle trotteten herum und stellten fest, was nun eigentlich los war. Von Sandkuchen konnte hier gar keine Rede mehr sein.

Der Brecher hatte ihr Skylight eingeschlagen, das ganze Schiff unter Wasser gedrückt, die Schanze reingefegt; das Wasser war ins Ruff gekommen, hatte die Lampe abgerissen, den rotglühenden Ofen abgekühlt, nun stand es drei Meter hoch im Raum, und die Strohsäcke, die Decken, die Stiefel und Mäntel, alles, was nicht niet- und nagelfest war, schwamm darauf herum.

Festgebunden am Gangseil gingen sie jetzt daran, alles zu dichten. Das dauerte eine Weile. Dann, als der Raum leergepumpt war, gingen sie daran, ihre Siebensachen zusammenzusuchen, und trotteten allesamt nach achtern durch die Schächte, breiteten das nasse Zeug in der Maschine zum Trocknen aus auf dem Gitterrost, der sich in halber Höhe durch den ganzen Raum spannte, und legten sich selbst dazu. Hoffentlich hielt nun der Rost, und sie fielen nicht zwischen die unter ihnen arbeitenden Kolben und Pleuelstangen.

So lagen sie nun wie ein Rudel zusammengejagter Hunde. Es war hart auf dem Rost und laut unter ihnen. Die Maschine tobte, man konnte dabei nur dösen und starrte meistens in die auf und ab, auf und ab gehenden Kolben, stundenlang, bis einem ganz schwindlig wurde. Es stank nach Öl, und es stank nach Dampf, fade und schwer zugleich.

Dann kam ein Törn und das Schlachtefest, das Wüten im Eisraum, in dem der Fisch gestaut wurde, und endlich wieder der Einzug ins Ruff, wo alles dunkel, feucht und modrig war, wie in einer Gruft.

Kälte und Nässe, Hunger und Durst, – „aldeles ikke det rigtige!" Apfelsinen? – Ja, gern, acht Mark das Stück; und Sandkuchen und Kaffee? – Ja, Kuchen . . .

So ging auch diese Fahrt vorbei, nach Wochen pflügte der Steven wieder die nördlichen Breiten, und Norwegens Fjorde brachten Ruhe für die Nachfahren Petri. Sie fluchten und knurrten, sie döſten und tranken Rum, anstatt Kaffee, nach Simons Rezept gebraut, sie warteten auf nichts anderes als auf den Pier, mit allem, was sich hinter ihm erhob. Und wenn ihr Herr und Heiland selbst ihnen über die Wasser wandelnd aus dem Skagerrak entgegengekommen wäre, – sie hätten nicht an ihn geglaubt, hätten nicht geschrieen: „Ein Gespenst . . .!" wie ihre frömmeren Brüder vor Zeiten, nicht an ein Wunder oder die Verheißung des Heils gedacht, – sondern einzig und allein an Sandkuchen und Kaffee, Leberpastete und Ferkelbraten mit röscher Kruste, und daß es schon wieder einmal eine neue Erfindung gäbe . . .

*

Albrecht Schaeffer

Parzivalkampf mit Orilus

Kam ein Tag: da Parzival in einen
Hohlweg biegen wollte unter Eichen,
Sah er eine seltne Reitrin ziehen
Vor sich auf, die mit gebundnen Händen
Seitlich saß auf einem magern Maultier.
Hielt gesenkt das Haupt als wie in Trauer,
Ließ die Flechten hängen rauh und glanzlos;
Ihre Glieder schimmerten durch Fetzen,
Grobe Bastschuh saßen an den Füßen;
Und er sah sie schaudern in der Kälte,
Denn es war die Jahreszeit November.

Eilig nach der guten Ritter-Sitte
Trabt' er nach und hielt am Zaum das Reittier.
Sprach zu ihr mit dienender Gebärde:

‚Bitt Euch, Dame, laßt mich gleich erfahren,
Wer Euch solchermaßen hier beleidigt!‘

Jene sprach, ein sanftes Haupt erhebend,
Ein Gesicht in Furchen von den Tränen,
Gottergebnen Blick in schwachen Augen,
Sprach mit einer ganz entfernten Stimme:

‚Sollt es, Ritter, gerne von mir wissen.
Aber bitte nicht verlangt zu kämpfen,
Denn den Ihr bestehen wollt, ist riesigen
Leibes und im Lanzenkampf der Erste.
Reiten läßt er mich, mein eigner Gatte,
Orilus, der Herzog von Lalander,
Und Jeschute so bin ich geheißen,
Wegen nie begangener Verschuldung,
Wegen eingebildeten Verbrechens.
Denn es drang vor heute achthalb Jahren,
Da ich schlief im Lustgezelt im Walde,
Ein im Fellgewand ein schöner Knabe,
Raubte einen Ring mir, raubt' auch Küsse,
Und es half ja nichts, wie sehr ich flehte.
Aber kehrend von der Jagd soeben,
Sah ihn Orilus von hinnen reiten.
Er, der immer grausam Eifersüchtige,
Da er fand von meinem Wein getrunken,
Auch gespeist von einem kleinen Rebhuhn,
Gar den Ring entwandt mit einer Perle,
Endlich gar mein seidnes Hemd zerknittert:
Hätt er gerne mich erwürgt mit Händen.
Weil ich keinen Namen sagen konnte,
Jenen nur beschreiben, und beschwören,
Daß ich ihn im Leben nie gesehen,
Daß er auch mir nichts genommen habe

Außer jenem Ring und einigen Küssen:
Schwur er, jenen Fremdling aufzufinden,
Und bekräftigt' es mit sieben Eiden:
Mich zu führen mit, bis er ihn fände,
Er erführe, was die Wahrheit wäre.
Und so schleppt' er mich, wie Ihr mich sehet,
Achthalb Jahre sind wir nun geritten.
Ritten erst zum Hofe König Artus',
Weil der Knabe sprach, er zöge dorthin.
Hörten allda, daß er dort gewesen
Und mit Namen Parzival geheißen;
Daß er dann erstach den roten Ritter,
Fortgeritten sei in dessen Rüstung.
Suchten drauf ihn lange in den Ländern,
Hörten, daß er sei in Pelrapeire.
Als wir kamen da zum Lande Brobarz,
Ward uns Kunde, daß er nirgend wäre.
Und so reiten, suchen wir und reiten,
Und so geht das Leben wohl vorüber.'

Parzival, da endlich stumm ward diese
Stimme aus der tiefen Grames-Ferne,
Schwieg auch er in einem langen Grausen.
Eine farbige Erinnerung flammte,
Ebereschenhain und Zelt und Innres,
Wachgeküßte Träumerin von Liebe.
Sah er hier dieselbe abgeblichen,
Wie aus einem Wandbild ausgebröckelt
Farben fallen, und es bleibt nur Umriß:
Hohle Form von Leben ohne Leben.
Und ein Fehler hatte wild getrieben,
Süßes Licht und Unschuld überwuchert;
Aus den Küssen war ein Gift gekrochen,
War in Krankheit wütend ausgebrochen.

Zeigte sich indem ein Speer im Hohlweg,
Um die Ecke bog der ganze Reiter,
Reiter eines riesenhaften Wuchses,
Dunkelgrau in einem Kettenhemde,
In dem schwarzverschloßnen Helm gesichtslos;
Saß auf einem riesigen Eisenschimmel,
Welcher nackt ging, deckenlos, doch trug er
Vor der Stirn ein langes Horn von Stahle.
Da er diesen dunklen Turm von Eisen
Nahen sah, in Langsamkeit gewaltig,
Drohend von Gewittern, nachtbewirkend, –
Und noch schrie: ‚Da bin ich, und ich heiße
Parzival!' so zog sich ihm im Innern
Was zusammen, ein Gemeng von Lust und
Grausen, ballte sich, und mundlos zischte
Als ein Dampf heraus die leise Stimme:

Sieh, da kommt er endlich ganzen Leibes,
Der dir alles dieses angesponnen!
Der dich setzte in das Netz von Schulden,
Blöder Knabe, in die Grals-Verkennung,
Des Amfortas Schmerzen unausschöpflich,
Und des Juden blühende Verwesung.
Und es ist sein Schwert der Tod der Mutter
Und sein Speer der Jammer der Verlaßnen,
Und am Ende wird er dich erwürgen
Mit den reinen Händen der Jeschute.
Zittre jetzt in Wollust und in Grauen,
Denn du wirst ihm in die Augen schauen!
Ihm die Hülle reißen vom Gesichte,
Denn es ist der finstre, nicht der lichte:
Gott . .
Und Parzival ritt zum Gerichte.

Nun Verbittrung, Gift von sieben Jahren,
Nun die maßenlose Herz-Verhärtung,
Ewige Öde, Einsamkeit und Marter
Allen Leidens, seinethalb gelitten;
Blutes alles Dorren, nie geweinte
Tränen und die durchgekeuchten Nächte,
Blindheit, Pest und letzter Ohnmacht Zittern:
Alle bösen höllenhaften Kräfte
Dieser Jahre rafft' er jetzt zusammen:
In die Fäuste, die des Schildes Spangen
Preßten und gesenkten Schaft der Lanze,
Schenkel, die sich um die Sattelgurten
Legten so wie Zangen, in die Zähne,
Die zusammgeknirschten, in die Augen,
Die wie Wölfe heulten durch Gegitter,
Flammen-Rachen durch die Stäbe zwängend:
So verzehrt' er den, der da entgegen
Sprengte, finster aufgetürmten Leibes
Als ein riesenhafter Stellvertreter,
Den sich Gott gemacht aus Leib und Eisen.
Rennend, selbst umrannt von Feuerkreisen,
Schon im Stoß mit vorgebognem Rumpfe,
Schnaubte, rauchte, jauchzt' er im Triumphe:
Leibhaft! kommst du? Leibhaft aus dem Sumpfe!
Blutvergifter! Mörder! Augentrüber!
Ich bestehe dich! Ich bin dir über!

Und er glaubte, wie aus Donnerwettern
Blitz und Feuerstrom herauszuschmettern,
Glaubte sporenpeitschend durchzubrennen,
Durchzubohren, durchzurennen,
Hinzumalmen Jenen im Gerassel.
Parzival, o nein! – Ein Krach, Geprassel:
Beide Schäfte sprangen hoch in Splitter,

Und vorüberfegend im Gewitter,
Sah er den Koloß im Sattel sitzen
Wie ein Eisen-Bollwerk; aus den Schlitzen
Der Vinteile stach ein schräges Blitzen.

Aber stracks, den Speerstumpf von sich schleudernd,
Hengst herumgeworfen, sah er Jenen
Aus dem Sattel springen, sprang zur Erde,
Und die Klinge aus der Scheide reißend,
Rannt' er ihm entgegen, doppelhändig
Diesen Flamberg schwingend überm Haupte,
Der ihm schien zu Wolken hochgefahren:
Semel, dieses Schwert, das diesem Griffe
Folgt' im Ruck, gespart in sieben Jahren:
Und da schmetterten sie sich zusammen.
Die Zweihände-Schwerter, Eisenkeulen,
Hochgeschwungen, wirbelnd, daß sie hackten,
Pfiffen, zischten, klangen, gellten, krachten
Aufeinander, auf die Helmes-Decken,
Durch Minuten prasselndes Gehämmer.
In den atemlosen Kampfes-Pausen
Maßen sie sich mit den Mörder-Augen
Maßlos gierig aus den Eisen-Masken,
Aufgestemmt die Schwerter vor sich mannshoch,
Keuchend, rauchend aus gesperrten Mündern,
Und die Brüste schwollen, daß sie wogten.
Rannten wiederum danach zusammen,
Jetzt geblendet von dem ersten Blute,
Blinder hauend jetzt auf ihre Panzer,
Daß es spritzte von gehackten Stücken,
Funken, Spangen, Schnallen, Ringe sprangen,
Und die kleinen hellen roten Quellen
Liefen überall geschwinde, tropften,
Rannen, rieselten, und rote Lachen

Standen, wo die Eisen-Füße stampften.
Dieses, bis mit hohem Glocken-Klange
Semel, dieses Schwert zersprang in Stücke.

Da erstarrte mit dem Stumpf in Fäusten
Parzival. Er staunte, weil sein Gegner
Innehielt, mit einem dumpfen Staunen.
Semel, dieses Schwert von Gott gegeben?
Gab er das, sich selber zu befehden?
Parzival, du bist ihm ausgeliefert,
Lieferte dich selbst in seine Hände!

Noch, geblendet und in einer üblen
Schwäche trunken, sonder Kraft und Willen,
Starrt' er auf den blutbesudelt Schwarzen
Gegenüber, der im schwarzen Hohlweg
Sich verzog und bog in schwarzen Lüften.
Da erkannt' er erst den Gegner gänzlich:
Der ein Gott war, doch von allen Satans-
Künsten brodelte und sie gebrauchte.
Aber da jetzt der die eigne Klinge
Wortlos fortwarf und die Panzer-Arme
Hob und krümmte wie das Untier Grendel,
Schwarzer Riesenkrebs mit stummen Scheren,
Drohend über ihm um Hauptes Höhe,
Ganz verfinstert in den finstern Lüften:
Da begriff er. Und er warf die Arme
Mit dem Hallelujah der Verzweiflung
Um den Gottes-Kobold, Turm des Todes,
Leib des Herrn, der einen Zweikampf anbot.

Kämpfte diesen Kampf. Er zog aus Jahren
Unverstandner Übung nun die Kräfte.
Nun die Kraft der Ströme und der Quellen,

Kraft der Sommer und der Sonnen-Tage,
Kraft der Jugend, Kraft der süßen Lenze,
Frühster Spiele, Sprünge, Läufe, Tänze,
Und hinüber noch die Knaben-Grenze:
Kraft aus himmlischen und reinen Dingen,
Als er Vögeln glaubte, Schmetterlingen,
Blumen, Bienen und den heiligen Bäumen,
Und die Kraft aus seinen Helden-Träumen:
Kräfte sich mit Kräften so verschlangen,
Sie ergrünten, schimmerten, sie klangen
Glockenrein und einsgestimmt mit allen,
Die im Himmel sind ein Wohlgefallen.
Antlitz, kühnes, totenfahles,
Unter Engeln stolz erstrahl' es,
Wert der Krone, Wert des Grales.

Sieben Jahre, sieben Jahre Lebens
Währte dieser Ringekampf des Helden,
Und es stürzten diese Lebensjahre
Durch ihn hin, erbrausend wie ein Regen,
Eine Raserei der Farben-Träume
Und ein Regenbogen-Sturz der Bilder,
Wiederholend all, was je gewesen,
Unerschöpflich, unaufhörlich, während
Er im riesig durchgerauschten Ohre
Sonderbare wütende Geräusche
Hört' aus schwarz zusammgeballter Nähe:
Keuchen eigner Kehle und aus fremder,
Zähne-Knirschen und ersticktes Zischen,
Und der Griffe Aufschlag in den Panzer-
Handschuhn, und das Stampfen von den Sohlen.
Ohne Zeit, unendlich war dies Ringen
Bis zum Augenblicke, wo er, staunend
Aufgewacht, die eignen beiden Hände

Sah, hineingezwängt in jenen Halsberg,
Und sie würgend kneteten lebendige
Kehle, und der schwarze Kobold-Riese
Ab von ihnen hing, und weißer Dampf ihm
Röhrend aus dem schwarzen Munde zischte.
Eine selige Bewegung macht' ihn
Lächeln, und er würgte, sah sich krümmend
Jenen, Arme fallen, kraftlos greifen,
Sah ihn hangen, knien, und würgte, spürend,
Wie den Hals ein letzter Ansturm blähte ..

Weckt' ihn eine Stimme, flehend nahe:
‚Töte nicht!' Und nicht sogleich begreifend,
Daß es ihm galt, hört' ers dringlich wieder:
‚Töte nicht!' und sah, nach oben blickend,
Eines Engels Glorien-Antlitz liebreich
Über ihn geneigt. Es war Jeschutens,
Doch er kannt es nicht. Der fast Erwürgte
Dröhnt' am Boden. Selber taumelnd, fiel er
Drüber, stützte sich, erschöpften Auges
Starrend nach dem Augenpaar darunter;
Sah: aus zugefallnen Lidern mühte
Sich hervor ein Blicken voll Geheimnis,
Dunkel; doch es war da nichts als dieses:
Blick der Kreatur, vom Tod erwachend.

Parzivaln verließen seine Kräfte;
Sah die Halme und das Moos am Boden
Seltsam näher kommen, und ihn schwemmte
Jäh ein ungeheures Schluchzen: Sieger!
In barmherziges Dunkel. Am Zerfließen,
Fühlt' er glücklich allen alten Odem,
Alles Blut sich rück zu Gott ergießen.

Aus dem Versroman „Parzival'

Max Mell

Hirtenspiel in Kärnten

Das Dorf war erreicht, der gute Marsch über den in Schnee glattgestrichenen Talboden hatte uns nicht zu ermüden vermocht, jedoch mit dem Ziel war die Rast willkommen. Unsere Augen waren vom steten Blick auf Weiß und Glitzern empfindlich gemacht; alles, was an den Häusern des Dorfs Farbe war, schien ihnen unrein und als wäre es eben aus nassem Erdreich emporgetaucht, dabei gab ihnen die Mittagssonne warme Tinten, es war aber in den Wirtschaftshöfen so still wie draußen auf dem Wintergefild, alle ländliche Arbeit fehlte; ab und zu gab es hier die raunende Unterbrechung, daß von niedrigen Dächern Schneelasten herabglitten auf den schon liegenden Schnee, mit dem friedlichen Anblicke solchen natürlichen Ereignisses, hinter dem sich die Stille um so tiefer wieder schließt. Nichts verriet, daß hier irgendwo ein Sitz bewegteren und eifrigen Lebens sein könnte, er müßte denn gänzlich verborgen und vergraben sein: und wahrhaftig wie eine Ausgrabung erschien uns nachher dieses uralt bäuerliche Spiel, das zu sehen wir gekommen waren; nicht anders, als wären wir durch eine günstige Fügung in ein seit Jahrhunderten unbetretenes, für unser Kommen aber erleuchtetes und verschwiegen aufglänzendes Heiligtum gelangt; – obwohl es doch in steter Übung und nicht erlahmendem Gedächtnis erhalten war und allenthalben in den deutschen Alpen in zahlreichen Formen und Abwandlungen verbreitet ist, das Hirtenspiel von Christi Geburt, dessen Darstellung hier durch Bauernsöhne und Handwerker die Freunde in Erfahrung gebracht hatten.

Wir suchten den Gasthof, der uns bezeichnet war. Sowie man die Schwelle überschritten hatte, war die Bewegung fühlbar, welche die bevorstehende Darstellung ins Haus brachte. In Flur und Küche und Gastzimmer rührte es sich, das obere Stockwerk schien einbezogen, der Zuspruch war nicht bloß sonntäglich, auf jedem Gesicht lag Wissen, Einverständnis, Vorbereitung.

Die Wirtin war eine stattliche Frau mit roten Wangen und schwarzem, schön zurückgestrichenem Haar; darin hatte sie einen schwarzen Kamm mit rotem Rande stecken, was ihr vortrefflich stand. Es war zu sehen, daß der Tag sie freute. „Dreißig Jahre muß es her sein, denn ich bin bald zweiundvierzig. Seit damals haben sie's hier nicht gespielt, und die alten Spieler sind alle weggestorben." Eine kleine Magd hing an ihren Lippen, glühte vor Erwartung und lief schon wieder in den Oberstock.
Dort sah es etwas nüchtern und unwohnlich aus, das Stockwerk mochte vor nicht langer Zeit frisch aufgesetzt sein. Die Türen waren offen, man ging hin und wider; in dem größten Raum standen einige Männer. Sollte hier das Spiel vor sich gehen? Waren das Zurüstungen, die ich sah, so schienen sie seltsam geringfügig. Eine Bühne oder ein Podium hatte ich nicht erwartet. Aber die Stube war leer bis auf ein paar Bänke, die in der Diagonale des Raums einander gegenübergestellt waren, und von früheren Einrichtungsstücken schien ein Nachtkastel von weichem Holz in einem Winkel vergessen zu sein. Nur war es mit der Vorderseite zur Wand gedreht, und in den Winkel, wo es stand, deutete die Gasse zwischen den Bänken. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob damit wirklich schon etwas dem Spiel Dienliches vorbereitet oder diese Aufstellung nur zufällig war. Immerhin war man nicht willens, daran etwas zu ändern, da man davon sprach, rings an den Wänden ein paar Bierfässer mit Brettern zu verbinden und so Sitzgelegenheiten zu schaffen, mit den Bänken also nicht mehr rechnete. Als ich nachher ein zweites Mal nachsehen kam, waren die Vorbereitungen für das Spiel allerdings weiter gediehen. Man verhüllte eben die Fenster mit dunklen Decken und ließ die elektrischen Birnen leuchten; und oberhalb des Nachtkastels schlug einer einen Nagel ein und hängte einen goldenen Stern daran. Hierauf spannte man eine Schnur quer vor den Winkel und schloß ihn mit einem roten kleingeblümten Vorhang ab. Jetzt glaubte ich auch, daß die Bänke schon in rechte Aufstellung gebracht wären, nur war nicht

klar, wie es denn nicht ein Hindernis sein sollte, wenn sie so den Raum teilten und durchschnitten. Mir war es natürlich, abzuwarten, wie sich alles gestaltete, und ich hätte keine Lust gehabt, sie auszufragen, wie sie ihr Spiel ordnen wollten. Doch erfuhr ich, daß die Spielertruppe aus neun Männern und drei Frauen bestand; und man zeigte mir einen untersetzten stämmigen Mann mittleren Alters als den Anführer; sein Name wäre Joseph Wittinger, und er wäre ein Sohn des Obernüepele in Ingolfstal, seinem Stand nach Zimmermann; dasselbe wie sein Bruder Silvester, der sonst der eigentliche Leiter der Aufführungen wäre und zuletzt vor neun Jahren auf der Pfarrwiese zu Metnitz das Christileidenspiel aufgeführt hatte. Das Hirtenspiel wäre nicht gewesen seit dem Jahre 1912; jetzt gäben sie es an den Sonn- und Feiertagen in den Wirtshäusern des ganzen sehr gedehnten Tal-Gaus. Sie nannten mir Name und Stand der Spieler; der Engel und Maria hatten bloß die eine Rolle inne, die meisten anderen deren vier. Es waren durchwegs Knechte und Besitzerssöhne; dazu ein Zimmermann und ein Sägler, eine Zimmermannstochter und eine Näherin.

Das Mittagessen war aufgetragen, um eins begann die Darstellung. Die Bänke, die von der Türe bis zu dem verhüllten Winkel aufgestellt waren, hatte man am oberen Ende für uns freigehalten; kein Zweifel, die Gasse zwischen ihnen hatte ihre Verwendung im Spiele, dieser enge langgezogene Raum war sein Schauplatz. Der übrige Raum füllte sich allgemach ganz dicht an, wir mußten uns immer etwas vorneigen, der haltsuchenden gedrängten Ärmchen und Ellenbogen der Kinder wegen, die hinter uns standen und uns in die Ohren schnaubten, wie Ochs und Esel dem Christkind. Und dahinter stopfte sichs zusammen und baute sichs auf, auf Bänken und Sesseln stehend, die Hände gegen die Decke gestützt, nicht ein Fleckchen Wand wäre zu erspähen gewesen. Die in der Mitte saßen sich gegenüber etwa wie in der Straßenbahn, doch schon zu eng aneinander, als daß der Blick noch ungehindert bis zur Türe hätte finden können, und

immer wieder zeigte ein späterer Kömmling Lust, auch diesen geringen freien Raum noch zu seiner Bequemlichkeit einzuschränken. Einer kam gar mit einem Sessel daher und stellte ihn in dieser ohnedies so schmalen Gasse auf – aber da merkte man schon, er gehörte mit zum Spiel, er war der Einsager, der ‚Buchhalter', und hatte sein festes nach Art der Geschäftsbücher gebundenes Buch vor sich. Er setzte sich und war bereitwillig, seiner Umgebung die Niederschrift des Spieles zu zeigen. Da drang eine unbestimmte und doch sogleich verständliche Bewegung von der Türe her und pflanzte sich durch den ganzen Raum fort. Das Spiel hob an. Die Gasse zwischen den Bänken her, durch das raunende und verstummende Volk, mit starkem Soldatenschritt kam der ‚Ankünder', jener Zimmermann, der das Spiel führte. Er war angetan mit einem alten blauen Waffenrock, roten Hosen mit gelbem Streif, der papierene Zweispitz war mit Federsträußchen besetzt, auf der Brust saß neben einer anderen Auszeichnung auch das allgemeine eherne Kreuz aus dem Kriege, über seinen Schnurrbart hatte er noch einen zweiten buschigeren geklebt. Vor dem verhängten Winkel, über dem der Stern stand, machte er Kehrt, zog den Säbel und grüßte damit, nach militärischem Gebrauch, doch mit ungeübten Gelenken, und begann in singendem Ton:

Freundlich gegrüßt seid allzumal
Mit Freuden einzuführen.

Hier tat er vier Schritte in die Gasse zurück, machte wieder Kehrt und sprach:

Ein Ding, zu brauchen überall,
Auch kürzlich zu rezitieren.

Um wieder nach vier Schritten fortzufahren:

Ein Ding, zu brauchen ganz hoch und klar,
Wie's uns die Evangelisten bewahrt.

So sprach er die ganze Ankündung, für jedes Verspaar mit vier Schritten den Platz verändernd, in eintönigem Rezitativ, das die Quarten hielt, seine Mundart zu ihrer altertümlichen Form

bequemend; und längst war gebannt, was man etwa an der gewaltsam ausstaffierten Erscheinung hätte belächeln mögen. Zuletzt, wie als vertraulichen Anhang zu dieser zeremoniellen, heilig einzuhaltenden Begrüßung fügte er noch einige Worte in ungebundener Rede hinzu, groß und gewichtig und ohne Ziererei gesprochen; sie forderten zu gefälligem Zuhören auf. Dann grüßte er wieder in militärischer Weise wie vorhin und ging ab. In diesem Augenblick ertönte von draußen, vor der Türe, das Lied von Mariä Verkündigung, das man überall in den Alpen kennt:

Gegrüßt seist Maria, jungfräuliche Zier,
Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir.

Die ganze Spielergesellschaft sang in der drängenden Art, wie das Landvolk Kirchenlieder singt, in den gepreßten, harrenden Raum hinein. Dann kam Maria, ein mittelgroßes derbes Bauernmädchen mit regelmäßigem, stillem Gesicht, und kam der Engel, ein zwölfjähriges Schulmädchen in einem weißen Gewand, mit Schärpe und goldenen Flügeln von Pappe, und wovon gesungen war, das wurde auch vorgestellt und gesprochen mit den Worten der Schrift. Wie sich nun Auftritt an Auftritt reihte, ohne Pause, nur etwa durch die Lieder auseinandergehalten, die vor der Tür erschollen, trat zurück das Besondere und das Zufällige; ja jeder einzelne Wille in diesen Spielern; und die Einheit trat hervor, in der sie behalten waren; es wurde ganz offenbar, wie ihr Tun wenig ihr Belieben war, vielmehr alles festgesetzt und aufgetragen wie dem Priester sein Tun am Altare; aber von ihnen dann auch standhaft durchgeführt; ohne Achtung also auf Rechts und Links, ohne Lust, sich auszudrücken, ohne Vorhaben, dem Zuschauer nur jemals auffällig zu sein; nur in dem Dienst, dem sie als Kinder ihres Landes unterworfen waren, den Brauch der Väter zu erfüllen, da dies mit ihrem Tag an sie gekommen war. Überlieferung war nicht nur das Wort – dessen Verständnis in manchen kleinen Fällen verdunkelt schien – überliefert war die Gebärde ganz und gar, und keinem Raten und Versuchen mehr anheimgegeben, was

sonst not tat, die biblischen Ereignisse sinnlich darzustellen. So hielt der Engel ständig die beiden Hände in Schulterhöhe, die Handfläche nach außen, und zur Begrüßung verneigte sich er auch so. Oder die Hofherren, die im nächsten Auftritt zur Beratung über den Zins vor Kaiser Augustus geladen wurden, stützten, wenn sie sich zur Antwort von ihrer kleinen Bank erhoben, die linke Hand in die Seite. Später die Hohenpriester, die Herodes nach dem Messias fragt, zittern unausgesetzt heftig mit den Händen, der eine hält ein großes Buch, der andere eine Kerze, ihm zu leuchten. Alle Monologe werden im Hin- und Hergehen gesprochen. Den ersten sprach der heilige Joseph, ein langer hagerer Bauernknecht mit wunderbar vertrauenswürdigem, verwittertem, von Furchen zerklüftetem Angesicht. Seine Versicherung, daß er an Marias Zustand nicht schuld wäre, erweckte die Heiterkeit der Zuhörer. Er hatte an einer strohgeflochtenen Tasche seine Tischlergeräte hängen, aber nur in Spielzeuggröße: dies ist die Art, wie die Gegenstände der wirklichen Welt in diesen Rahmen hineingebracht werden. Dies war auch das Geheimnis des verhängten Winkels, der Zelle, in der, einem Tabernakel nicht unähnlich, der eigentliche Kern des Spieles aufbewahrt ist. Auf dem Nachtkastel stand ein ‚Kripperl', wie man es den Kindern zur Weihnachtszeit schenkt. Der Stall nichts als ein Dach auf vier Pfosten, unter dem in der Krippe ein sehr kleines Püppchen lag; dahinter in Holzfiguren Ochs und Esel. Für jede Szene, die dort spielte, wurden an dem Kripperl zwei Christbaumkerzchen angezündet, Joseph und Maria saßen auf Stühlen rechts und links davon; war ihre Szene zu Ende, und zog man den Vorhang zu, so wölbte er sich wohl über sie, und die Kerzchen schienen wunderschön durch den Stoff durch. Verkleinert waren ebenso die Gaben, die Hirten und Könige darbrachten; das Lamm, der kleine Bausch Wolle, das Säckchen Mehl; dann das Holzklötzchen Gold und die Gefäße mit Weihrauch und Myrrhen; Joseph konnte beim Auszug nach Ägypten alles in seine Strohtasche stecken, samt Ochs und Esel, die darin



Albrecht Dürer: Bildnis des Ulrich Starck. Kreidezeichnung

in die beiden Ecken kamen. Der Zuschauer folgt dem Gebrauch dieser Dinge mit Behagen und mit einem Lächeln, das seine Zustimmung und sein Verständnis kundgibt. Seiner Phantasie ist der Halt geboten, dessen sie bedarf; seine Augen haben die Lust, auf die sie nicht verzichten können, indem ihnen, durch Vorzeigen dieser spielzeughaften Gegenstände, die Form in Erinnerung gebracht wird. Daneben prägt sich, besonders auf den Antlitzen der Männer, auch die ungewohnte Anstrengung aus, den Vorgängen zu folgen, die sich dann beim Erblicken des derb Handgreiflichen gern in Lachen entspannt. In einer der letzten Szenen ist eine nackte kleine Puppe das Kind, das Rahel im Arm hält, als der Soldat zum Kindermord auf sie zutritt: „Was bist du?" „Ein friedliches Weib ..." Wenn er mit dem Säbel so zuschlägt, daß der Holzkopf der Puppe abspringt und davonrollt und unter den Füßen der Zuschauer gesucht werden muß, so wird gelacht. Aber es ist ein Lachen, das dazu gehört, weil es die Gegensätze ganz zu sich übernimmt und erledigt: sie sind dann nicht mehr, und dahinter sichtbar wird der Schauder und die Ahnung, daß diesem Vorgestellten eine gewaltige Wahrheit innewohne. Hier hat man die beiden Grenzen nach oben und nach unten: setzen schon die Formen in Gebärde und Vers, Gewandung und Gesang die gewöhnlichen Verhältnisse außer Kraft, so daß das, was dann Vergrößerung ist, manchmal wahrhaftig kaum mehr ausmeßbar ist und als Erscheinung dessen, was in die Nähe des Heiligen reicht, stark an unser Herz greift, so bezeichnen die Dinge aus der Alltagswelt in ihren kleinen rohen Formen eine untere Welt, die auch ihre Wahrheit hat: nicht umsonst sind sie kindisch, nicht umsonst mögen sie einem Fetisch an Gestalt ähnlich sehen. Das alte Spiel begreift in sich die höheren wie die niedrigen Vorstellungen des Glaubens; in seiner jahrhundertelangen Entwicklung hat es daran auszuwägen gehabt, bis das Gleichgewicht hergestellt war, in dem seine Dauer beruht. Denn in diesem Wechsel von Hoch und Nieder, der also bis ins Tiefste reicht, hat das Volk sein Gedächtnis. So sind die heiligen

Szenen des Spiels gegen die derben ausgewogen; neben dem schimmernden Überwurf von Seide, der Uniform und der Krone zeigt sich der Schafpelz, die wilde Perücke und der Spitzhut, und da schon in diesem Spiel nicht der Teufel neben die heiligen Personen tritt, so muß doch neben den Klang das Gepolter, neben den Gesang tierisches Brüllen und Schnaufen treten.

Die ‚Vor-der-Tür-Lieder' sang immer die ganze Truppe, sie klangen geheimnisvoll und erweckten ehrfürchtige Erwartung; und mit dem Ende eines solchen nun scholl von der Türe her ein furchterregendes Pochen und Stampfen, unmäßig hart und von Klirren begleitet. Die Gasse, der Raum für die Spieler, hatte sich, wie die Vertraulichkeit im Fortgang des Spieles wuchs, sehr verkleinert und verengt, gerade daß man den Spielern noch ein wenig auswich; jetzt scheuchte etwas Wildes, Ungezähmtes dieses Vordringen in seine Grenzen zurück. Es waren die Hirten in abgenützter einheimischer Tracht, mit Spitzhüten, die mit Bändern umwunden waren; in rhythmischem Humpeln stießen sie die mächtigen Ringstöcke vor sich auf den Boden, wie sie ehemals die Waffe der Hirten gegen die Wölfe waren. Eine Spanne hoch vom untern Ende tragen sie einen Ring befestigt, in dem ein Vierteldutzend gleicher Ringe hängt; bei jeder Bewegung klirren sie und erwecken den Eindruck erschrecklicher Wehrhaftigkeit. Die wird hier natürlich auch komisch ausgenützt. Zunächst sollen die Zuschauer geängstigt und zum schnellen Einziehen ihrer Füße veranlaßt werden. Und nachher, als die Hirten aus dem Schlaf erwachen und aufstehn sollen und einer von ihnen hartnäckig liegen bleibt, setzen die andern zwei die Stöcke als Hebebäume an und bringen ihn so mit gespielter Anstrengung auf die Beine. Der Humor der Hirtenszenen, der ganz nahe und zutraulich an das wirkliche Leben herankommt, erlaubt der Darstellung noch ein anderes Mal, den Zuschauer ihre Überlegenheit fühlen zu lassen. Einer der Hirten sitzt auf der Decke auf dem Boden und flickt seinen Rock: das erfolgt zu dem besonderen spaßhaften Zweck, daß er zu seinem Lied beim Ausziehen der

Nadel die nahen Waden der Zuhörer aufsucht; und natürlich macht er mit kurzen Rutschbewegungen eine kleine Reise auf dem Boden und dreht sich auch um, damit die andere Seite der Gasse nicht zu kurz käme. Natürlich wurde das weibliche Geschlecht bevorzugt, der Geistliche aber nicht geschont. Zum Singen der anderen Lieder stellten sie sich zu dritt zusammen, dabei sahen sie einander mit traumartigem und doch wachem Einverständnis an, stemmten die Ringstöcke vor sich und nickten und bogen, die Brust herausdrückend, den einen Arm in die Höhe, wie der tut, der eine große Merkwürdigkeit zu erzählen hat. Und wie sie sich für die nächtliche Engelserscheinung schlafen legten, taten sie das gar nicht so, wie man es wirklich tut; sondern sie legten sich, schief in der Gasse, alle drei auf den Bauch und behielten den Kopf dabei etwas gehoben; der war da natürlich ganz nahe an den Füßen der Zuschauer, während für ihre Füße unter den unsern Platz geschafft werden mußte.

Nun tritt aber neben das Nächtliche und Wilde dieser Gesellen auch der geheimnisreich heilige Glanz, der von den drei Königen ausgeht: da steigert sich nun eine Gruppe an dem Wesen der anderen, und von jeder wird gefordert, ihren Ernst und ihre Weihe an den Tag zu legen: die Hirten haben sich zu Schützern des neugeborenen Kindes aufgeworfen und verwehren den fremden Ankömmlingen den Zutritt zum Stall, ein Wechselgesang zeigt die Könige bittend und beteuernd, die Hirten spottlustig, mißtrauisch und zuletzt versöhnt. Die Könige hatten, so gut wie die Hirten, in jener Gasse nur hintereinander Platz; sie schimmerten mit ihren roten Prunkmänteln, den dicken bemalten Zeptern, den ausgebauchten abenteuerlichen Kronen, von denen ihnen kostbare Seidentüchlein auf die Schultern hingen (der Mohrenkönig hatte dazu einen schwarzen Schleier vors Gesicht genommen), vor allem aber mit den redlichen Gesichtern aus einem Halbdunkel des herangedrängten Landvolks, voll unendlicher Ruhe und ehrwürdiger Einfalt herüber; der erste war derselbe, der auch den Ankünder gesprochen hatte, das Leben hatte ihm

einen sorgenvollen Zug mit starken treuherzigen Falten ins gerötete bärtige Gesicht geschrieben; hier war es, als wäre ihm der ganz allein von der hoffnungsvollen Bitte, wenn die Strophen mit der Anrede ‚Lieber Bauer' begannen, zuteil geworden. Ihm gegenüber war einer von den Hirten merkwürdig, ein jüngerer Mensch mit stark ausgezogenem dunklem Schnurrbart, immer war seine Stimme die erste im Gesange, in seinen munteren Augen stand es immer zu lesen, daß er wußte, wie es weiterginge; und von seinem resoluten, mit ganz feinem Humor angelegten Wesen ging eine leise starke Führung aus, und es sahen wohl auch die Partner erwartungsvoll auf ihn, ehe sie in den Gesang einfielen und die Hilfe des Buechhalters nicht vernehmlich genug schien. Aber es lag dazu auch die Aufforderung, das Spiel zu ermöglichen, gleichsam überall in der Luft, und es ging auch immer geräuschlos etwas hiezu Dienendes vor. Sei es, daß der Buechhalter auf dem Gange waltete, über die schlafenden Hirten stieg, denen, die niederzuknieen hatten, Decken vorlegte, die Kerzchen an der Krippe auslöschte oder anzündete, wohl auch von den Umstehenden gefällig unterstützt –, oder sei es das unsichtbar Tragende, mit dem alle mitwirkten aus ihrem Herzen heraus; wovon wohl der Mund überging, gar in besonders merkwürdig erscheinenden Bildern, so daß der Ankünder einmal, jedoch ohne daß es eine beschämende Störung bedeutet hätte, zu der Ansprache genötigt war: „Oba ich bitt mehr um Ruahe, wia sollen denn da die Leut reden und die Rollen hören, wann immer a so a Glachter und a Gredach is, des geaht ja nit!"

Zu einer dritten Gruppe, die wieder unheimlich und gewalttätig auftrat, vereinigte sich schließlich die Mehrzahl der Spieler. Der Engel war ausgenommen und die Maria, die jetzt die Buechhalterin zu machen hatte; alles andere war zur Darstellung der Räuber aufgeboten. Ihr Auftreten war gegenüber dem der Hirten ordentlich teufelsmäßig: knurrend, pfauchend, heulend fegten sie in die Gasse herein, versammelten sich, acht Räubersknechte, Räuberhauptmann und Räuberweib, am oberen Ende des

Weges und stellten sich, in ihren Schafpelzen und zottigen Perücken, paarweis einander zugekehrt auf, zogen die Säbel und stimmten ihren Räubergesang an. Zu jedem Takt des wilden Liedes schlugen sie in der Luft die Säbel zusammen, es klang prachtvoll.

Wenn wir auf dem Galgen hangen,
Bis die Beinlein werden weiß,
Tuat der Leib so herrlich prangen,
Weil er ist ein Vogelspeis.
Ist viel schöner in der küehlen Luft
Als in einer Totengruft!

lautete die letzte Strophe, und bei dem Wort ‚Luft' fuhren die Klingen in die Höhe, bei dem Wort ‚Gruft' aber gen Boden: das Ausbleiben des taktierenden Klirrens, woran sich das Ohr gewöhnt hatte, schloß das Lied mit einer gespenstischen Wirkung ab, wie sie stärker nicht zu ersinnen wäre. Der Abgang nach diesem Lied erfolgte mit demselben Pfauchen und Schnauben wie das Auftreten. Zu den Szenen mit den heiligen Wanderern, die dann folgten, trat nicht wieder die ganze Bande auf. Es handelte sich hier um die apokryphe Legende von dem Schächer Dismas, der das flüchtende Paar im Ägyptenwald beim Raubüberfall schont, geblendet von dem Glanz des Kindes, und dem dann geweissagt wird, daß er mit dem Heiland sterben würde: dies vorzustellen, hatte das ausgeführte und szenenreiche Spiel nicht versäumt. Sein Schluß war der Kindermord und die Auszahlung der beiden Kriegsknechte, die mit gespießten Puppen vor Herodes hintreten und sich in den Helm Gulden zählen lassen, zehn, zwanzig, dreißig – erst mit achtzig sind sie zufrieden und treten mit der Versicherung ab, daß der Lohn bald vertrunken sein würde. Ein Marienlied ‚Doch mein Schäflein lauf nur hin zu Maria der Schäferin' schloß unmittelbar, dem Brauch gemäß, das ‚Schäferspiel' an, das in sanftem Rezitativ und geistlichen Dialogen von Schäfer und Räuber und Pilgram zum Epilog abklang, den der Ankünder in derselben Weise vortrug, wie er das Spiel eingeleitet hatte.

An einem Ausgang wurde Geld abgesammelt, wer wollte, konnte sich auch durch die andere unbesetzte Türe entfernen. Draußen verpackten sie in eine sehr große eisenbeschlagene Kiste die Requisiten und Gewänder. Es war längst finster geworden, das Spiel hatte vier Stunden gedauert, sie spielten es um acht Uhr wieder in einem Wirtshaus, wohin sie dreiviertel Stunden zu fahren hatten. Wir saßen unten in der Wirtsstube, als sie mit Hut und Stock und Wetterfleck durchkamen, alle von mächtigem Wandel, die Stube füllend, lächelnd aus milden Augen in einer heimlichen guten Müdigkeit, und uns ihre harten Hände zum Abschied boten.

*

Meister Eckhart

Lesemeister und Lebemeister

Besser wäre ein Lebemeister, denn tausend Lesemeister; aber lesen und leben ohne Gott, dazu kann niemand kommen. Müßte ich einen Meister der Schrift suchen, den suchte ich zu Paris und auf den Hohen Schulen um hoher Wissenschaft willen. Aber wollte ich nach vollkommenem Leben fragen, davon könnte er mir nichts sagen. Wohin müßte ich dann gehen? Allzumal nirgend andershin, denn in eine bloße, ledige Natur: die könnte mir kundmachen, wonach ich sie in Ängsten fragte. Leute, was sucht ihr an dem toten Gebein? Warum sucht ihr nicht das lebendige Heiligtum, das euch ewiges Leben geben kann? Denn der Tote hat weder zu geben noch zu nehmen. Und müßte der Engel Gott suchen außerhalb Gottes, so suchte er ihn nirgend anderswo, denn in einer ledigen, bloßen, abgeschiedenen Kreatur. Alle Vollkommenheit ist daran gelegen, daß man Armut und Elend, Schmach und Widerwärtigkeit und alles, was an Drückendem auf uns fallen mag, willig und fröhlich, ledig und begierig, bereit und unbeweglich erleiden könne und bis an den Tod dabei bleibe ohne alles Warum.

Das ewige Wort wird nur in der Stille laut

Der himmlische Vater spricht ein Wort und spricht das ewig, und in dem Wort verzehrt er alle seine Macht und spricht in dem Wort seine göttliche Natur allzumal und alle Kreatur. Das Wort liegt in der Seele verborgen, so daß man es nicht weiß und nicht hört, wenn ihm nicht Raum gemacht wird in dem Grunde des Hörens, – eher wird es nicht gehört; vielmehr: alle Stimmen und alle Laute, die müssen hinweg, und muß da eine lautere Stille sein, ein Stilleschweigen.

Aus Meister Eckhart, Deutsche Predigten und Traktate

*

David Herbert Lawrence

Lächeln

Er hatte beschlossen, die Nacht sitzend zu durchwachen; das sollte eine Art von Buße sein. Im Telegramm hatte nur gestanden: „Ophelias Befinden besorgniserregend." Da hatte er nun das Empfinden, daß es eine unverzeihliche Gefühllosigkeit sein würde, wenn er im Schlafwagen zu Bett ging. So saß er denn müde in seinem Abteil erster Klasse, indessen die Nacht auf Frankreich herabsank.

Natürlich, dachte er, müßte ich jetzt eigentlich am Bette Ophelias sitzen. Aber Ophelia wollte ihn ja nicht haben. So saß er nun wachend im Zuge.

Tief drinnen in seinem Leibe saß ein schwarzes und schweres Gewicht: wie ein Krebsgeschwür, das mit lauter Gram gefüllt war und lastend auf den Quellen seines Lebens lag. Er hatte das Leben immer schwer genommen. Nun drückte die Schwere ihn übermächtig nieder. Sein dunkles, hübsches, glattrasiertes Gesicht mit den in dumpfer Qual schiefgezogenen starken schwarzen Augenbrauen hätte einen Maler zu einem „Christus am Kreuz" anregen können.

Diese Nacht im Zuge war wie ein Höllenspuk: nichts war wirklich. Die beiden ältlichen Engländerinnen ihm gegenüber waren schon lange tot, vielleicht länger als er selbst. Denn auch er selbst war natürlich tot.
In den Bergen an der Grenze kam langsam und grau die Morgendämmerung; er sah hinaus, ohne doch zu sehen. Immer gingen ihm die Verse durch den Sinn:

Es kam die Dämmrung, trüb, voll Trauern,
eisig durchsprüht von frühen Schauern;
da schlief sie still: denn ihre Nacht
begann, wenn uns der Tag erwacht.

Und in seinem zermarterten Gesicht, einem wandellosen Mönchsgesicht, war keine Spur davon zu lesen, daß sein kritischer Verstand die Wiederholung der Verse voll Verachtung, ja voll Selbstverachtung, eine lächerliche Verstiegenheit nannte.
Er war in Italien: und er betrachtete die Landschaft mit schwachem Widerwillen. Er brachte nicht mehr viel Empfindung auf: nur diesen schwachen Widerwillen, als er die Olivenbäume und das Meer sah. Das könnte man poetischen Schwindel nennen, dachte er.
Es war abermals Abend, als er das Heim der Blauen Schwestern erreichte, in dem Ophelia Zuflucht gesucht hatte. Man führte ihn in das Zimmer der Mutter Oberin, im Schloßbau. Sie erhob sich und neigte den Kopf, wobei sie ihn an der Nase herunter betrachtete. Dann sagte sie auf französisch:
„Es schmerzt mich, daß ich es Ihnen mitteilen muß. Sie ist heute nachmittag gestorben."
Er stand wie betäubt; nicht daß er in diesem Augenblick viel empfunden hätte: aber sein schönes Mönchsgesicht mit den stark geprägten Zügen verriet, daß ihm das Nichts entgegenstarrte.
Die Mutter Oberin legte sacht ihre weiße, schöne Hand auf seinen Arm und blickte zu ihm auf; sie lehnte sich an ihn.
„Mut!" sagte sie sanft. „Mut, nein?"
Er trat einen Schritt zurück. Es war ihm immer peinlich, wenn

eine Frau sich so an ihn lehnte. Die Mutter Oberin in ihren umfänglichen Röcken war sehr weiblich.
„Gewiß!" antwortete er auf englisch. „Kann ich sie sehen?"
Die Mutter Oberin läutete, und eine junge Schwester erschien. Sie war ein wenig bleich, aber in ihren haselnußbraunen Augen leuchtete etwas wie Kindlichkeit und Mutwille. Die Oberin murmelte eine Vorstellung, und die junge Schwester, ernsthaft, machte eine leichte Verneigung. Aber Matthew streckte ihr die Hand hin, mit der Bewegung eines Mannes, der nach dem letzten Strohhalm greift. Die junge Schwester löste ihre gefalteten Hände und ließ die Rechte scheu in seine schlüpfen: sie war reglos wie ein schlafender Vogel.
Und Matthew, versunken im unermeßlich tiefen Hades seines Grams, dachte: Was für eine schöne Hand!
Sie gingen durch einen hübschen, aber kalten Flur, und die junge Schwester klopfte an eine Tür. Matthew, dahinschreitend im unergründlichen Hades des Grams, nahm dennoch die sanft und fein und üppig geschwungene Linie der beiden schwarzen Frauenröcke wahr, die sich in leiser und schwingender Eile vor ihm her bewegten.
Er erschrak tief, als die Tür aufging und er in dem erhabenen vornehmen Raum die Kerzen rings um das weiße Lager brennen sah. Eine Schwester saß neben den Kerzen; sie blickte zu ihm auf, und er sah in ihr von der weißen Haube umrahmtes dunkles und einfaches Gesicht. Dann stand sie auf und grüßte mit einer leichten Verneigung; Matthews Bewußtsein verzeichnete die Beobachtung, daß sie von stämmiger Gestalt war und bräunlich-blasse Hände hatte, die auf der glänzenden blauen Seide ihrer Brust mit einem schwarzen Rosenkranz spielten.
Die drei Schwestern schritten stumm, mit raschen Schwingungen ihrer umfänglich gebauschten seidenen schwarzen Röcke, sehr weiblich, zum Kopfende des Lagers; dort blieben sie. Die Mutter Oberin neigte sich und hob mit zartester Behutsamkeit den weißen Batistschleier vom Antlitz der Toten.

Matthew sah das Antlitz seiner Frau in der schönen Gelassenheit des Todes; und sogleich sprang tief in ihm etwas wie Gelächter auf. Er stieß einen leisen grunzenden Laut aus, und ein sehr wunderliches Lächeln nahm von seinem Gesicht Besitz.
Die drei Nonnen, im Kerzenglanz, der warm und rasch wie das Licht eines Christbaums flackerte, sahen ihn unter ihren Haubenbändern hervor mit traurigen und mitleidigen Augen an. Sie waren wie ein Spiegel. In sechs Augen glomm plötzlich ein wenig Furcht auf – und wandelte sich in verwirrtes Staunen. Und von den drei Nonnengesichtern, die ihn im Kerzenlicht hilflos anblickten, begann ein seltsames, vom Willen nicht beherrschtes Lächeln Besitz zu ergreifen. Das gleiche Lächeln erblühte in diesen drei Gesichtern auf so ganz verschiedene Art: das war, als wenn drei erlesene Blumen sich erschlossen. Bei der bleichen jungen Nonne war es ein fast schmerzlicher Ausdruck, in den sich etwas wie mutwillige Verzückung mischte. Das Lächeln um die Lippen der mit der Totenwache betrauten Schwester, einer reifen Frau mit dunklem, ligurischem Gesicht und waagrechten Brauen, war ein heidnisches Lächeln: langsam, unendlich überlegen in seinem antiken Humor. Es war das etruskische Lächeln: überlegen, voll selbstverständlicher Sicherheit – und unerwiderbar.
Die Mutter Oberin, deren großliniges Gesicht irgendeine unbestimmte Ähnlichkeit mit Matthews Zügen hatte, wehrte sich sehr gegen das Lächeln. Er aber ließ nicht nach; er sah sie an, humorvoll und mit boshaft vorgerecktem Kinn, bis sie den Kopf senkte; das Lächeln wuchs, wuchs und nahm von ihrem ganzen Gesicht Besitz.
Die bleiche junge Schwester verhüllte plötzlich ihr Gesicht mit dem Ärmel; sie bebte am ganzen Leibe. Die Mutter Oberin legte den Arm um des Mädchens Schultern und sagte mit italienischem Gefühlsüberschwang: „Armes kleines Ding! Komm, wein dich aus, armes kleines Ding!" Aber das Kichern zitterte noch immer durch den Überschwang des Gefühls. Die dunkelhäutige Schwester stand da, derb und unbewegt, ihre Hände umklammerten die

schwarzen Perlen des Rosenkranzes, und unbewegt blieb auch ihr stummes Lächeln.
Matthew wandte sich plötzlich dem Lager zu, als wollte er sehen, ob seine Frau ihn beobachtet hatte. Es war eine Bewegung, die Furcht verriet.
Ophelia lag so hübsch und so rührend da; ihre spitze kleine Nase stieß auch im Tode noch trotzig vor, und ihr eigensinniges Kindergesicht war erstarrt in letztem Aufbegehren. Das Lächeln schwand aus Matthews Zügen, und ein Ausdruck übermenschlicher Qual trat an seine Stelle. Er weinte nicht; sein starrer Blick war ohne Sinn und Leben. Der Ausdruck seines Gesichts aber sagte immer deutlicher: Ich wußte ja, daß mir das Schicksal diese Qual zugedacht hatte.
Sie war so hübsch, so kindlich, so gescheit, so trotzig, so müde – und so leblos! Er stand so verlassen vor alledem.
Zehn Jahre hatte ihre Ehe gedauert. Er selbst war keineswegs ein vollkommener Gatte gewesen – nein, nein, alles andere eher als das! Aber Ophelia hatte immer nur ihren eigenen Willen gelten lassen. Bei ihr wechselten Liebe und Trotz und Sehnsucht, Verachtung und Zorn in steter Folge; ein dutzendmal hatte sie ihn verlassen, ein dutzendmal war sie zu ihm zurückgekehrt.
Kinder hatten sie nicht. Und er, mit gefühlvoller Sehnsucht, hatte sich immer Kinder gewünscht. Ihm war unendlich traurig zumute.
Nun würde sie niemals zu ihm zurückkehren. Es war das dreizehnte Mal, daß sie ging, und diesmal war sie für immer gegangen.
Aber war sie das wirklich? Noch während er es dachte, hatte er das Gefühl, als stieße sie ihn heimlich in die Rippen, um ihn zum Lächeln zu bringen. Er krümmte sich ein wenig, und seine Brauen zogen sich ärgerlich zusammen. Er *wollte* nicht lächeln! Er schob seinen eckigen, glatten Unterkiefer vor und entblößte seine starken Zähne, indessen er auf die Tote niederblickte, die so unendlich herausfordernd dalag. „Fängst du schon wieder an!" hätte er am liebsten zu ihr gesagt, wie jener Mann bei Dickens.
Ich bin ja auch kein vollkommener Gatte gewesen, dachte er.

Denn er wollte sich jetzt einmal seine eigenen Unzulänglichkeiten vorhalten.

Plötzlich wandte er sich den drei Frauen zu, die sich geräuschlos hinter die Kerzenreihe zurückgezogen hatten und deren Gesichter nun, umrahmt von den weißen Hauben, zwischen ihm und dem Nichts schwebten. Seine Augen flammten, und er entblößte die Zähne.

„Mea culpa! Mea culpa!“ stieß er heftig hervor.

„Macchè!“ rief die Mutter Oberin erstaunt. Ihre Hände flogen auf, vereinten sich wieder und saßen im dunklen Schatten der Ärmel wie zwei Vögel im Nest.

Matthew duckte den Kopf und spähte in die Runde, fluchtbereit. Die Mutter Oberin, im Hintergrunde, begann leise ein Paternoster zu beten, und die Perlen ihres Rosenkranzes pendelten. Die blasse junge Schwester wich noch weiter zurück. Aber die schwarzen Augen der stämmigen, dunkelhäutigen Schwester funkelten wie Sterne voll ewigen Humors zu ihm herüber, und er fühlte, wie ihn das Lächeln schon wieder in die Rippen stieß.

„Verstehen Sie mich recht“, sagte er zu den Frauen im Tone der Selbstverteidigung. „Ich bin schrecklich aufgeregt. Es ist wohl besser, ich gehe.“

Sie zögerten ratlos, in bannender Verwirrung. Er ging geduckt zur Tür. Aber noch indessen er ging, bemächtigte sich das Lächeln wieder seines Gesichts, noch erhascht von den schwarzen, unablässig zwinkernden Augen der stämmigen Schwester. Könnte ich doch, dachte er heimlich, diese beiden bräunlich blassen Hände fassen und halten, die wie hochzeitende Vögel verbunden sind, lustvoll.

Aber er bestand darauf, sich jetzt seine eigenen Unzulänglichkeiten vorzuhalten. „Mea culpa!“ heulte er sich selbst ins Antlitz. Aber noch indessen er es schrie, fühlte er, daß etwas ihn in die Rippen stieß, hörte er eine Stimme: „Lächle!“

Die drei Frauen, die er in dem feierlichen Raum zurückließ, blickten einander an, und ihre Hände flatterten einen Augenblick

auf, sechs Vögeln gleich, die plötzlich aus dem Laub auffliegen und sich dann wieder niederlassen.
„Armer Mensch!" sagte die Mutter Oberin mitleidig.
„Ja, ja! Armer Mensch!" rief die junge Schwester, schrill, mit kindlich leidenschaftlicher Aufwallung.
„Già!" sagte die dunkelhäutige Schwester.
Die Mutter Oberin glitt geräuschlos zum Lager und neigte sich über das Antlitz der Toten.
„Es ist, als hätte sie's gehört, die arme Seele!" sagte sie leise. „Findet ihr nicht auch?"
Die drei Hauben neigten sich über das Lager. Und nun sahen die Nonnen zum erstenmal das kleine spöttische Lächeln, das Ophelias Mundwinkel herabbog. Sie sahen es in ratlosem Staunen.
„Sie hat ihn gesehen!" flüsterte die junge Schwester zitternd.
Die Mutter Oberin legte behutsam den feingewebten Schleier über das kalte Antlitz. Dann murmelten sie ein Gebet für Ophelias Seele und ließen die Rosenkranzperlen durch die Finger gleiten. Dann rückte die Mutter Oberin zwei von den Kerzen auf ihren Haltern zurecht: mit sachtem, festem Griff faßte sie den dicken Kerzenstiel und drückte ihn nieder.
Die dunkelhäutige, stämmige Schwester setzte sich mit ihrem kleinen Gebetbuch wieder ans Lager. Die beiden anderen gingen mit leisem Rascheln zur Tür und auf den langen weißen Flur hinaus. Wie schwarze Schwäne sahen sie aus in ihren wallenden dunklen Gewändern, als sie lautlos dahinglitten. Plötzlich aber verhielten sie den Schritt. Beide hatten sie die Gestalt eines Mannes gesehen, der zaudernd, einsam und wie verloren, angetan mit einem melancholischen Überzieher, in der kalten Ferne am Ende des Flures stand. Die Mutter Oberin beschleunigte mit einem Ruck ihren Schritt zu einem Anschein von Eile.
Matthew sah, wie sie auf ihn zugesegelt kamen, die beiden umfänglichen Gestalten mit den von den Hauben umrahmten Gesichtern und den in all dem dunklen Stoff gleichsam verlorenen Händen. Die junge Schwester folgte ein wenig langsamer.

„Pardon, ma Mère!" sagte er, wie bei einer Begegnung auf der Straße. „Ich habe meinen Hut hier irgendwo..."
Er machte eine verzweifelte, rührend unbestimmte Bewegung mit dem Arm, und nie war ein Mensch dem Lächeln so weltenfern.

Übertragen von Karl Lerbs

*

Aus den Geschichten von Karl dem Großen

Aufgezeichnet durch Notker den Stammler

Während den Kaiser so das Kriegshandwerk beschäftigte, unterließ er es jedoch keineswegs, hochherzig zu den Königen der fernsten Reiche Gesandte zu schicken mit Briefen und Geschenken, einen um den anderen. Denn es wurden ihm aller Länder Ehren gebracht.
Als er nun vom Schauplatz des Sachsenkrieges an den König in Konstantinopel Gesandte schickte, fragte der, ob das Reich seines Sohnes Karl auch in Frieden sei oder ob es von benachbarten Völkern angelaufen werde. Der Führer der Gesandtschaft erzählte, alles sonst sei in Frieden, nur ein Volk, die Sachsen genannt, belästige durch häufige Raubzüge die Grenzen der Franken. Da sagte dieser im Müßiggang erschlaffte und im Kriegshandwerk ganz unbrauchbare Mensch: „Oh, warum plagt sich mein Sohn im Kampf mit diesen paar Feinden ohne Namen und ohne Heldenmut? Da, ich schenke dir dies Volk mit allem, was dazu gehört."
Wieder daheim, erzählte der Gesandte das dem großen Krieger Karl. Der lachte dazu und meinte: „Dieser König da hinten hätte viel besser für dich gesorgt, hätte er dir auch nur eine leinene Hose für deine weite Reise geschenkt."

Nicht darf ich die Klugheit verschweigen, die derselbe Gesandte gegen einen Weisen Griechenlands bekundete. Als er im Herbst

einst mit seinen Begleitern zu irgendeiner königlichen Stadt kam, wurden sie, die einen hier, die andern dort, untergebracht und er selbst der Fürsorge eines Bischofs anvertraut. Dieser war unablässig bedacht auf Fasten und Beten und brachte den Gesandten durch ständiges Fasten fast dem Tode nahe. Als nun im Frühling das Wetter schon ein wenig milder geworden war, stellte er ihn bei Gelegenheit dem Könige vor. Der fragte ihn, was er von dem Bischof halte. Aus innerster Seele schwer seufzend, sagte der Gesandte: „Gar heilig ist dieser Euer Bischof, soweit das ohne Gott möglich ist." Verwundert fragte der König: „Wie kann denn jemand ohne Gott heilig sein?" Darauf jener: „Es steht geschrieben: Gott ist die Liebe – und die hat der Bischof nicht."

Darauf lud ihn der König an seine Tafel und setzte ihn mitten unter die vornehmen Herren. Diese aber hatten ein Gesetz eingeführt: niemand am Tisch des Königs, einheimisch oder fremd, dürfe ein Tier oder einen Teil davon auf die andere Seite wenden, sondern nur so davon essen, wie es auf der Schüssel läge. Man brachte in einer Schüssel einen Flußfisch mit gewürzter Brühe übergossen. Und als der Gast, unbekannt mit jener Sitte, den Fisch auf die andere Seite legte, sprangen sie alle auf und sprachen zum König: „Herr, man hat Euch entehrt, wie Eure Vorfahren noch nie." Und der König sprach seufzend zu ihm: „Ich kann ihnen nicht wehren, daß sie dich unverzüglich zu Tode bringen. Bitte dir etwas anderes aus, was du willst, und ich will es dir erfüllen."

Der Gesandte besann sich ein Weilchen, dann rief er vor aller Ohren: „Ich beschwöre Euch, Herr Kaiser, daß Ihr mir nach Eurem Versprechen eine kleine Bitte gewährt." Der König versprach es ihm: „Fordere, was du auch willst, und du sollst es erhalten: nur kann ich dir gegen das Gesetz der Griechen nicht dein Leben schenken." Darauf jener: „Soll ich sterben, so fordere ich dies eine, daß, wer mich jenen Fisch wenden sah, das Augenlicht verliere!"

Bestürzt ob solcher Bedingung, schwur der König bei Christus, er selbst habe es nicht gesehen, sondern glaube es nur denen, die es ihm erzählt hätten. Dann begann die Königin sich so zu entschuldigen: „Bei der freudespendenden Mutter Gottes, der heiligen Maria, ich habe es nicht bemerkt.“ Danach suchten sich die übrigen Vornehmen einer vor dem andern eiligst aus solcher Gefahr zu ziehen: dieser beim Schlüsselträger des Himmels, der bei dem Lehrer der Heiden, die übrigen bei der Tugend der Engel und der Schar aller Heiligen: so suchten sie sich von der Schuld mit schrecklichen Eiden zu lösen.

So überwand der schlaue Franke das eitle Hellas am eignen Herde und kam als Sieger wohlbehalten in sein Vaterland zurück.

Als Pippin, Karls Sohn, ihm von einer Kebsin geboren, mit den Großen in der Peterskirche Rates pflog, den Kaiser zu ermorden, ließ er, als sie die Beratung geendet hatten, nachsehen, ob nicht jemand in den Winkeln oder unter den Altären versteckt sei. Denn nichts dünkte ihn sicher. Und siehe: wie sie gedacht hatten, fanden sie einen Geistlichen unter einem Altar verborgen. Sie griffen ihn und brachten ihn dazu, zu schwören, ihren Plan nicht zu verraten; und um sein Leben nicht zu verlieren, weigerte er sich nicht, wie sie ihm vorsprachen, zu schwören. Aber als sie wieder fort waren, achtete er jenes gottlosen Eides nicht mehr und lief eilends in die Pfalz. Dort drang er mit größter Schwierigkeit durch sieben Riegel und Türen endlich bis ans Schlafgemach des Kaisers, schlug an die Tür und brachte den immerwachen Karl in die größte Verwunderung, daß einer sich vermaß, zu solcher Stunde ihn zu stören.

Trotzdem befahl er den Frauen, die immer zum Dienste der Königin und seiner Töchter bei ihm waren, hinauszugehen und zu schauen, wer an der Tür sei und was er wolle. Sie gingen und gewahrten einen Mann von ganz geringem Stande, verriegelten drum die Tür und suchten sich unter viel Lachen und Ausgelassenheit in den Ecken zu verstecken, das Gesicht in ihren Kleidern bergend.

Deutsche Kaiserkrone Kaiser Konrads II., des Saliers

Aber der scharfsichtige Kaiser, dem nichts unter dem Himmel entgehen konnte, fragte aufmerksam die Frauen, was sie hätten und wer an die Tür pochte. Er bekam zur Antwort, ein Schelm, kahl geschoren und lächerlich anzusehen und von Sinnen, nur in Hemd und Hose, verlangte ihn unverzüglich zu sprechen. Da befahl er, ihn einzulassen. Der Geistliche nun fiel ihm gleich zu Füßen und verriet ihm alles nach der Reihe.

Die Verschworenen aber, die nichts weniger ahnten, hatten alle schon vor der dritten Tagesstunde ihre wohlverdiente Strafe und wurden in die Verbannung geschickt. Auch der bucklige Zwerg Pippin wurde unbarmherzig gegeißelt und geschoren und ins Kloster des heiligen Gallus auf einige Zeit zur Strafe geschickt, das von allen Orten des weiten Reiches am ärmsten und kleinsten zu sein schien.

Nicht viel später wollten einige von den fränkischen Großen Hand an den König legen. Das blieb ihm keineswegs verborgen, aber er wollte sie doch auch nicht gern verderben; denn wenn sie nur wollten, hätten sie den Christen ein guter Schutz sein können. Daher schickte Karl seine Boten an Pippin und ließ ihn fragen, was er mit den Bösewichtern tun solle.

Den Pippin fanden sie im Garten mit den älteren Klosterbrüdern – die jüngeren waren in wichtigeren Geschäften verhindert – wie er Nesseln und allerlei Unkraut mit einer Hacke ausjätete, damit die nützlichen Kräuter um so besser wachsen könnten, und so sagten sie ihm die Ursache ihres Kommens an. Aber er seufzte tief, wie ja alle Schwächeren immer leichter aufgeregt sind als die Gesunden, und antwortete nur: „Wenn Karl meinen Rat wollte, so würde er mich nicht so hart erniedrigen. Ich habe ihm nichts weiter zu sagen. Sagt ihm, wobei ihr mich beschäftigt fandet."

Aber sie fürchteten sich, ohne eine bestimmte Antwort zu dem schrecklichen Kaiser zurückzukehren, und fragten ihn noch einmal und zweimal, was sie ihrem Herrn vermelden sollten. Da sagte er ärgerlich: „Nichts anderes lasse ich ihm melden, als was ich

tue. Das unnütze Gewächs reiße ich aus, auf daß das nützliche Küchenkraut besser wachsen kann."
Und so nahmen die Boten traurig den Abschied und dachten, sie hätten nichts Vernünftiges zurückzubringen.
Als sie nun vor den Kaiser kamen und gefragt wurden, was sie mitbrächten, klagten sie, sie seien trotz der Mühen und des weiten Weges nicht um ein Wort klüger geworden. Und als der kluge König sie der Reihe nach fragte, wo oder bei welcher Beschäftigung sie Pippin gefunden hätten und was er ihnen zur Antwort gegeben hätte, sprachen sie: „Auf einem Bauernschemel fanden wir ihn sitzen, wie er mit einer Hacke ein kleines Gemüsebeet bearbeitete. Als wir ihm die Ursache unserer Reise vortrugen, konnten wir nur dies eine ihm mit viel Mahnen und Bitten abnötigen: Nichts anderes lasse ich ihm melden, als was ich tue. Das unnütze Gewächs reiße ich aus, auf daß das nützliche Küchenkraut besser wachsen kann."
Bei diesen Worten rieb sich der Kaiser, dem es nicht an Schlauheit fehlte und der reich an Weisheit war, die Ohren, blies durch die Nase und meinte: „Das ist eine verständige Antwort, die ihr guten Leute mir mitgebracht habt!"
Und während so die Boten immer noch für ihr Leben fürchteten, brachte Karl die Worte zur Ausführung, nahm alle seine Verschwörer aus der Mitte der Lebenden hinweg und gab das erledigte Gut dieser Unnützen seinen Getreuen, auf daß sie wüchsen und sich ausbreiteten. Einen seiner Feinde aber, der sich den höchsten Berg in Frankenland und alles, was er von da aus erblicken konnte, zu seinem Besitztum erkoren hatte, ließ er unschädlich machen, indem er ihn auf diesem Berg am hohen Galgen aufknüpfen ließ.
Seinem Bastard Pippin stellte er frei, sich zu wählen, wie er sein Leben verbringen wollte. Der nahm das Anerbieten an und wählte sich einen Platz in dem damals noch hochberühmten Kloster Prüm, das jetzt – ich weiß nicht warum – verwüstet und zerfallen daliegt.

Aus Insel-Bücherei Nr. 440 „Geschichten von Karl dem Großen"

Rainer Maria Rilke

Zwei Gedichte aus dem Nachlaß

Weißt du, Gewölk von jenem offnen Grau,
durch das sich endlos Räume offenbaren,
drin höher, über jeder Vogelschau,
Stern-Blicke gehn seit Myriaden Jahren,
die uns zuweilen treffen durch ein Grau,

aus dem wir tauchen: wunderlich erreicht
von weitem Einfluß. Manchmal angezogen
vom Eigensinn der Erde, manchmal leicht
(plötzlich) von allen Welten überwogen.

*

O wenn ein Herz, längst wohnend im Entwöhnen,
von aller Kunst und Zuversicht getrennt,
erwacht und plötzlich hört, wie man es nennt:
Du Überfluß, du Fülle alles Schönen!

Was soll es tun? Wie sich dem Glück versöhnen,
das kommt und seine Hand und Wange kennt?
Schmerz zu verschweigen, war sein Element.
Nun zwingt das Liebes-Staunen es, zu tönen.

*

Martin Luther

An seine Tischgesellen

Veste Coburg, 28. April 1530

Gnade und Friede in Christo, meine Herrn und Freunde! Ich hab Euer aller Schreiben empfangen und, wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß Ihr nun wiederum vernehmet, wie es hier zustehet, füge ich Euch zu wissen, daß wir, nämlich ich,

M. Veit und Cyriakus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag gekommen.

Es ist ein Rubet [Gehölz] gleich vor unserm Fenster hinunter wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem so lang währen möge. Und möchte gerne wissen, ob solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hierher versammelt.

Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer vor unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnischen, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn ausweichen können. Es sind große mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. Soviel ich aber von einem Dolmetscher vernommen habe, haben sie vor, einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher Ritter hie werden und große Taten tun.

Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen [Schwerter zücken],

daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären.
Ich halt aber, es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einen Haufen also vor mir haben, daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür kecken für die lange Weil.
Heute haben wir die erste Nachtigall gehört; denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wirds vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen, und haltet wohl haus! Aus dem Reichstag der Malztürken. 28. Aprilis. Anno 1530. Martinus Luther D.

An Marcus Cordel in Torgau

Treuen und redlichen Jugendbildner

Wittenberg, 26. Dezember 1542

Gnade und Friede! Ich kanns mir recht wohl denken, daß die Worte der Mutter meinen Sohn gerührt haben, wo die Trauer um die verstorbene Schwester hinzukommt. Aber Du tröste ihn kräftig! Denn dies ist gewiß, daß er hier Dich und Deine Gattin gerühmt hat: er sei ebenso gut, ja besser bei Euch aufgehoben als hier bei uns. Heiß ihn jenen weibischen Sinn bezähmen und sich gewöhnen an die Ertragung von Übeln und nicht jener kindischen Weichheit nachgeben! Denn dazu ist er aus dem Hause getan worden, daß er lerne und hart werde. Ich will nicht, daß er zurückkehrt, solange kein anderer Grund vorliegt. Wenn eine andere Krankheit hinzukommt, wirst Du es mir anzeigen. Indes möge er sorgen und tun, weswegen er zu Euch geschickt ist, und nicht den Gehorsam gegen den Vater verletzen. Wir hier sind, Gott sei Dank, frisch und gesund. Leb wohl! Am Stephanstage 1542.

Dein Martin Luther.

Seinem lieben Sohn Johannes Luther in Torgau

Wittenberg, 27. Dezember 1542

Gnade und Friede im Herrn! Mein Sohn Johannes! Ich und Deine Mutter mit dem ganzen Hause sind gesund. Du sieh zu, daß Du jene Tränen männlich überwindest, damit Du nicht der Mutter Schmerz und Verdruß zufügst, die ohnedies zu Schmerz und Sorgen geneigt ist. Gehorche Du Gott, der Dir durch uns geboten hat, Dich dort ausbilden zu lassen! Dann wirst Du leicht die Weichheit vergessen. Mutter konnte nicht schreiben, hat es auch nicht für nötig gehalten. Sie sagt, sie hätte alles, was sie Dir gesagt hat (daß Du zurückkehren solltest, wenn Du Dich übel befändest), von Deiner Krankheit verstanden, daß Du sie, wenn sie Dich befallen sollte, ungesäumt anzeigtest. Im übrigen will sie, daß Du jene Trauer ablegst, um froh und ruhig zu studieren. Damit leb wohl im Herrn! Am Tage des Evangelisten Johannes 1542.

Dein Vater Martin Luther.

Eine Fabel

Ein Löwe, Fuchs und Esel jagten miteinander und fingen einen Hirsch; da hieß der Löwe den Esel das Wildbret teilen. Der Esel macht drei Teil; des ward der Löwe zornig und riß dem Esel die Haut über den Kopf, daß er blutrüstig dastund, und ließ den Fuchs das Wildbret teilen; der Fuchs stieß die drei Teil zusammen und gab sie dem Löwen gar. Des lachet der Löwe und sprach: Wer hat dich so lehren teilen? Der Fuchs zeiget auf den Esel und sprach: Der Doktor da im roten Barett.

Diese Fabel lehret zwei Stücke:

Das erste: Herrn wollen Vorteil haben, und man soll mit Herrn nicht Kirschen essen, sie werfen einen mit den Stielen. Das ander: Der ist ein weiser Mann, der sich an eines andern Unfall bessern kann.

Art gehet über Kunst * Wer flieht, den jagt man * Wer den andern jagt, wird auch müde * Ein Messer behält das ander in der Scheide * Ein arm Mann soll nicht reich sein * Nachtfrist, Jahrfrist * Ein willig Pferd soll man nicht zu sehr reiten * Im Winter hat ein arm Mann eben sowohl ein frischen Trunk oder kalten Keller als der reiche * Dir ist gut gram sein, hast nichts * Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu * Ein freundlich Angesicht deckt alles * Wers erharren könnte, es würde alles gut * Ein weiser Mann tut keine kleine Torheit * Was dich nicht brennet, das lösche nicht!

Aus den Tischreden

Man muß so strafen, daß der Apfel bei der Ruten sei. Es ist übel, wenn Kinder und Schüler zu Eltern und Lehrern den Mut verlieren.

Man soll die Kinder nicht zu hart stäupen, denn mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und daß ihm bange war, bis er mich wieder zu sich gewöhnet. Ich wollt auch nit gern mein Hansen sehr schlagen, sonst würde er verschüchtert und mir feind, so wüßt ich kein größer Leid. Unser Herrgott wollt auch nicht gern, daß wir ihm feind würden.

Junge Herrn müssen gute Tage haben bis zum 20. Jahr, daß sie nicht kleinmütig werden. Wenn sie ins Amt kommen, da versalzt man ihnen die guten Tage.

Aus Insel-Bücherei Nr. 227 „Luther im Kreise der Seinen“

*

Felix Timmermans

Die Eule

Den Kindern erzählt



Sanft und gut, rund und weiß stieg der Mond am Himmel hoch. Alles, was am Tage gearbeitet und das Leben genossen hatte, schlief ruhig und zufrieden in seinem Licht: die Fische im Wasser, die Schmetterlinge auf den Blumen, die Vögel in ihrem Nest. Dann erst wachte die Eule auf und sprach: „Wenn alle schlafen gehen, dann fange ich mit der Arbeit an", und sie begann zu denken. Die Welt war eben erst geschaffen, der Frühling stand in voller Blüte. Und was für einer Blüte! Die Tiere waren noch frisch wie Brot, das eben aus dem Ofen kommt. Sie dufteten noch nach den Händen Gottes. In jenen Tagen war der Löwe zum König der Tiere ausgerufen worden. Er war so stolz darüber, daß er sich die Haare wachsen ließ wie später die Künstler. Am nächsten Tag wollten auch die Vögel ihren König haben; und dem Adler mit seiner Federhose, der am höchsten geflogen war, – denn man mußte sie sich verdienen – wurde die Ehre zuteil. So wurde auch der Walfisch, der sowohl in wie auf dem Wasser schwimmen konnte, König der Fische. Bald gab es vielerlei Könige, ja sogar einen König der Klettertiere: den Affen. Die Eule blinzelte mit ihren runden Augen nach dem Mond und zischte mit ihrem verächtlichen Schnabel: ‚Worüber könnte ich wohl Königin werden?' Sie dachte noch einmal nach und sagte: ‚Über die Nacht.' Sie ließ den Gedanken nicht erst kalt werden, rief die Fledermaus, die im Mondschein vorbeisegelte, den Maulwurf, der gerade aus seinem Erdloch lugte, den kahlen Frosch, die summenden Käfer, den vorüberziehenden Mückengesangverein, die Glühwürmchen, die einen Fackelzug abhielten, den Hasen aus dem

Kohlfeld und noch viele andere. Sie rief auch die Schnecke, aber diese konnte nicht kommen, denn sie löste sich schon seit ihrer Geburt in Schleim auf. Die Fledermaus faltete ihren Schirm zusammen und hängte sich mit dem Zeigefinger an einen Zweig der Kopfweide. Der Maulwurf legte sich hin wie ein kostbares Kissen, der Frosch lehnte sich an einen Baum, die Arme über seinen weißen Bauch gekreuzt. Alle Tiere, die die Nacht beleben, waren hier versammelt und bereit, der Eule zuzuhören. Sie sprach mit weitgeöffneten, geheimnisvollen Augen. Sie bewies, daß ein König der Nacht dringend erforderlich sei. Aber es müsse ein König mit Verstand sein. Am Tage sei das nicht nötig, dann sähe man ja alles, aber im Dunkeln ginge es nicht ohne Verstand. „Die sich dazu berufen fühlen, mögen vortreten!" sagte sie.

Das Wort Verstand hatte alle eingeschüchtert, und sie schwiegen. Nur der Frosch schob ein Bein nach vorn, öffnete sein Beutelmaul und sagte „quak", aber da sah ihn die Eule so furchtbar unheimlich an, daß der Frosch das Bein zurückzog und häßlich lächelte. Die Eule stellte fest, daß niemand sich meldete, und sprach: „Ich kann es begreifen, ich habe den größten Kopf, also auch die meisten Gedanken. Ich bin bereit, die schwere Bürde auf mich zu nehmen und als eure Königin zu gelten. Hat jemand etwas dagegen einzuwenden?" Sie ließ ihre grünleuchtenden Augen über die Versammlung schweifen, und alle senkten eingeschüchtert den Blick. „Da möchte ich euch allen danken mit einer kurzen Rede, hört zu: Wenn ..."

Aber siehe! Alle drehten den Kopf nach einer etwas abgelegenen Baumgruppe. Niemand kümmerte sich mehr um die Eule. Sie lauschten auf irgend etwas in der Ferne. Der Mückenverein summte davon, der Maulwurf machte sich mit seinen kurzen Beinchen auf den Weg. Der Frosch sprang ins Wasser, um den Weg abzukürzen. Die Fledermaus öffnete ihren Schirm wieder und spazierte durch die Luft. Alle entfernten sich eilig in derselben Richtung.

„Was ist denn los?" fragte die Eule, aber niemand antwortete, denn alle waren fort. Da blieb ihr nichts weiter übrig, als ihnen

nachzufliegen. Drüben an einer Baumreihe fand sie die ganze Gesellschaft im Halbkreis unter einer Silberbirke versammelt. Alle lauschten der Nachtigall, die im dünnen zarten Laub als schwarzes Schattenbild vor der roten Mondscheibe saß und ihr erstes Lied sang. Wie herrlich war das Lied dieser Nachtigall! Die süße Musik strömte in überwältigender Fülle aus ihrer Kehle wie singendes Silber in die Nacht hinaus. Eine liebliche helle Stimme drang aus ihrer reinen Kehle, rundete sich zu vollen Tönen, die lang angehalten zum Himmel stiegen, bis sie so dünn und zart geworden waren, daß sie endlich zersprangen und wie Tropfen eines Springbrunnens niedergingen. Und jede Blume, die einen solchen schönen Klangtropfen auf ihre weichen Blätter fallen fühlte, richtete sich vor Seligkeit auf und faltete duftend und bewundernd ihre Krone auseinander. Wie schön war das, wie herrlich! Das Lied kam so tief aus dem Herzen der Nachtigall, und alle Tiere, die ihm lauschten, fühlten sich rein und glücklich. Als das Lied zu Ende war, blieben sie noch eine Weile sprachlos sitzen. Dann hörte man hier und da einen Seufzer, und es war der Frosch, der begeistert ausrief: „Wir hatten ja die Nachtigall vergessen! Wer so schön singen kann, muß König der Nacht sein", und er schielte verächtlich zur Eule hinüber, deren Augen blitzten. Mit gesträubtem Gefieder ging sie auf den Frosch los: „Ziehe du dich erst an, du Nacktfrosch! Du hast weder Federn noch Haare bekommen und reißt das Maul auf, als wärst du wie ein Fürst gekleidet."

Darüber mußten nun alle lachen. Da sprach die Eule schnell: „Was sollen wir mit einem König, der fortwährend singt und uns dadurch unsere Pflichten und Aufgaben vergessen läßt?"

„Was ist denn los?" fragte die Nachtigall von oben. Der gekränkte Frosch quakte ihr kurz zu, worum es sich handele, und fügte hinzu: „Du sollst unsere Königin sein!"

Die Eule schnaubte vor Wut.

Die Nachtigall lachte: „Nein, ich will nicht; was liegt mir daran, Königin zu sein. Ich will nur singen zur Ehre Gottes! Hört ihr

zu, so soll es mir recht sein, und hört ihr nicht zu, so läßt es mich kalt. Auf Wiedersehen!" Sie flog davon und suchte sich einen ruhigeren Ort im duftenden Wald.

„Aber wir geben dir trotzdem den Titel!" riefen ihr die Tiere, außer der Eule, nach. Und so wurde die Nachtigall Königin der Nacht.

Die Eule war zu klug, um sich dagegen aufzulehnen, und sprach: „Die Nachtigall soll also Königin der Nacht sein, aber nur der Sommernacht."

„Wie? Was?" fragten die Tiere erstaunt, „gibt es denn noch eine andere Nacht?"

„Jawohl," sagte die Eule, „die Winternacht."

„Was ist das?" fragte die Grille, die noch nie so lange geschwiegen hatte. „Das ist so", sagte die Eule. „Ich habe in den Sternen gelesen, daß nach dem Sommer der Winter kommt; dann fällt das Laub von den Bäumen, dann welken und faulen die Blumen, dann kommen Regen, Schnee und Eis, und der große Schatten senkt sich auf die Erde. Dann werden die Nachtigall und viele andere in das Land der Sonne ziehen, bis wieder ein neuer Frühling kommt. Wer wird in dieser bösen Zeit, wo es nichts mehr zu fressen gibt, unser König sein? Wer?"

„Du!" rief das Karnickel schnell, aus Angst, noch schlimmere Dinge hören zu müssen. Alle bekamen es mit der Angst zu tun und riefen: „Du! Du!" Sogar der Frosch, aber der tat es nur aus Angst, wieder verspottet zu werden.

Die Eule spreizte ihre Flügel, dankte und lobte die kluge Einsicht der Tiere. Sie lud sie alle ein, sie im Winter in ihrem Palast zu besuchen, wo sie miteinander lustig sein wollten. Alle jubelten und geleiteten die Eule im feierlichen Zug zur Kopfweide unter der Führung des Frosches. Die Eule beschloß den Zug, stolz und aufrecht, mit weit aufgerissenen Augen ...

Tief im Walde sang die Nachtigall ihre goldenen Lieder.

Sie sang jede Nacht, und immer lauschten viele Tiere ihrem Gesang und waren von dieser Himmelsmusik entzückt.

Aber die Eule dachte an den nahenden Winter und sah mit Freude, wie die Jahreszeiten wechselten und die Tage kürzer wurden. Endlich fing das Laub an zu fallen, und zum erstenmal welkten die Blumen. Der dunkle Schatten schob sich unheilverkündend über die Erde, begleitet von bösen Winden, Nebel und Regen. Alle, die aus Notdurft oder Angst den Winter fürchteten, flüchteten vor der Gefahr: einige flogen über das Meer, der Sonne nach, andere verkrochen sich tief ins Wasser oder in die Erde. Als alle Gräben voll Wasser standen, kam der Frost, und der Schnee breitete eine eintönige Decke über das Land.
Die Eule lachte und sprach: „Jetzt ist die Zeit gekommen, in der ich Königin bin!"
Sie wartete lange, aber niemand kam.
‚Sie sind zu schüchtern und wagen sich nicht zu mir, ich werde sie selbst holen', dachte sie.
Sie flog mit breiten Flügelschlägen in die Nacht hinaus. Die Winternacht war schön mit dem aufsteigenden weißen Mond. Ein Palast aus Kristall und Silber, und die Eule als Königin darin, welch ein Ruhm! Stolz und froh klopfte sie an die Kopfweide, in der die Fledermaus hauste: „Ich bin die Königin Eule!" Keine Antwort. Sie trat ein. Mit ihren leuchtenden Augen erkannte sie die Fledermaus, die wie eine ausgezogene Jacke schlafend oben in einer Ecke hing. Alles Rufen, Schütteln und Kitzeln nützte nichts. Sie hing schlafend an der Decke in ihrem zusammengefalteten Schirm und rührte sich nicht.
Verstimmt flog die Eule davon zum großen Wasser, das zugefroren war: „He! Frosch! alter guter Freund! Ich bin die Eule, warum besuchst du mich nicht einmal? Ich bin die Winter-Königin!" „Viel Spaß dabei", quakte der Frosch unter dem Eise. „Warum rufst du mich, du weißt doch, daß ich nicht kommen kann. Ich bin dir ja auch viel zu nackt, du hast es selbst gesagt! Gute Nacht!" Die Eule verwünschte den Frosch und rief: „Das wird dir schlecht bekommen! Ich werde dich und dein Geschlecht bis ins letzte Glied verfolgen, zerfleischen und verschlingen. Du

Nacktfrosch, du Wasserblase, du Großmaul! Du bist schuld daran, daß ich nicht Sommer-Königin geworden bin, und nun verhöhnst du mich noch in meiner Einsamkeit. Warte nur!"

Die Eule klopfte noch an viele Türen, aber niemand hatte Lust mitzugehen.

Wütend flog sie zurück zu ihrem Baum und wartete rachedurstig auf den schönen Frühling.

Als dieser endlich gekommen war und die jungen Frösche mit ihrer heiseren Stimme die stille Welt der Buchen belebten, zerstörte die Eule ihre Freude, schleppte die nackten Gesellen weg und verschlang sie ohne Mitleid.

Aus dem neuen Buche „Die bunte Schüssel"
Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens

*

Egon Caesar Conte Corti

Kaiserin Charlotte bei Napoleon und Eugenie

Das mexikanische Kaiserpaar ist über den gründlichen Wechsel der Szenerie in Europa nicht genügend unterrichtet. Solange Napoleon III. in der auswärtigen Politik nur Erfolge aufzuweisen hatte, ist es im Innern seines Reiches verhältnismäßig ruhig geblieben. Nun, da sich durch das Auftreten Preußens am Napoleonischen Himmel dunkle Wolken zusammenballen, geht es auch mit dem Frieden im Innern bergab. Die Partei Thiers und die Opposition erstarken, und sogar im Schoß der kaiserlichen Familie herrschen Meinungsverschiedenheiten über den einzuschlagenden politischen Kurs. Während sich allerorts Schwierigkeiten türmen, hat der Kaiser persönlich an Widerstandskraft stark eingebüßt. Er besitzt nicht entfernt jene Spannkraft, die seinem großen Oheim eigen war und diesen befähigte, gerade in Zeiten höchster Anforderungen Unbegrenztes zu leisten. Napoleon III. fühlt sich müde, er klagt, daß „die unaufhörliche Arbeitslast" ihn

töte. Das Leiden, dem er einst erliegen soll, kündet sich schon an. Die ununterbrochenen Liebesaffären des Kaisers zehren an seiner Kraft. Nervöse Erregbarkeit, Müdigkeit und körperliches Unbehagen erschweren ihm ein klares Urteil über den Verlauf der Dinge.
„Mit meinem Gemahl", klagt die Kaiserin dem Botschafter Metternich, „geht es seit fast zwei Jahren bergab. Er kümmert sich kaum mehr um Regierungsdinge und widmet seine ganzen Kräfte der Arbeit an seinem ‚Julius Cäsar'. Er ist nicht einmal imstande, die Sitzungen des Ministerrates zu leiten und kann kaum gehen, nur wenig essen und gar nicht schlafen." Kein Wunder also, daß Napoleon in den Schatten tritt, als ein großer Staatsmann wie Bismarck einzugreifen beginnt und ihn unter unklaren Versprechungen zu der gewünschten Neutralität in dem Entscheidungskampfe zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland zu bewegen vermag. Nun will Napoleon nur noch möglichst schnell aus dem mexikanischen Sumpfe heraus. Gutierrez und Genossen haben ausgespielt.
Auch die Kaiserin Eugenie sieht ein, daß sie in ihrer einstigen Begeisterung für Mexiko eine Lage geschaffen hat, die bei dem in Europa heraufziehenden Gewitter sehr bedenklich ist. Hat sie sich über die Dinge in dem fernen Mexiko kein Urteil bilden können und sich auf irreführende fremde Darstellungen verlassen müssen, so übersieht sie hier in Europa die Lage richtig. Gefühlsmäßig weiß sie, daß in Preußen eine Meisterhand waltet und dort ein Feind drohend emporwächst, dem man nicht bald genug entgegentreten kann. Während der Kaiser mit dem gewissen Siege Österreichs rechnet, zweifelt sie daran und will zur Sicherheit mit diesem Staate gegen Preußen gehen, um zu verhindern, daß sich dieses später mit Lorbeer umwunden und neugestärkt gegen das französische Kaiserreich wende. Napoleon glaubt noch die Rolle des Schiedsrichters spielen zu können. Da kommt es zum Kriege und zum Niederbruch der tapferen österreichischen Armee bei Königgrätz. Auf diese Nachricht ruft der französische Kriegsminister erregt aus: „Wir sind es, die da geschlagen wurden."

Mit einem Schlage macht Napoleons Zuversicht vollem physischen und moralischen Zusammenbruch Platz. Was ist die Folge? Nach langem Schwanken entschließt er sich für die Politik der Tatenlosigkeit. Er hört nicht auf Eugenie, die zum Kriege, zum Handeln rät. Einmal schon ist er ihren Ratschlägen bedingungslos gefolgt und damit in Mexiko in ein dornenreiches Abenteuer, in schwere Verlegenheiten, in völlig vergebliche Geld- und Blutopfer gestürzt worden. Dieser Fehlschlag hat Napoleons Vertrauen in den politischen Weitblick seiner Gemahlin schwer erschüttert. Wieder rät sie zur Tat, ein zweites Mal aber will Napoleon sich von Eugenie nicht mehr raten lassen.

Diesmal aber ist der Rat der Kaiserin für Frankreich der einzig richtige. Erschüttert sieht Eugenie, daß ihr Gatte nicht mehr auf sie hört: „Mein Wort hat kein Gewicht mehr," sagt sie, „ich bin fast allein mit meiner Ansicht, man übertreibt die Gefahr von heute, um sich besser die von morgen zu verbergen ... Wir gehen unserem Verderben entgegen, und es wäre das beste, wenn der Kaiser auf einige Zeit wenigstens verschwände."

Während sich dieser Kampf am Napoleonischen Hofe abspielt, machen die Preußen ganze Arbeit. Trotz des österreichischen Erfolges von Custozza und des Seesieges von Lissa an der Front gegen Italien kommt ein schneller, Österreich höchst ungünstiger Friede zustande, bei dem Napoleon mehr oder weniger zur Seite geschoben wird. Der Kaiser der Franzosen hofft aber immer noch seine Ansprüche auch ohne einen Krieg geltend machen zu können. Angstvoll sieht er der weiteren Entwicklung der Verhandlungen entgegen.

In diesen sorgenvollen Tagen trifft plötzlich die Nachricht von der Ankunft der Kaiserin Charlotte in Europa ein. Sie ist nach glücklich zurückgelegter Fahrt, auf der sie sich meist ernst und in sich gekehrt, zeitweilig auch finster und nervös zeigte, im französischen Hafen St. Nazaire angekommen. Erst dort hat sie die erste Kunde von dem Ausbruch und auch schon dem Ausgang des Krieges zwischen Preußen und Österreich erhalten. Die Nach-

richt von Königgrätz erregt die 26jährige, anmutig zarte Frau, die vor einer so schweren Aufgabe steht, im höchsten Maße; sie fühlt, daß diese Erniedrigung Österreichs bei Kaiser Napoleon die Rücksichtnahme auf diesen Staat stark herabstimmen muß und daß ihm nun Sorgen erwachsen, die ihn doppelt bedenklich machen müssen, zugunsten Mexikos neue Lasten auf sich zu nehmen. Doch was hilft es, die tapfere junge Frau ist nun einmal da und fest entschlossen, ihre Wünsche durchzusetzen.

Blitzschnell verbreitet sich die Nachricht von dem Eintreffen Charlottens. Eine große Menschenmenge versammelt sich am Kai, und der Bürgermeister erscheint erschrocken, um die Kaiserin zu begrüßen. Er hat gar keine Nachricht bekommen, daß die Kaiserin erwartet wird, und hat ihr daher auch keinen würdigen Empfang bereiten können. Nicht einmal eine mexikanische Fahne gibt es, im ganzen Ort ist keine solche aufzutreiben. Kaiserin Charlotte ist entrüstet:

„Ich danke, Herr Bürgermeister," sagt sie spitz, „aber wieso ist der Präfekt nicht da, um uns ein Willkommen zu bieten? Keine Truppe hat uns eine Ehrenbezeugung geleistet. Ich will nur telegraphieren, und dann führen Sie mich sofort zum Bahnhof, denn ich muß den Kaiser schon morgen sehen."

Drei Telegramme gehen ab. Je eines nach Brüssel und Wien mit der Mitteilung, Charlotte könne in Österreich und Belgien wegen der Haltung der dortigen Regierungen keinen Besuch abstatten. Es ist dies eine offene Beleidigung der beiden Höfe. Napoleon telegraphiert sie kurz: „Ich bin heute in St. Nazaire angekommen, mit dem Auftrage des Kaisers, Euer Majestät über verschiedene, Mexiko betreffende Angelegenheiten zu sprechen. Ich bitte Sie, Ihre Majestät meiner Freundschaft zu versichern und an das Vergnügen zu glauben, das mir das Wiedersehen bereiten wird. Charlotte."

Erschrocken und peinlich berührt, hält der Kaiser der Franzosen kurz darauf die unerwartete Nachricht in Händen. Auch das noch! Zu all den Sorgen und Aufregungen, zwischen Kriegs-

freunden und Kriegsgegnern vor schwerwiegende Entscheidungen gestellt und von körperlichen Schmerzen gepeinigt, kommt noch diese Verlegenheit. Doch die Kaiserin ist nun einmal da, was tun? In dem Bestreben, das Peinliche und Unangenehme möglichst lange hinauszuschieben, legt Napoleon ihr nahe, zunächst zu ihrem Bruder nach Brüssel zu gehen.
Bald überfliegt Charlotte aufgeregt die kaiserliche Antwort: „Ich erhalte eben die Depesche Eurer Majestät. Leidend von Vichy zurückgekehrt, gezwungen, das Bett zu hüten, bin ich außerstande, Ihnen entgegenzufahren. Wenn, wie ich vermute, Euer Majestät zuerst nach Belgien gehen, werden Sie mir Zeit zu meiner Wiederherstellung geben. Napoleon."
Diese Art und Weise, zu sagen, man sei nicht zu Hause, und der plumpe Versuch, sie abzulenken, zeigt der Kaiserin deutlich, welch unangenehme Überraschung ihre Ankunft für Napoleon bildet. Aber fest entschlossen, den Kaiser um jeden Preis, und zwar möglichst bald, zu sehen, setzt sie ihre Reise nach Paris fort.
Um vier Uhr nachmittags kommt sie in der Hauptstadt an. Dort erwarten sie der Adjutant und die Ordonnanzoffiziere des Kaisers Napoleon sowie die bereitgestellten Hofwagen durch Zufall an einem falschen Bahnhof. Nur die von Almonte avisierten Mexikaner finden sich am richtigen Platz ein, darunter Gutierrez mit seinen Söhnen. Hidalgo ist natürlich nicht anwesend, er hält sich fern von Paris und macht eine Rheinreise. Die Kaiserin begibt sich in geheimer Sorge, daß dieses Mißverständnis vielleicht eine absichtliche Umgehung des Empfanges am Bahnhof vorstellen solle, in einem Mietwagen ins Grand Hotel. Kaum ist sie dort angekommen, als die inzwischen verständigten Sendlinge Napoleons in Aufregung und Bestürzung herbeieilen und sich in tausend Entschuldigungen ergehen. Ein Generaladjutant fragt auf Eugeniens Befehl an, zu welcher Stunde es Charlotte am folgenden Tage genehm sein würde, sie zu empfangen.
Sie will ihrem Gemahl das Peinliche des Besuches abnehmen,

kann sich jedoch nicht enthalten, gleich auch mit schlecht verhehlter Neugierde fragen zu lassen, wie lange die Kaiserin bleiben werde. Charlotte erwidert, sie würde Eugenie zu jeder Stunde, die ihr gelegen wäre, mit Vergnügen empfangen; im übrigen gedenke sie in Paris zu bleiben, da sie keine Familien- noch andere Interessen in Europa habe. Die Offiziere verbeugen sich und kehren in das Schloß zurück, um dort die Antwort zu melden.

Am 10. August früh läßt Charlotte eifrigst alles vorbereiten, um die Kaiserin gebührend zu empfangen und, wie sie sagt, „gleichzeitig die gute Erziehung des Hofes in Mexiko ins rechte Licht zu setzen". Sie hört, daß Kaiserin Eugenie um zwei Uhr nachmittags aus St. Cloud kommen werde.

Um die Zeit bis dahin möglichst auszunützen, läßt Kaiserin Charlotte den General Frossard kommen, der einer der ersten war, die sich in den aufgelegten Besuchsbogen eintragen ließen. Sie erinnert ihn an die Abmachungen von Miramar und läßt ihm keinen Zweifel darüber, daß Frankreich das mexikanische Kaiserreich nicht verlassen könne, ohne seine Fahnen zu beflecken und seine Untertanen in Mexiko der Vernichtung zu weihen. Dann gibt sie ihm ein Memoire zu lesen und zeigt ihm die Karte Mexikos, auf der die militärischen Fortschritte der Juaristen mit erschreckender Deutlichkeit eingezeichnet sind.

Das ganze Memoire ist eine flammende Anklage gegen Bazaine und alles, was er getan; da er aber meist nur als gehorsamer Soldat die Befehle seines Kaisers durchgeführt hat, was natürlich Napoleon selbst am besten weiß, während Maximilian von des Franzosenkaisers Schriftwechsel mit Bazaine keine genaue Kenntnis hat, so muß Napoleon folgerichtig alle Anklagen dieses Memoires auf sich beziehen. Der Inhalt dieses Schriftstückes, das ihm Frossard übermittelt, ist nicht geeignet, Charlottens Aufgabe beim französischen Kaiserpaar zu erleichtern.

Am 10. August um zwei Uhr nachmittags fährt Kaiserin Eugenie mit ernstem Ausdruck, aber anmutig und trotz aller Sorgen in voller Gesundheit vor dem Grand Hotel vor. Sie hat schon vor

einem Jahre über die mexikanische Expedition das Kreuz gemacht. Nun gilt es, der Frau jenes Mannes, den sie damit fallen läßt, Auge in Auge gegenüberzutreten und Farbe zu bekennen. Der Gang wird ihr schwer genug. Wie ein Schleier liegt ein beklemmender Zug über ihrer jugendfrischen, blühenden Erscheinung. Die Kaiserin kommt mit großem Gefolge. Unten an der Stiege erwarten sie Charlottens Oberstkämmerer del Valle, Graf Bombelles und die Hofdame Donna del Barrio, eine kleine häßliche Mexikanerin, der man Maximilians Prädikat „delicios" nach europäischen Begriffen gewiß nicht zubilligen kann. Minister Castillo verbleibt als Mitglied der mexikanischen Regierung, um seine Würde zu betonen, oben bei der Kaiserin Charlotte. Diese geht ihrem erlauchten Gast entgegen und begrüßt sie auf den ersten Stufen der Treppe mit Umarmung und Kuß. Eugenie wird sodann in den Salon geleitet, wo die beiden Kaiserinnen allein bleiben. Charlotte entwickelt nun in bewegten Worten ihre und ihres Gatten schwierige Lage in Mexiko, versucht Eugenie bei ihrer schwachen Seite, der Vorliebe für einzelne in Paris lebende Mexikaner, zu packen, und läßt sie den schwungvollen Appell lesen, den Gutierrez neuerdings an Kaiser Napoleon gerichtet hat. Die Kaiserin der Franzosen weint zwar nicht, aber sie zeigt sich doch so bewegt, daß Charlotte, wie sie ihrem Gemahl berichtet, den Eindruck hat, daß ihr „die Tränen übers Herz rollen". Eugenie spricht wenig und hört ihre unglückliche Schwester mit größter Teilnahme an. Als die schwersten Sorgen vorgebracht sind und sie auf die ganz neue politische Lage Europas hingewiesen hat, geht Eugenie mit großer Lebhaftigkeit auf mehr gleichgültige Dinge ein und gibt ihr „nach wie vor reges Interesse für Mexiko" kund. Insbesondere will sie wissen, wie es dem Kaiser gehe und interessiert sich für alle Einzelheiten der Hofhaltung in Mexiko, so für Soireen und Festlichkeiten, endlich auch für die Villa in Cuernavaca. Kaiserin Charlotte bemüht sich in ihren Antworten, ihrer Partnerin über alles in Mexiko nur die „großartigsten Begriffe" zu vermitteln. Schließlich aber

kommt Charlotte doch wieder auf das Hauptthema zurück. Gut, ja, das europäische Gleichgewicht ist gestört, aber das Werk Frankreichs drüben in der Neuen Welt ist noch längst nicht vollendet. Man steigt die Stufen zum Ruhm leichter und schneller herab, als man sie erklimmt.

„Wie war das Wetter auf der Überfahrt?" weicht Eugenie aus.

„Gut. Wann darf ich den Besuch erwidern?"

„Übermorgen, wenn es Euer Majestät beliebt."

„Werde ich nicht auch den Kaiser sehen können?"

„Oh, dem Kaiser geht es noch immer schlecht."

„Ich bitte, den Besuch schon für morgen festzusetzen und Seine Majestät unbedingt zu verständigen. Ich muß ihn bestimmt sehen, denn wenn nicht, würde ich einfach zu ihm eindringen." Damit wendet sich Charlotte ab.

Betroffen und verlegen verläßt Eugenie die Kaiserin von Mexiko, die sie noch bis an die Treppe begleitet. Nachdenklich, mit vor Aufregung geröteten Wangen kehrt Charlotte in ihre Gemächer zurück. Der Leichtsinn, mit dem seinerzeit jene Frau, die sie soeben verlassen, den Anstoß zum mexikanischen Abenteuer gegeben hat, ist ihr erst in dieser Unterredung so recht zum Bewußtsein gekommen.

„Es fällt mir auf," schreibt Charlotte unmittelbar nachher an ihren Gemahl, „daß ich mehr von China weiß, als diese da von Mexiko wissen, wo sie eine der größten Unternehmungen wagten, in die sich die französische Fahne jemals eingelassen. Ich glaube zu erkennen, daß die Kaiserin viel von ihrer Jugend und ihrer Kraft verloren hat, seit ich sie zuletzt gesehen, und daß irgendein eingebildeter oder wirklicher Druck inmitten all ihrer Größe auf Napoleon und seiner Gemahlin lastet. Der Thron Frankreichs läßt die, die auf ihm sitzen, rasch altern, die Geschichte lehrt jedoch, daß diese kriegerische Nation ebenso wie die Glücksgöttin niemandem mehr zulächelt als der Jugend ..."

Kaiserin Eugenie ist sorgenvoll nach St. Cloud zurückgekehrt. Den Verzicht Charlottens auf eine persönliche Aussprache mit Napoleon hat sie nicht erreicht. Sie muß es nun auf sich nehmen,

ihrem Gemahl zu sagen, daß sie ihm den drohenden Besuch der Kaiserin von Mexiko nicht ersparen kann. Das fällt ihr um so schwerer, als Benedetti, der Gesandte Frankreichs am preußischen Hof, eben am 10. August in Paris angekommen ist. Er meldet seinem Souverän Bismarcks ernsten Kriegswillen für den Fall, daß Napoleon auf seinen territorialen Forderungen bestehe, und stellt den Kaiser vor den schweren Entschluß, unvorbereitet einer siegreichen Armee gegenüber das Schwert zu ziehen oder aber nachzugeben. Eugenie, die auf aktive Politik hinarbeitet, ist es höchst unlieb, daß die Ankunft Charlottens Napoleon an die mexikanische Unternehmung erinnert, durch die sie sich so kompromittiert fühlt. Aber was soll sie tun? Die Kaiserin Charlotte hat ihren Entschluß, Napoleon auf jeden Fall zu sprechen, ja in sein Gemach einzudringen, unzweideutig und höchst energisch kundgegeben. So vergeht denn der 10. August im Schloß von St. Cloud in unbeschreiblicher Aufregung und Nervosität unter Kommen und Gehen der Diplomaten und Generale, unter Hin- und Herschwanken, ohne daß man zu einer endgültigen Entscheidung gelangt wäre.

Am folgenden Tage, dem 11. August 1866, mittag, holt ein à la Daumont bespannter kaiserlicher Wagen Charlotte aus dem Grand Hotel zur Fahrt nach St. Cloud ab.

Als die Kaiserin, in langem, schwarzem, noch von der Reise etwas zerknittertem Seidenkleid und großem, weißem Hut an der Schwelle des Hotels erscheint, um den Wagen zu besteigen, wird sie von einer dichten Menschenmenge begrüßt. Auf der ganzen Fahrt wiederholen sich die Zurufe. Charlotte, die immer nur von der Abneigung der französischen Bevölkerung gegen Mexiko gehört hat, ist davon sehr sympathisch berührt. Sie hat den Eindruck, man wünsche, es möge ihr in dieser für sie und ihren Gemahl so entscheidenden Stunde wohl ergehen. Trotz der Hitze, die an diesem Tage herrscht, hat die Kaiserin eine schwarze Spitzenmantille übergeworfen, an der sie nervös hin und her nestelt. Angst und Aufregung vor der Schicksalsstunde erfassen sie, das Blut dringt ihr zu Kopf, über und über rot im Gesicht,

zitternd und nervös ergreift sie den Arm Frau Almontes und preßt ihn wie hilfesuchend an sich. Mitleidsvoll bewegt sucht ihre Begleiterin sie zu beruhigen. Als der Wagen in den Park einfährt und die unter Trommelwirbel ins Gewehr tretende Schloßwache passiert, hat sie ihre Fassung wiedergewonnen. Mit anmutiger Verneigung grüßt sie die vom Turm herabwallende Nationalflagge.

Am Fuße der zu den Privatgemächern führenden Treppe hält der Wagen. Eine Abteilung der kaiserlichen Garde, ragende Gestalten mit historischen Bärenmützen, ist als Ehrenkompanie aufgestellt. Der ganze Hofstaat ist unten an der Treppe versammelt. Der kleine, damals zehnjährige Kronprinz eilt mit der Kette des mexikanischen Adlerordens um den Hals an den Wagenschlag und nimmt die Kaiserin an der Hand, um sie die Treppe hinaufzuführen, die beiderseits von einem Spalier martialischer „Cent gardes", der Leibwache Napoleons, eingesäumt ist. Oben an der Treppe erwartet sie Kaiserin Eugenie und geleitet sie nach dem Privatkabinett des Kaisers.

Sofort beginnt Charlotte:

„Sire, ich bin gekommen, um eine Sache zu retten, die die Ihrige ist. Hier ein Brief meines Gemahls, hier ein genaues Memoire über die Lage, da alle Dokumente, die die Finanzen betreffen. Ich bitte Eure Majestät inständig, rufen Sie den Marschall Bazaine ab, bezahlen Sie den Sold der Hilfstruppen weiter, belassen Sie das Expeditionskorps bis zur vollständigen Pazifizierung des Landes. Ich beschwöre Sie, verlassen Sie eine Sache nicht, die so innig mit Ihrem dynastischen Interesse verwoben ist. Denken Sie auch an die furchtbare Lage meines Mannes. Sie haben ihm doch versprochen, ihn niemals zu verlassen, Sie haben doch eine Ehre, ein Gerechtigkeitsgefühl, Sie können uns doch nicht beide mitleidslos in den Abgrund stoßen."

Herzbewegend vertritt Charlotte ihre Sache, durchdrungen von deren Gerechtigkeit und Größe, mit so heißer Seele, daß das französische Kaiserpaar, obwohl fest entschlossen, mit Mexiko ein

Ende zu machen, tief erschüttert verstummt. Kaiser Napoleon, kränklich und abgespannt, wie er ist, macht einen traurigen Eindruck. Gänzlich hilflos, wie jemand, der sieht, daß er zugrunde geht, blickt er zu seiner Gemahlin hinüber. Tränen rinnen ihm über die Wangen. Endlich ermannt er sich und stottert: „Es hängt nicht von mir allein ab, ich kann einfach nichts tun."
Kaiserin Charlotte mustert den Mann von oben bis unten; so also, denkt sie, erklärt sich die große Macht der Minister in Frankreich. „Aber Majestät, vergessen Sie denn ganz die ungeheuere Macht Ihres Vierzig-Millionen-Volkes, das die Vorherrschaft in Europa besitzt? Genießt Ihr Land nicht den höchsten Kredit der Welt, und hat es nicht immer nur siegreiche Heere zur Verfügung? Unter solchen Verhältnissen haben Sie doch kein Recht zu behaupten, Sie könnten bei den gewichtigen Interessen Frankreichs in Mexiko nichts mehr für das dortige Kaisertum tun."
Leidenschaftlich und erregt klingt die Stimme der verzweifelt kämpfenden Frau durch den Raum. Da geht zur Unzeit die Tür auf, und ein Diener erscheint, der auf einer silbernen Tablette eine Orangeade in geschliffener Glaskaraffe hereinträgt. Eine Hofdame, der das anderthalbstündige Gespräch schon zu lange dauert, hat der großen Hitze wegen diese Verfügung getroffen. Charlotte ist von der unerwarteten Störung überrascht, doch Kaiserin Eugenie bietet ihr mit verlegener Bewegung ein Glas zum Trunke. Mißtrauisch sieht Charlotte dies mit an. Sie weigert sich zuerst und scheint dergleichen mitten in einer so ernsten Unterredung unpassend zu finden. Als aber Eugenie ihr eifrig zuredet, nimmt sie langsam und zögernd einen Schluck. Dann aber kehrt sie gleich wieder zur Sache zurück:
„Nun sehe ich, wo die Schwierigkeiten liegen. Aber ich nehme die Minister auf mich, ich werde sie persönlich sprechen und sie bekehren."
„Versuchen Sie es, Majestät! Auch ich werde noch einmal mit meinen Ministern beraten, bevor ich endgültigen und unwiderruflichen Bescheid gebe."

Nach zweistündigem, leidenschaftlich geführtem Gespräch verläßt Charlotte das Kaiserpaar. Ihre hochgespannten Erwartungen sind zwar getäuscht, aber sie hegt noch einen leisen Hoffnungsschimmer, denn sie baut auf die Wirkung ihrer Aussprache mit den Ministern. Wie immer aber alles ausgeht, sie will weiter „arbeiten und arbeiten", um wenigstens ein ruhiges Gewissen zu haben, daß sie ihre Pflicht, soweit möglich, voll erfüllt hat. Dem französischen Kaiserpaar aber will sie zeigen, wer sie ist. Man hat in St. Cloud alles bereitet, um die Kaiserin glänzend zu bewirten, Charlotte lehnt jedoch die dringende Einladung der Kaiserin Eugenie ab und verlangt ihren Wagen. Die Kutscher, denen man gesagt, die Kaiserin bleibe zum Diner, haben ausgespannt und sind spazieren gegangen. Man muß sie erst suchen. Ungeduldig tritt Charlotte von einem Fuß auf den anderen. Endlich ist es soweit, und sie kann fahren. Aufgeregt denkt sie an ihren Gemahl, der auf ihren Vorwurf der Feigheit hin in Mexiko in tausend Gefahren zurückgeblieben ist. Erschöpft, bleich und ermattet sinkt sie bei der Heimfahrt in die Kissen des Wagens zurück. Mühsam verhält sie die Tränen. Der Sturz aus tausend Hoffnungen ist zu jäh.

Aus dem Werk: Corti „Die Tragödie eines Kaisers"

*

Frans Eemil Sillanpää

Schneegestöber

Das Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, das da eben allein in seinem Nest, der väterlichen Hütte, sitzt, hat das Gefühl, in diesem Herrgottsunwetter inmitten von etwas viel, viel Stärkerem zu sein als es selber, von dem es schließlich ganz zermalmt werden wird. Da sitzt es wie in der Schule und bekommt vom Lehrer eine Lektion für zeit seines Lebens.

Einen recht passenden Augenblick hat sich die Natur erwählt, um

sich ihrem willigen Schüler so zu zeigen, wie sie ist: ein Wesen, so hoch wie der Himmel, dabei ein bißchen einfältig und taub, das nicht reden kann, sondern bloß donnert und schnaubt, tost und rast, dazwischen mal still ist und ein wenig lächelt. Nicht, daß man dies Wesen richtig mit Augen sehen kann, aber im Innern nimmt man es wahr, ohne zu sehen – überall – über einem – hinter einem! Obgleich es nicht spricht, so geht doch allerhand in ihm vor, wie bei einem Taubstummen, was dann in unvermuteten Handlungen zum Ausbruch kommt. Man weiß nicht, warum und wann es wütend und erbost ist, aber man hat das Gefühl, es hat sich alles, was die Menschen je Böses getan, gemerkt, und da hilft auch das schlauste Parlamentieren nichts. Selbst der Vater kann dabei nichts machen, obgleich er doch so viel besser und älter als viele böse Menschen ist. Die verstorbene Mutter war freilich, wenn in des Vaters Abwesenheit ein Gewitter über der Hütte losprasselte, bange gewesen und hatte das Gesangbuch zur Hand genommen, – dasselbe Gesangbuch, aus dem später gelesen und gesungen wurde, als die tote Mutter selber weggeholt wurde zum Grab bei der Kirche.

Nun sitzt das Kind allein in der Hütte am Seitenfenster und schaut hinaus in das überwältigende Schneegestöber. Die Hütte liegt in dem äußersten Winkel von dem Ackergelände des großen Dorfes, wo sich dieser in den Wald vorschiebt. Hier kommen auch nicht alle Winde her, die allerschlimmsten auch jetzt nicht; aber gewaltige Schneewirbel gelangen dennoch von dem offenen Flurgebiet bis hierher, wo sie, vor Wald und Hüttenecken sich aufstauend, seltsame Figuren formen, wie sie die geschickteste Menschenhand nicht nachzubilden vermöchte. Es muß schon Mittagszeit sein, aber dem Kind kommt es vor, als wäre es dieselbe Stunde, da es erwachte. Schon da hatte über der Stube das gleiche weiße Licht, etwas Kühl-Schattenloses gelegen, unter dessen Einwirkung man gar nicht recht zum Aufwachen kam.

Draußen tobt das Schneewetter wie irrsinnig immer weiter. Es ist, als sänne es auf eine ganz unausdenkbar böse Tat, als käme

Und der Dämmerung ist man ausgeliefert. Sie ist so mächtig, daß man auch nicht im äußersten Winkel des Herzens sich einredet, es gäbe eine Rettung vor ihr, wenn sie groß und alles in Dunkel hüllend sich herabsenkt und eben erst Geschehenes ganz rasch in Vergangenheit verwandelt. Und doch ist die Dämmerung nicht etwas so Feindseliges und Strenges wie das Schneegestöber, sie kommt näher und näher, lind und weich, und ehe das Kind sichs versieht, weist sie bereits raunend den müd blickenden Augen die liebsten Erinnerungsbilder vor: um diese Stunde pflegte die verstorbene Mutter im Stall zu tun zu haben, und das Kind saß geborgen drinnen in der Hütte und wartete auf seine Milch. Zusammen mit der Katze, die auf dem Ofenrand schlief.

Auch jetzt miaut die Katze, und das kleine Mädchen fährt zusammen; allzu nahe waren die Bilder aus der Vergangenheit an sie herangetreten. Aber sie wagt doch nicht hinzugehen und das Tier hinauszulassen. Nachdem es eine Weile gewinselt, hört es auf und legt sich teilnahmlos auf den Fußboden. Es entgleitet allmählich der Aufmerksamkeit des Kindes, bleibt nur als schwache Vorstellung in dessen Bewußtsein, während das Auge wieder Schutz bei der Dämmerung sucht, bei der Dämmerung dieses Abends. Sie wächst mehr und mehr, und schließlich läßt die Spannung des Hinausstarrens nach, ohne daß das Kind selber es merkt, und löst sich. Die Züge des Schneeungetüms verwischen sich, das grauenerregende Wesen verschwimmt, es ist nur noch wie ein vor der Arbeit heimkehrender Tagelöhner, willenlos und schlapp.

Noch ist etwas von Spannung in der Dämmerung, wie sie da ihre eigenen Gedankenfäden spinnt, denen das Kind nur wie einem einlullenden Murmeln zu lauschen braucht, ohne nachzugrübeln, noch sich zu bangen. Die Katze ist auf die Bank gesprungen und hat sich neben das Kind gesetzt. Sie gibt schon einen guten Kameraden ab: mollig, heimelig und vertraut.

So in die Dämmerung hineinlauschend, verharrt die Kleine auf

ihrem Platz. Sie sieht Ainus Gestalt im Hof auftauchen, aber das rüttelt sie nicht weiter auf, obgleich es ein behagliches Gefühl ist. Die Katze läuft zur Tür, als Ainu kommt. Und schon erscheint im Hof eine zweite Gestalt: der Vater kehrt von der Arbeit heim. Die Lampe wird angezündet, und nun fängt der richtige Abend an, zu dem auch der Vater gehört. Er sagt, dort draußen finge der Schnee an, schon Wasser zu werden, aber er hätte ja allerdings heute ein tolles Unwesen getrieben. So plaudert der Vater mit seinen Kindern sogar übers Wetter, da er ja niemand Besseres zur Unterhaltung hat.

Die Sechsjährige geht auch noch mal auf den Hof hinaus, als es schon stockfinster ist. Nun läßt sie die Schrecken des Tages als angenehme Nachwehen ins Bewußtsein dringen. Um so vergnüglicher ist es dann, in die Hütte zurückzuspringen, dort den Schnee von den Schuhen zu kratzen und dicke kleine Schneebälle draus zu ballen.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne. Der Schnee ist nach Mitternacht etwas gefroren. Zu dem Ungetüm vorm Kuhstall mit dem Rachen kann man jetzt, wo ein neuer Tag ist und die Verhältnisse ganz anders sind, hingehen und es auch aus der Nähe betrachten. Man kann auch irgendein Spielzeug von drinnen holen, es in eine passende Spalte unter das Schneedach stecken und dann in die Hütte zurücklaufen und vom Fenster aus nachsehen, wie es sich da macht ... Die Natur ist heute nichts weiter Absonderliches. Sie ist wieder dasselbe wie das Leben.

Aus dem Finnischen von Rita Öhquist

*

Ich kam an die Stätten meiner Geburt, und ich fragte: die Freunde meiner Jugend, wo sind sie? – –
Und ein Echo antwortete: wo sind sie? – –

Inschrift an einem Denkstein in Dinkelsbühl



Otto Nebelthau

Die Gräfin Mathilde von Toscana

Über die Gipfel der Apenninen geflogen, gab Föhn der Juninacht summenden Schauer, schroff fielen und wild die Matten ringsum im Gewog des Vorgebirgs in die Täler hinab, lagen gelb und verbrannt von sengender Hitze ums Schloß Canossa. Satt-gelbes Mondlicht quälte die Landschaft.

Anselm von Lucca, Beichtvater der Gräfin Mathilde, erhob sich vom Lager, es war erst gegen den Morgen, doch ihn verließ der Schlaf in der Kammer, weil ihm die Beichte der Herrin bevorstand. Wie er das Wecken im Kloster vernahm, kam ihm der Weckruf ins Ohr, den er als Knabe in Rom auf der Pritsche vernommen, wo er verstört dann von strohüberschütteten Brettern die Arme zur Kutte gereckt. Oft hatte die dornige Rute die Füße des Schläfers getroffen, der nicht sofort sich erhob. Mit bloßen Füßen mußten sie dann im Kloster Santa Maria in Rom, Hildebrand und der verderbte Freund Hugo Candidus, über die Steine, so kalt, durch den Kreuzgang, in dessen Mitte der Rasen lag, in die Kirche zum Frühamt, wo sie der Wunsch nach dem Morgentrank aufrecht erhielt, die noch unverständigen Herzen.

Anselm von Lucca trat auf den Hof. Da kamen die Mönche, gleich Schatten und nebeneinander zu zweit, aus der Tiefe des Klosters. Denn das lag ins Gestein eingehaun, es fand nicht mehr Platz auf dem Riff des Felsenschlosses Canossa, ein Turm nur zeigte es an, schmal unter den andern ragenden Türmen, die in die zerklüftete Landschaft warnten, die Türme des Schlosses, die Türme der Wächter.

Eng war der Hof und füllte sich bald. Es kamen auch aus den Quartieren, den leeren Zellen des Klosters, den Kellern der Burg, aus allen Winkeln des steilen Felsens, wo jeder Klafter bewohnt und benutzt war, die Ritter der Gräfin Mathilde, Gebieterin von Toscana, wohl hundert Mann, die Leibgarde, ausgesucht aus den Ländern wie des Heiligen Vaters Legaten. Auch kamen

viel Gäste, die Fremden von auswärts, und waren die frühe Messe lang nicht gewohnt. Bollwerk zwischen Rom und dem Reich war die Herrschaft der Gräfin. Wer sich Vorteil versprach und wer der rollenden Wucht der Ereignisse nah sein wollte, damit er dran teilnahm und am Verteilen, der kam hierher und fügte sich starr der Regel der mächtigen Freundin des Heiligen Vaters. Sie drängten sich dicht vor der Kirche. Die schien hinabzugleiten vom Fels, so nah an den Rand gesetzt; am Turm das Wappentier Petri, als Wetterfahne ein Fisch.

Leichter Morgen tat sich schon auf, der Mond verlor seine Herrschaft, als die Gräfin erschien und das erste Licht auf ihr braunes hartes Gesicht fiel.

Eine Bank nur stand in dem Kirchlein vor dem goldnen Altar und den heiligen Geräten aus Gold und den Bändern und Decken aus Seide, mit leuchtenden Steinen bestickt. Funkelnder Prunk war allein auf den Altar gehäuft. Karg war der Raum sonst. Die Ritter und Mönche konnten nur stehn.

Der Abt des Klosters vollzog den Dienst, Novizen und Kinder halfen, die Schellen zu läuten und die Geräte aus ihren Hüllen zu nehmen, das Buch aufzuschlagen. Schwer war die Luft von dem Kerzenrauch und den atmenden Menschen. Mancher der Gäste war wohl erstaunt ob der Strenge der Ordnung, erhob sich nur schwer, um niederzuknieen, ein um das andere Mal.

Doch allmählich wurden die Fremden bezwungen. Denn sie gewahrten die Tiefe der Demut, mit der die Gräfin der Messe Beispiel ergriff, daß es nicht Beispiel mehr war, sondern Wahrhaftigkeit; daß in Wahrheit der Leib des Herrn verwandelt tief in sie einging. Ihr Glaube schlug alle in Bann, die Fremden, die Ritter und Mönche; er machte sie alle beschämt.

Es dachte wohl einer:

„Lebt noch ein Fürst, der mächtiger ist? Ist sie von Gott nicht mit Kraft und Gesundheit bedacht? Ist sie nicht jung? Ist sie nicht reich wie niemand sonst auf der Welt? Ist ihr Verstand nicht geschärft, liest sie nicht Bücher und sitzt zu Gericht wie

ein Mann? – Dennoch liegt sie vor Gott auf den Knieen, als ob sie verarmt sei!"
Endlich wich die Bedrückung. Der Abt verhüllte den heiligen Leib. Flutendes Licht schwoll durchs offene Tor. Die Ritter und Mönche drängten zum Hof, die Fremden suchten ihr Lager noch einmal auf. Anselm von Lucca blieb, und Gräfin Mathilde blieb in der Kirche zurück!
Den Beichtvater schreckte die Stunde! Das war es, was immer ihn schreckte, wenn eben der Schlaf ihn verließ, die Beichte der Gräfin am Morgen. Wie sah er in diese todtraurig-glückstarke, herrschsüchtig-demütige Seele, wenn sie die Wünsche der Nacht von sich warf! Sie trug ein Bildnis in sich, das wollte sie zeigen und doch bedecken, das wollte sie tilgen, und das war doch die Rettung. Noch war ihr Glaube nicht rein, sie vermischte ihn noch mit den Brünsten; es verlangte sie noch, sie war noch nicht still.
Das beichtete sie mit schluchzender Stimme, und sie löste das Kleid, um zu leiden, wie auch die frühen Christinnen litten unter der Peitsche der Römer, daß ihre Inbrunst rein aus der Qual und geläutert hervorstieg ... löste das Kleid, daß es den Nacken entblößte, die Schultern, den Rücken und bis zu den Hüften hinabfiel, lehnte sich über die Bank und schloß die Augen und hielt die Hände ineinandergepreßt – inbrünstig bat sie um Strafe. Anselm von Lucca schlug zu. Ihm wuchs im Schlagen die Kraft, schwer schlug er zu mit der Geißel.

Mittag und der Empfang nicht vorüber! Ihr drohte die Kraft zu zerfallen. Bis auf den schmalen Hof stand die Menge vom Morgen an vor dem Saal des Gerichtes: Meldereiter von ihren Städten, neue Gäste, die Zeitung brachten aus allen Ländern der Erde, Unterführer und Baumeister, dunkelhäutige Edelsteinhändler und Elfenbeinschnitzer, arabische Geldverleiher. Sie hielt sich noch aufrecht, empfing Legaten aus Rom, entließ die letzten



Ablaßbrief um 1430

Besucher, unverwirrt den Schwarm auseinanderhaltend, mit ungeschwächtem Befehl.
Doch als auch die Mahlzeit vorüber war, spät schon am Nachmittag, stürzte in ihrem Schlafraum sie hin, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Dienerinnen zogen die schweren Schuh von den Füßen, streiften das Kleid ab, die Haut des Rückens lag bloß, von Geißelhieben zerschunden, mit Schorfen und frischen Wunden bedeckt.
Salbe kam auf die feuchtenden Stellen, es raste der Schmerz. Sie griff an die Pfosten der Bettstatt, es perlte das Blut zu den Wunden; langsam schlich sich ein Zittern ganz durch den Leib. – Schwer von Genuß schlief sie ein.
Durch die offenen Türen kam Kühle des Abends. Hammerschläge auf hangende Balken im Turm des Schlosses hallten die Stunde. Dumpfe Gesänge entströmten dem Kloster. Wind fuhr die Hänge hinab, graublaue Kornfelder streichend, die er zu Wellen trieb, als wollten die Ähren zu Tal.
Wunderbar nach dem Schlaf gekräftigt, zog sich die Gräfin abendlich an, schlang Ketten aus schwarzen Perlen um ihre Arme, um ihren Hals Ketten geflochtenen Golds.
Sie ging durch schmalen Gang in den Raum der Geschäfte. Briefe bedeckten den Tisch, Regale trugen die Bücher: die Bibel, Dichter der heidnischen Zeit, Rechtssprüche, kirchliche Schriften. Zu ihr wurde der Pfarrer geführt der Stadt, die nah bei dem Schloß lag, der Pfarrer der Basilika des heiligen Prosperus in der Stadt Reggio. Der war gekommen mit seinem Weib.
Die Gräfin ließ die Besucher sich setzen, einen stämmigen Mann, nicht mehr jung, und seine bäuerische Frau, deren Gesicht überhaucht war von milchiger Blässe. Außerhalb des Empfanges war er bestellt für eine letzte Ermahnung.
Denn dem Befehl aus Rom widersetzte er sich. Das war ein Befehl, schon seit langem erlassen, doch niemals befolgt: daß die Pfarrer durch keine Heirat, von keinem Gedanken an eine Frau

in ihrem Amt geschwächt werden dürften, daß sie der Erbsünde Zorn nicht erreiche. – Jetzt hatte der Papst den Befehl aus der Tiefe seiner Gesichte und seines Willens zum Weltreich erneuert, um die Wächter zu schaffen über die Menschheit, die unbestechlichen Wächter, die nicht der Bedrückung des Tages und feindlicher Lust erlägen.

Zögernd fiel die Stimme der Gräfin, gebrochenen Klangs, in die Frage:

„Pfarrer, gehorchst du immer noch nicht? Läßt nicht vom Unrecht, bringst mit dir die Frau als Beweis deines Widerstands? Rührst deine ganze Gemeinde auf!"

Der Pfarrer hatte den Mut, die Entscheidung nicht zu verschleppen. Die Herrin, sie konnte ihn stürzen. Es half nur die Wahrheit, es half kein Ausweichen mehr, die Wahrheit nur konnte ihn retten.

„Mit einem Weibe zu leben, Gräfin Mathilde, das soll ein Verbot sein für die Armen im Geist; für die soll es gelten, die unserer Kirche ein Greuel sind, die in den Kneipen sitzen mit ihren Dirnen und das Gewand zum Entsetzen der Gläubigen tragen, die mit dem Geld ihrer Väter das Amt sich erkauften! – Lang lag es verschüttet, das schwere Verbot, nun hebt es sich wieder empor, trifft die, die längst schon gewandelt sind zu Kämpfern für den erwachenden Glauben. Nun trifft es alle und nicht nur die, für die es entstand. Unermeßliches Leid kommt über die Menschheit!"

Die Gräfin saß aufrecht, lehnte den Rücken nicht an. Ihr Gesicht bekam Flecken:

„Halbheit löscht doch die Sünde nicht aus! Halbheit kennt immer wieder den Ausweg. Es soll doch den Frieden dir bringen, wenn du gehorchst. Über der Qual der Natur sollst du stehn, daß du sie stillen kannst alle den andern. Ahnst du denn, Pfarrer, die Kraft, die in dir wohnen soll? Laß die Armen im Geist nur versinken, Gottes Strafe tilgt sie schon aus, aber die Reinen müssen erhöht sein. Wunschlos müssen sie sein, untadelig die Hände, die sie zur

Andacht falten. Sind sie voll Tadel, packt sie die Kleinheit des Kampfes, der um die Frau geht, dann zerrt sie der Wunsch zu Boden, ihr zu gefallen, ihr Genüge zu tun."
Die Frau erschrak, sie wollte die Antwort geben. Aber der Mann kam ihr zuvor:
„Wunschlos, untadelig? Gräfin Mathilde, wie lebe ich denn? Wo steht es geschrieben, daß ich nicht zeugen soll? Gott – ist denn Gott für den Tod, nicht für das Leben? Ist denn nicht das Gefühl, das den Menschen zum Menschen drängt, ebenfalls heilig, schließt sich auch da nicht die Seele auf, so daß sie weit wird zum Preise des Schöpfers? Dunkel wird unser Trieb, knechtet man ihn."
Das war die Antwort, so zum Ermüden gehört, so fern allem Glück, so mit Stumpfheit behaftet! Wenig half die Ermahnung, das freundliche Wort: niemand bekehrt sich in Freiheit zur Aufschau. Leidet sein Leib, so bietet die nackte Natur er zum Zeugnis an, daß er wie jene wächst, daß Gott auch jene schuf mit ihrer Brunst.
„Pfarrer, Heirat, das ist doch Sorge, das ist doch Güte für einen Menschen, das ist doch Teilung der Kraft und des Willens, das ist doch Raub an der Andacht. Andacht raubst du allen den Seelen deiner Gemeinde. Kommst du von deiner Frau aus gemeinsamer Kammer, löschst du die Weihe des Altars aus."
Trauer und Bitterkeit packten den Pfarrer:
„Jung bist du, Gräfin Mathilde, bist noch nicht dreißig Jahr, verhärtest dich so! Stöhnt doch seit jenem Verbot vor Kummer die Welt! Rotten sich Zweifler zusammen, die Nächte sind schlaflos, krümmt die Natur sich vor dem Befehl, zuckt voller Schmerzen, schlägt aus, erhebt sich zu rasendem Aufstand! Freude fällt von den Menschen, Angst treibt sie zur Hast, die Speise schmeckt ihnen nicht, der Trank nicht, die Ruhe des häuslichen Herds ist zerstört. Ruft doch Paulus dir zu: ‚Ist die Enthaltsamkeit über die Kraft, so laß sie freien; Freien ist besser als Qualen der Brunst!' – Dunklen Wolken gleich liegen die Hände des

Papstes auf uns. Gräfin Mathilde, du, seine Dienerin, die du die Burgen für seinen Schutz baust, suche den Ausweg für uns!"
Schwer waren die Augen der Gräfin:
„Wer soll dir denn glauben, daß du erbebt bist, daß du die Ruhe erflehst, daß Gottes Sohn für uns litt, wenn deine Kleinheit gegen dich zeugt, die immer um dich ist, dein mangelnder Wille zur Überwindung? Größere Seelen als deine verlangt der Heilige Vater, nicht mehr gehemmte, nicht vom Alltag beschmutzte!"
Der Pfarrer rief:
„Bedenkst du denn, Gräfin Mathilde, daß ich nicht allein bin, nicht mein Gewissen allein, das sich wehrt in Verzweiflung?! Tausende trifft wie mich das Verbot, Tausende Frauen und Kinder und frohe Gemeinden weit in den Ländern des Glaubens! Aufstand des Blutes wird furchtbar genährt, es verkümmert die Andacht! Sehnsucht treibt uns zum König, sei er auch noch so verderbt; er tötet das Leben nicht, tötet nicht Gottes Natur! – Das Reichskonzil trat nicht zusammen, weil die Pfarrer nicht glaubten, daß das Verbot ein Gottesbefehl sei! Mag doch die Kraft des Heiligen Vaters an uns zerschellen!"
Tränen netzten die Augen seiner gequälten Frau:
„Was will denn Papst Gregor? Was will der furchtbare Mann? Erntet er nichts doch als Kummer mit seinen Verboten! Stehn wir Fraun nicht am Herd und füllen den leeren Topf dem, der vorüberkommt, jedem der Armen? Pflegen wir nicht die Kranken und Siechen? Hängen dem Manne nicht an, dem Einen, wie es geschrieben steht? – Es ist nicht von Gott, was der Heilige Vater befiehlt!"
Fassungslos, völlig verwirrt brach sie aus:
„Papst Gregor selbst – lebt er nicht selbst in Schuld? – Lebt er nicht selbst mit einer Frau?"
Hart griff sie der Pfarrer am Arm, sie wimmerte leise:
„Es ist doch wahr!"
Die Augen brannten im blassen Gesicht ihres Mannes, als er sein Urteil empfing:

„Pfarrer, so wirst du bald selbst schrein, unbelehrbar, verloren!"
Die Gräfin stützte sich, als sie aufstand:
„Der Zutritt zur Kirche wird dir verwehrt! Dein Amt wird vergeben!"

Wie ein Schrei war ihr Brief an den Heiligen Vater.
„Ich bin gerüstet, was immer auch kommen mag! Nie ist ein Auftrag zu groß! Schande wär es für mich, könnte man sagen, ein Weib gäb mit Dingen sich ab, für die es nicht tauge, wolle den Fürsten nur spielen!"
Sie schrieb im Lichte der Kerzen:
„Selber schreibst du, du müßtest täglich die Ängste und Nöte eines kreißenden Weibes erdulden? Du bätest Jesum darum, Er möge dich auslöschen oder ein Zeichen dir setzen, daß dein Leben nutzbringend sei? – Der Tag wird kommen, da du die Könige alle bekehrst und alle das Kreuzbanner tragen. Daß sie dir folgen zum Grab des Erlösers, damit die Fahne über Jerusalem weht. Vorher bricht vieles zusammen! – Bitte Jesum um Stärke!"
Und sie dachte, was bisher geschehn, sei nur unendlich gering. Sie schloß den Bericht: „Mathilde, ist sie von Rang, so von Gottes Gnaden. Canossa, im Juni."

Aus dem Roman „Der Ritt nach Canossa"

*

Ick lew wat fin is
Wenn 't ock nich min is,
Wenn 't ock min nich warden kann,
Hew ick doch min Freude dran.

Plattdeutscher Spruch

*

Friedrich Hölderlin

An den Äther

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Äther! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Othem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährst sie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachstum.

Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse,
Daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Über die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Tieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.

Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephir, über den Bach, der reißend hinabschäumt,
Hin und wieder und schweift kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Äthers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,

Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch
mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat,
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Äthers Halle mich trage.
Töricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über dem Boden uns aus, und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd, o Vater Äther! vergebens,
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meeresflut werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht; denn der tiefere Ozean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt – o wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!

Aber indes ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit der bläulichen Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden
Wipfeln,
Vater Äther! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde!

Bücher aus dem Insel-Verlag



Bertram, Ernst: Die Wartburg. Spruchgedichte. In Pappband M 4.—.

Die große Vergangenheit der Wartburg wird in den visionären Versen dieses Buches wieder lebendig. Geschichte und Sage faßt eines Jahrtausends sind mit dieser Burg verknüpft; vom legendären Sängerkrieg an bis zu Wagners „Tannhäuser" ist sie ein Sinnbild deutscher Art und Kunst.

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. Volksausgabe in Leinen M 4.50

Im Zeitpunkt einer ungeheuren Staatsumwälzung, aus der sich das Reich in neuer Gestalt und Ordnung erhebt, bietet sich dem zurückgewandten Blick dieses Buch dar, das sich in erster Linie an den jungen deutschen Menschen wendet, der das Leben seiner Vorfahren kennen lernen will. Es zeigt in einem weiten, aus gründlichsten Kenntnissen erworbenen Überblick die erste große Lebensform des Reichs der Deutschen und die staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Wurzeln unseres völkischen Daseins.

Carossa, Hans: Führung und Geleit. In Leinen M 5.—; kart. M 4.—.

Verwandlung eines von tiefsten Einsichten durchdrungenen Lebens in das verantwortungsbewußte, von lauterster Gesinnung geadelte Wort: in diesem Zeichen sind die Bücher von Hans Carossa geschrieben. Zweier Jahrzehnte hat es bedurft, bis dieser große deutsche Dichter wirkender Besitz einer wachsenden Gemeinde geworden ist. Mit besonderer Freude wird sie dieses Buch in Empfang nehmen, in dem die Beziehungen des Dichters zu vielen Menschen, die ihm auf seinem Wege hilfreich waren, sinnfällig zur Anschauung gebracht sind.

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. In Leinen M 5.—.

Diese Erzählung von dem Pfarrer Vogels und seiner Gemeinde lebt unmittelbar aus den starken Kräften des Bodens, sie ist beseelt von der Liebe des Dichters zur heimatlichen Landschaft. Anton Coolen hat den liebenden Blick für die Menschen des Alltags, er zeigt, wie auch in ihnen das Verhängnis bis zur Vernichtung übermächtig werden kann. Mit rührender Innigkeit läßt er seine Gestalten an der Gnade teilhaben, die sein Glaube aus der Fülle seines Herzens verschenkt.

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50

Kaiser Maximilian von Mexiko ist das tragischste Opfer des Ränkespiels der hohen Politik im 19. Jahrhundert geworden. Jung und

tatenfroh, romantisch und von hohen Idealen erfüllt, sehnt sich der habsburgische Prinz und Bruder des Kaisers Franz Joseph von Österreich nach Herrschaft und Verantwortung; so vorbereitet, läßt er sich von ehrgeizigen Politikern, die im Verein mit Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie ein Kaiserreich in Mexiko zu errichten trachten, in ein Abenteuer hineinlocken, wie es gefährlicher nicht gedacht werden kann.

Es ist dem Grafen Corti, der Zugang zu sonst streng verschlossenen Archiven fand, gelungen, unter Einbeziehung zahlreicher bisher unbekannter Zeugnisse ein packendes Bild der amerikanischen Tragödie zu zeichnen.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Eichendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Gotthelf: Barthli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Kätzchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Schiller: Der Geisterseher – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Man vernimmt hier ein Konzert aus einem bewußt begrenzten Zeitraum höchster deutscher Dichtung, ein Konzert, in dem sich die verschiedensten Stimmen ausgesprochener Charaktere, die verschiedensten Landschaften und Stämme, der Norden wie der Süden, der Osten wie der Westen vermählen. Gerade in unsern Tagen sollte man solchem Schauen und Denken, Sinnen und Trachten, Klingen und Tönen sein Ohr öffnen, damit die höchsten Werte dieses Volkes, seine Maßstäbe und sein eigentliches Wesen klarer und plastischer sich abheben, und damit sie der dunklen Ahnung unsrer Gegenwart wirklich die Prägung eines deutschen Gesichts geben. Deutsche Allgemeine Zeitung.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang (616 Seiten). In Leinen M 4.50.

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfrid und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Rother – Der getreue Wolfdietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Die Wiedererzählung älterer Dichtung ist eine Aufgabe, die jedes Geschlecht von neuem lösen muß. In dieser neuen Ausgabe werden die wesentlichsten Stücke deutscher Heldendichtung in schlichter Erzählung nach den Quellen dargeboten. Ihre Herbheit wurde nicht geglättet, ihr Ungestüm nicht gebändigt: so ragen sie in eine Zeit, die nach großen Maßstäben verlangt. In diesen Gestalten spiegelt sich das Wesen der Deutschen, um dessen Wiedergeburt es von neuem geht.

Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volksgoethe). (3900 Seiten.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. 86.–100. Tausend. In Leinen M 18.—.

Inhalt: Band I: Geleitwort von Gustav Roethe – Einleitung von Erich Schmidt – Gedichte – Faust. Band II: Dramen: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand – Clavigo – Stella – Die Geschwister – Egmont – Iphigenie auf Tauris – Torquato Tasso – Die natürliche Tochter – Pandora – Des Epimenides Erwachen – Aus dem „Maskenzug 1818". Band III: Romane – Novellen – Epische Dichtungen. Band IV: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Band V: Dichtung und Wahrheit. Band VI: Vermischte Schriften: Biographisches – Zur Literatur – Zur Kunst – Zur Naturwissenschaft – Sprüche.

Der Volksgoethe, die vorbildliche Bewältigung der großen Aufgabe, aus den in ihrer Fülle unübersehbar erscheinenden Werken Goethes, diejenigen ganz oder in wesentlichen Teilen auszuwählen, deren Summe den Dichter und Gelehrten am erschöpfendsten darstellt, ist die volkstümlichste Tat der Goethewissenschaft.

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. In Leinen M 8.50.

Jabonah: das ist der Ruf, mit dem die mongolischen Kamel- und Pferdetreiber ihre Tiere ermuntern, wenn die Karawane zum Marsch aufbricht. Jabonah: dieses Wort öffnet ein neues Tor in die lockende Welt der großen Abenteuer. Mit einer beglückenden Frische berichtet Haslund, „der geborene Schilderer asiatischen Lebens", wie Sven Hedin ihn nennt, von der Gründung einer Farm durch eine Gruppe junger Menschen tief in der Mongolei. Er erzählt, wie sie den Boden urbar machen, in gefahrvollen Streifzügen einen Pelzhandel beginnen, er erzählt von seinen Erlebnissen mit Räubern und Schamanen, von der Gefangenschaft im Sowjetgefängnis, von der Überlistung chinesischer Händler und vom Weihnachtsidyll mitten in der Einöde des mongolischen Berglandes.

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Leinen M 3.50.

„Die männlichste der Messiaden", – „ein großes, eindrucksvolles Denkmal deutschen Christentums vor 1100 Jahren", nennt Andreas Heusler in seiner Einführung den „Heliand", den ein sächsischer Geistlicher im Auftrage König Ludwigs des Frommen nach der endgültigen Unterwerfung und Bekehrung der Sachsen schrieb. Nicht den leidenden Christus feiert der Dichter, sondern den heldischen. – Die neue Ausgabe dieses zuerst vor zwölf Jahren bei uns erschienenen Buches wird besonders in einer Zeit kirchlicher Erneuerung vielen willkommen sein.

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. Volksausgabe. 23. Tausend. In Leinen M 3.75.

Aus dem Risorgimento, der Zeit, da Italien um seine Unabhängigkeit und Einheit kämpfte, hat Ricarda Huch die Figur des lombardischen Empörers herausgehoben. Ohne Überschwang und Sentimentalität erzählt sie sein Leben als Sinnbild eines großen Opfers, in einer Sprache, die oft ganz Seele geworden scheint.

Lawrence, D. H.: Der Zigeuner und die Jungfrau. Novellen. Übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 6.—.

David Herbert Lawrence, gleich groß als Seelenerkunder wie als Seelenverkünder, zeigt sich auch in diesem Bande als Meister der Novelle, die auf engem Raum ein ganzes Lebensschicksal formt. Fünf Novellen bilden den Inhalt dieses Bandes, es sind außer der Novelle, die ihm den Titel gegeben hat, die folgenden: „Die Tochter des Pferdehändlers", „Lächeln", „Die Grenzlinie", „Die Hauptmanns-Puppe".

Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit einem Titelbild. 13. Tausend. In Leinen M 3.50.

Im Jahre der 450. Wiederkehr des Tages von Luthers Geburt, die die gesamte evangelische Welt am 10. November feiern wird, legen wir dieses Buch in einer neuen Ausgabe vor. Es gibt ein Bild von Luthers geistiger Eigenart und innerer Entwicklung, es zeigt uns den echten Luther mit den „Löwenaugen, Falkenaugen, Basiliskenaugen", den Mann, der die Geister und Gewissen frei gemacht hat. – Worte Fichtes über Luther leiten das Buch ein.

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. In Leinen M 6.—.

Immer wieder reizt die düstere Problematik des Lebens Heinrichs IV. die Dichter zur Darstellung. In seinem in einer gehobenen Prosa geschriebenen Roman „Der Ritt nach Canossa" hat Otto Nebelthau den Stoff mit sicherem Griff gepackt. Kaisertum und

Papsttum befinden sich auf der Höhe ihres Kampfes um die Macht, den Heinrich durch Unterwerfung als Sieger zu beenden hofft. Dieses Buch darf nicht mit dem landläufigen Maßstab des historischen Romans gemessen werden. Es wechselt in ihm die leidenschaftliche Bewegung eines Dramas mit der Ruhe eines Freskogemäldes großen Stils.

***Rilke**, Rainer Maria: Über Gott. Zwei Briefe.* 4. Tausend. Gebunden M 2.—.

Die Gottesidee ist die Mitte von Rainer Maria Rilkes Denken. In der Auffassung des Stunden-Buches ist Gott ein Werdender, einer, dessen „kommende Konturen" dämmern. Diese beiden Briefe sind Zeugnis für die Wandlung, die sich unter dem Einfluß des Krieges in Rainer Maria Rilke vollzogen hat. Gott ist kein Zukünftiger mehr, er ist ein Hiesiger, wir „bauen" nicht mehr an ihm, er ist in seiner Gesamtheit um uns.

— *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

Diese sieben Jahre umfassen im Schaffen Rilkes eine Epoche, in der aus höchster Entflammung und stärkster Überwindung die ausgereiftesten, erkenntnisvollsten und bekenntnisreichsten Werke seiner Vorkriegszeit entstehen und erscheinen: die beiden Teile der „Neuen Gedichte" und die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge". Um sie treibt des Dichters bald von Einsamkeit, bald von der Unruhe weiter Reisen erfülltes Leben. Immer mehr erschließt sich uns, besonders in den Briefen an einige Frauen von hohem geistigen Rang, das tragische Geheimnis dieses dem schon früh erfühlten Tod heroisch Widerstand leistenden Dichters.

***Schaper**, Edzard H.: Die Insel Tütarsaar.* Roman. In Leinen M 5.—.

Ungewöhnlich wie das Leben ist auch das Buch dieses jungen Dichters, den wir als neuen Autor unseres Verlags mit großen Hoffnungen einführen. Die grüne Insel Tütarsaar, die er im duftig blauen Meer erstehen läßt, ist hoch im Norden versteckt in einer Bucht gelegen und von einem seltsamen Menschen, einem Schafhirten, bewohnt, der für geistesgestört gilt. Ein Fremder, der auf die Insel gerät, erlebt dort, halb gezwungen, viele Abenteuer und erfährt zu seiner unendlichen Bereicherung die hohe Weisheit des von einem geheimnisvollen Glauben Besessenen.

***Schnack**, Friedrich: Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das kleine und große Volk. In Leinen M 4.—.

Was für ein Zauberer ist dieser Friedrich Schnack! Ein armer Junge, Nikolaus Bodenweber, genannt Klick, sein Vater, Buchhalter auf Abbau im Spielzeugladen der Frau Trockenhut, Klicks

Freundin Ali, die elternlose Nichte der Zeitungsfrau Mittwoch, der Hustenonkel, der Kapitän Sassafraß, der Affe Pong, um sie herum eine Menge Volk, ein verlorenes Lotterielos und sein überraschendes Schicksal: aus diesen wunderlichen Gestalten und Ereignissen hat der Zauberblick des Dichters eine Erzählung geschaffen, die alle Eigenschaften besitzt, um ein wahres Volksbuch zu werden.

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. In Leinen M 5.—.

Im Mittelpunkt dieses Romans des berühmten finnischen Dichters steht der Hofbauer Paavo Ahrola, der nach vielen Irrungen den Weg zu dem festen, klaren und gütigen Mädchen, das seine Jugendgeliebte war, zurückfindet. Die gesunde, erdverbundene Welt eines finnischen Bauern umgibt uns, der Zauber des Landes der tausend Seen hält uns gefangen.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. Ungekürzte Volksausgabe (784 Seiten). In Leinen M 3.75.

„Der Nachsommer" ist das Werk, in dem Stifter, auf der Höhe seines Lebens, sein ganzes Wesen gesammelt auszusprechen gedachte. Er ist der wunderbare Spätling Goethischer Aussaat. Abkunft, Besitz, Natur, Liebe, Reinheit des Herzens, Ernst des Geistes, Adel, Schönheit, Ergebung, Weisheit: das ist die Welt dieses Buches, des makellosesten, das seit den Romanen Goethes in unserer Sprache entstanden ist. Wer den ganzen Stifter in einem einzigen Werke besitzen will, greife zum „Nachsommer".

Timmermans, Felix: Die bunte Schüssel. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 4.50; kart. M 3.50.

Ein heiteres Selbstbildnis leitet diesen Band ein. Dann erzählt der Dichter die zarte Legende von der heiligen Elisabeth von Thüringen, die den Mantel des heiligen Franziskus erhielt und bis zu ihrem Tode in Ehren trug. Man erfährt von den Freuden und Leiden des Meisterrauchers Gommarus, von Gustav aus der „Roten Katze", und wie er die Liebe erfuhr, von dem Geheimnis der hundertundzwölf Kopfweiden, der wehmütigen Geschichte der Orangeblüten und von vielem anderen. Auch für die Kinder gibt es zwei allerliebste Erzählungen.

— *Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters. 34. Tausend. Volksausgabe in Leinen M 3.75.

Mit kindlich gläubigem Auge hat der flämische Dichter die heiligen Geschichten von der Verkündigung an bis zur Rückkehr nach Nazareth sich auf dem Boden und unter den Menschen seiner Heimat abspielen sehen und aus diesen Visionen ein wunderbares Buch geschaffen, das viele Herzen schon erhoben und entzückt hat. Dieses

Buch erschien uns neben dem „Pallieter" besonders geeignet, um, zum erstenmal mit Zeichnungen des Dichters geschmückt, als Volksausgabe den Weg zu Tausenden neuer Leser anzutreten.

Waggerl, Karl Heinrich: Das Jahr des Herrn. Roman. In Leinen M 5.50; kart. M 4.50.

Den Rahmen dieses schönen, unpathetischen und reifen Buches bildet der Ablauf der religiösen Feste innerhalb einer Dorfgemeinschaft. Einfache Geschehnisse sind in ihn eingefügt, insbesondere das Leben des Knaben David, auf den der Dichter autobiographische Züge übertragen hat.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer, Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. Volksausgabe in Leinen M 4.50.

Albrecht Dürer: das ist der deutsche Mensch in seinem Ringen um die Form, der ewig grüblerische, problematische und doch auch wieder gläubige, fromme, deutsche Mensch, eine seltsame Vereinigung von nüchterner Sachlichkeit und glühender Erregung. Er steht mitten im Anbruch einer neuen Zeit, die sich mit einer großartigen Anstrengung den Fesseln der Vergangenheit entwindet. Das dreibändige Dürerwerk Emil Waldmanns erscheint nun – nachdem es lange vergriffen gewesen – in neuer Bearbeitung in einem stattlichen Bande. Die Absicht des Verfassers war, ein einfaches und schlichtes Buch über Dürer für die Menschen unserer Zeit zu schreiben.

Dichter unserer Zeit

Beheim-Schwarzbach, Martin: Die Herren der Erde. Roman. In Leinen M 5.50.

– *Die Michaelskinder.* Roman. In Leinen M 6.25.

Bertram, Ernst: Gedichte. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

– *Das Nornenbuch.* Gedichte. In Pappband M 4.—.

– *Der Rhein.* Ein Gedenkbuch. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

– *Straßburg.* Ein Gedichtkreis. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Der Gedichte dritte, vermehrte Auflage. In Leinen M 4.50.

Carossa, Hans: Der Arzt Gion. Eine Erzählung. 50. Tausend. In Leinen M 6.—.

Carossa, Hans: Rumänisches Tagebuch (*aus dem Weltkriege*). 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

– *Eine Kindheit.* 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Verwandlungen einer Jugend.* 15. Tausend. In Leinen M. 5.—.

– *Gedichte.* 10. Tausend. In Leinen M 4.—.

Claes, Ernest: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. 10. Tausend. In Leinen M 4.75.

Frank, Leonhard: Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Die Räuberbande.* Roman. 60. Tausend. Volksausgabe in Leinen M 2.50.

Hardt, Ernst: Gudrun. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 4.—.

– *Tantris der Narr.* Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 4.—.

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 53. Tausend. In Leinen M 5.—.

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend. (1400 Seiten.) In Leinen M 15.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

– *Von den Königen und der Krone.* Roman. 8. Auflage. In Leinen M 5.75.

– *Luthers Glaube.* Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 4.50.

– *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* 11. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Die Verteidigung Roms.* Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Michael Unger.* Roman. 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Der große Krieg in Deutschland.* Gekürzte Volksausgabe. 40. Tausend. In Leinen M 2.50.

Lauesen, Marcus: Und nun warten wir auf das Schiff. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Stilling. 15. Tausend. In Leinen M 6.50.

Der Roman berichtet von den letzten Lebenstagen und dem Sterben der Frau Juliane Hagemeyer, einer unwirklichen Riesin, die nicht wie ein Mensch wirkt, sondern eher wie ein Haus, wie ein ganzes Geschlecht, ein paar Zeitalter. Sie stammt aus der Familie Jessen in einem kleinen Hafenstädtchen Schleswig-Holsteins, sie hat die Glanzzeit dieser Reeder-Familie erlebt und ihren Niedergang, aber sie selbst ist stolz und ungebeugt, bis der Tod ihr die große Angst und die Erkenntnis menschlicher Armut bringt.

Man muß sich in der Literatur lange umsehen, ehe man eine Gestalt von solcher Größe findet. Friedrich Michael.

Mell, Max: Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

Mumelter, Hubert: Zwei ohne Gnade. Roman. In Leinen M 6.—.

Zwei Gestalten treten aus dem Dunkel des Mittelalters in das Licht des Tages, Oswalt von Wolkenstein und Sabina Jäger, zwei selig-unselig Liebende, die einander ebenso anziehen wie abstoßen und einander zum Verhängnis werden müssen. Das historische Drama, das den Sabina-Oswalt-Roman umgibt, ist jener Aufruhr des Tiroler Adels gegen den „Herzog Friedrich mit der leeren Tasche", der zu den bewegtesten und bedeutendsten Zeiten der Tiroler Geschichte gehört.

Rendl, Georg: Der Bienenroman. In Leinen M 5.—.

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.—; in Halbleder M 45.—.

Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stunden-Buch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* 10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899 bis 1902.* 8. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

– *Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906.* 15. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

– *Erste Gedichte.* 21. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Frühe Gedichte.* 26. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Neue Gedichte.* Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Das Buch der Bilder.* 34. Tausend. In Leinen M 5.25.

– *Duineser Elegien.* 15. Tausend. In Leinen M 3.50.

– *Das Stunden-Buch.* (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.

– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Geschichten vom lieben Gott.* 50. Tausend. In Leinen M 4.50.

Andreas-Salomé, Lou: Rainer Maria Rilke. Mit 8 Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 5.—.

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.—.

– *Griechische Heldensagen.* Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

– *Josef Montfort.* Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 7.50.

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

Schnack, Friedrich: Beatus und Sabine. Roman. In Leinen M 4.50.

– *Goldgräber in Franken.* Roman. In Leinen M 4.50.

– *Das Leben der Schmetterlinge.* Roman. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. In Leinen M 4.50.

– *Die Orgel des Himmels.* Roman. In Leinen M 4.50.

Schnack, Friedrich: Sebastian im Wald. Ein Waldroman. 12. Tausend. In Leinen M 4.50.

— *Der Sternenbaum.* Ein Weihnachtsroman. In Leinen M 4.50.

— *Das Zauberauto.* Roman. In Leinen M 4.50.

— *Das blaue Geisterhaus.* Gedichte. In Leinen M 4.50.

— *Vogel Zeitvorbei.* Gedichte. Gebunden M 4.—.

Es ist beglückend, sich in die Werke dieses wahrhaft deutschen Dichters hineinzulesen und hineinzuleben, in dem sich die Liebe zur Heimat und ihren Bewohnern zu Dichtungen von hoher Schönheit entfaltet hat. Keinem wie ihm ist die Gabe verliehen, Wirklichkeit und Sehnsuchtsreich, Welt- und Heimatgefühl zu einer fast magischen Einheit zu verbinden. Seine Werke sind erfüllt von Zuversicht und Vertrauen zu den Menschen und ihrem Tun, sie sind ein franziskanischer Lobgesang auf die Natur in ihrer herrlichen Vielfaltigkeit.

Im Frühjahr 1933 ist dieser Dichter mit seinem Werk zu uns übergegangen.

Ein Sonderverzeichnis aller Werke des Dichters steht unberechnet zur Verfügung.

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. In Leinen M 4.75.

— *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—.

Sillanpää, F. E.: Silja, die Magd. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. 6. Tausend. In Leinen M 6.—.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75.

— *Die Löwenprankes.* Roman. In Halbleinen M 4.50.

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

— *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— *Das Licht in der Laterne.* Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anna Valeton-Hoos. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

— *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— *Das Spiel von den heiligen drei Königen.* Nach der Weihnachtslegende von Felix Timmermans für die Bühne bearbeitet von

Eduard Veterman und Felix Timmermans. Übertragen von Anton Kippenberg. 5. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

Timmermans, Felix: Pallieter. Übertragen von Anna Valeton-Hoos. 100. Tausend. Volksausgabe. In Leinen M 2.50.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. 17. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Schweres Blut.* Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten.) 9. Tausend. In Leinen M 7.—.

Dickens, Charles: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen. Auf Dünndruckpapier. (6100 Seiten.) In Leinen M 45.—.

Inhalt: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Martin Chuzzlewit – Nikolaus Nickelby – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) 30. Tausend. In Leinen M 6.—.

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in dunkelbraunem Leinen M 135.—; in Leder M 235.—.

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Goethes Briefe und Tagebücher.* Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) In Leinen M 18.—; in Leder M 30.—.

– *Gespräche mit Eckermann.* Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) 33. Tausend. In Leinen M 7.50; in Leder M 13.—.

– *Goethes Gespräche* ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) In Leinen M 9.50; in Leder M 16.—.

Goethe: Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

– *Faust.* Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) 140. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50.

– *Sämtliche Gedichte* in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) 29. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

– *Gedichte.* Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 18. Tausend. In Leinen M 3.75.

– *Italienische Reise.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 23. Tausend. (1019 Seiten.) In Leinen M 6.—.

– *Italienische Reise.* Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—.

– *Die Leiden des jungen Werther.* Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von Chodowiecki. Siebente Auflage. In Pappband M 6.—.

– *Liebesgedichte.* Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 26. Tausend. In Pappband M 3.—.

– *Naturwissenschaftliche Schriften.* Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 45 zum großen Teil farbigen Tafeln. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

– *Die Briefe des jungen Goethe.* Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. 29. Tausend. In Leinen M 3.50.

– *Briefe an Frau von Stein.* Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. 30. Tausend. In Leinen M 3.50.

Kühnemann, Eugen: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) In Leinen M 15.—.

Grimmelshausen, H. J. Chr. von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (897 Seiten.) 28. Tausend. In Leinen M 7.50.

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 S.) 21. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

Hölderlin, Friedrich: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Taschenausgabe. 14. Tausend. In Leinen M 3.—; in Leder M 6.—.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Übertragen von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich von Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) 33. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

Kant: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. (4400 Seiten.) In Leinen M 45.—; in Leder M 75.—.

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

– *Briefe.* Herausgegeben von Friedrich Michael. In Leinen M 3.50

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. 10. Tausend. In Halbleinen M 10.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.—; in Schweinsleder M 30.—.

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten.) In Leinen M 45.—; in Leder M 70.—.

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Inhalt: Band I: Das Leben eines Sonderlings. – Band II: Von der Liebe. – Band III: Armance. – Band IV: Rot und Schwarz. – Band V: Lucien Leuwen. – Band VI: Die Kartause von Parma. – Band VII: Zwölf Novellen. – Band VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Stifter, Adalbert: Witiko. Roman. Vollständige Ausgabe. 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 40.—.

Deutsche Vergangenheit

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes in Leinen M 60.—; die einzelnen Bände in Leinen je M 7.50.

Die Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

In diesem Werk fließt aus den zeitgenössischen Quellen die politische, soziale und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit: Chroniken, Lebensbeschreibungen, Briefe, Urkunden, Gesetze, Streitschriften, wissenschaftliche Abhandlungen, Sagen, Lieder und Gedichte: alle Lebensgebiete, alle Meinungen und Richtungen kommen zur Geltung. In den umfangreichen Einleitungen werden Sinn und Ziel der treibenden Kräfte jeder Epoche und der sich wandelnden Formen ihrer Kultur gedeutet.

Große deutsche Männer und Frauen

Bach, Johann Sebastian. Eine Biographie von Ch. S. Terry. Mit einem Geleitwort von Karl Straube. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. 40. Tausend. In Leinen M 5.—.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier. In Halbpergament M 6.50.

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. Dritte Auflage. In Leinen M 6.50.

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. 29. Tausend. In Leinen M 3.50.

Goethes Mutter: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. 68. Tausend. In Leinen M 4.50.

Goethe: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

Hölderlin: Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 3.50.

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Briefe an eine Freundin.* (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 32. Tausend. In Leinen M 3.50.

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.—.

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 25. Tausend. In Leinen M 4.75.

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 6.50.

Yorck-Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Elfte Auflage. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M 10.—.

Märchen, Sagen, Legenden und Lieder

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.—.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Kalckreuth, Max Slevogt, Hans Meid, Schwind, Menzel u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 4.50.

Andersen, Hans Christian: Märchen. Vollständige Ausgabe. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 16. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 22. Tausend. In Leinen M 6.—.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 10. Tausend. In Leinen M 9.—.

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 8. Tausend. In Leinen M 5.—.

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. In Leinen M 2.50.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Volksausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 4.50.

Welt- und Kulturgeschichte

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

Corti, Egon Caesar Conte: Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.

Gandhi, Mahatma: Mein Leben. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von C. F. Andrews. Aus dem Englischen übertragen von Hans Reisiger. In Leinen M 7.50.

Gandhis Lehre und Tat. Von C. F. Andrews. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 7.50.

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

Zweig, Stefan: Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters. Mit 10 Bildtafeln. 50. Tausend. In Leinen M 8.50.

– *Joseph Fouché.* Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.50.

– *Drei Meister (Balzac – Dickens – Dostojewski).* 30. Tausend. In Leinen M 7.—.

– *Der Kampf mit dem Dämon (Hölderlin – Kleist – Nietzsche).* 34. Tausend. In Leinen M 7.—.

– *Drei Dichter ihres Lebens (Casanova – Stendhal – Tolstoi).* 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

Weltliteratur

Bédier, Joseph: Der Roman von Tristan und Isolde. Übertragen von Rudolf G. Binding. 18. Tausend. In Leinen M 4.50.

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

De Coster, Charles: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Übertragen von Albert Wesselski. 50. Tausend. In Leinen M 4.—.

Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von Franz Kuhn. 12. Tausend. In Leinen M 5.75.

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. 82. Tausend. In Leinen M 4.50.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 25. Tausend. In Leinen M 4.50.

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. 9. Tausend. In Leinen M 8.—.

– *Der Regenbogen.* Roman. In Leinen M 6.—.

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. In Leinen M 8.—.

– *Söhne und Liebhaber.* Roman. 6. Tausend. In Leinen M 8.—.

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.25.

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof“. Eine Roman-Trilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Übertragen von T. Francke. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 8.50.

Der Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. Zwei Bände. (880 Seiten.) 10. Tausend. In Leinen M 10.—.

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) In Leinen M 12.—.

Kunst

Allesch, Johannes von: Michael Pacher. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 12.50.

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Gerstenberg, Curt: Hans Multscher. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Glaser, Curt: Lukas Cranach. Mit 121 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.—.

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.—.

– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 11.—.

– *Holland.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 12.50.

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 12.50.

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

Steindorff, *Georg: Die Kunst der Ägypter.* Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Die Kunst Japans. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. In Leinen M 20.—.

Dieses Werk hat der japanische Kunsthistoriker in deutscher Sprache geschrieben.

Weinberger, Martin: Wolfgang Huber. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Die 4.50-Bücher

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

Inhalt: Die Germanen – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen – Fürsten und Ritter – Die Deutschordensritter und der Ordensstaat Preußen – Der deutsche Bauer – Bürger und Hanse – Das deutsche Geistesleben im Mittelalter – Klosterleben im deutschen Mittelalter.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. In Leinen M 4.50.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Volksausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 4.50.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer, Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

Die 3.75-Bücher

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. Volksausgabe. In Leinen M 3.75.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. Ungekürzte Volksausgabe. In Leinen M 3.75.

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 3.75.

Inhalt

Bilder

Den Umschlag zeichnete Rudolf Koch
Gedruckt von der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig

